Uhlands balladen und romanzen

Heinrich Düntzer

Uhland - Balladen und Romanzen.

Goethe - Dichtung und Wahrheit.

Uhlands

Balladen und Romanzen.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Siebente Abtheilung.

Uhlands Balladen und Romanzen.

77. 78.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1890.

Uhlands
Balladen und Romanzen.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Zweite, neu bearbeitete Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1890.

Er greifet in sein Saitenspiel;
Das ist gar hell erklungen.

Inhaltsverzeichniß.

I. Uhland als lyrischer Dichter.

II. Erläuterung der Balladen und Romanzen.

I. Uhland als lyrischer Dichter.

Die Jugend unseres zwei Jahre vor der französischen Staatsumwälzung geborenen Dichters fiel in eine für Württemberg höchst traurige Zeit. Aus den vieljährigen Kriegswirren ging das Herzogthum freilich vergrößert hervor, aber der Herzog, dem die lang ersehnte Kurwürde zu Theil geworden, schuf aus dem neuerworbenen Besitzthum ein Neuwürttemberg und setzte den Streit mit seinen alten Ständen fort. Die schlimmen Zustände des mit dem Fürsten in Zerwürfniß lebenden Landes konnten auf das junge, rein und edel gestimmte Gemüth des stillen Knaben ihren Einfluß nicht verfehlen, berührten sie auch den leichten der Jugend eigenen Sinn nur vorübergehend. Auf der trefflichen Schule seiner Vaterstadt Tübingen gewann dieser bald große Fertigkeit in lateinischen und deutschen Versen, doch mußte allen diesen Versuchen noch jeder selbständige dichterische Gehalt fehlen. Der heranwachsende Knabe versenkte sich gern mit einem Schulkameraden in die schauerlichen Ritterromane von Spieß und Cramer, deren Geschichten sie mit selbstgemalten aufgepappten Figuren darstellten. Später gewann Ossian, der blinde Sänger der geschwundenen Heldenzeiten, mit seinen nebelhaften Geistergestalten Uhlands Neigung, der an diesen ritterlichen Kämpfen und der Noth der den Verlust des Geliebten beklagenden Mädchen

innigen Antheil nahm. Unter den deutschen Dichtern zog ihn der so früh hingeschiedene Hölty an, dessen reine Innigkeit und weiche Wehmuth seine Seele erfreuten. Schon auf der Schule ward er mit der dänischen Geschichte des Chronisten Saxo in der Uebersetzung von Müller bekannt, deren erste Bücher durch die alten nordischen Sagen, wie sie im zwölften Jahrhundert, mit deutschen Dichtungen durchwoben, im Munde des Volkes lebten, ihn sehr glücklich machten. Aber noch viel mächtiger wirkte auf ihn das in einer lateinischen Uebersetzung des zehnten Jahrhunderts erhaltene herrliche deutsche Heldenlied von Walter von Aquitanien und Hildegunde, diese Perle aller altdeutschen Gedichte. Eine Vorlesung von Professor Seybold hatte ihn auf dieses aufmerksam gemacht. „Das hat in mich eingeschlagen", äußerte er in späten Jahren gegen seine Gattin. „Was die klassischen Dichtwerke, trotz meines eifrigen Lesens, mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig da standen, was ich an der neuern Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmucke vermißte, das fand ich hier: frische Bilder und Gestalten, mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach." Zu der altdeutschen und der verwandten altnordischen Sage zog ihn die klare natürliche Einfachheit, die reine Innigkeit und Menschlichkeit, die seiner eigenen auf reines, tiefes Gefühl gerichteten Seelenstimmung so sehr entsprachen. Wenn Uhland hier des rhetorischen Schmuckes der neuern Dichtung gedenkt, so schwebt ihm dabei besonders Schiller vor, der, nach seinen eigenen Aeußerungen vom Jahre 1813, damals in Württemberg der Beherrscher aller jugendlichen Gemüther war. Natürlich konnte auch er sich der mächtigen Wirkung des großen, im engsten Sinne landsmännischen Dichters nicht ganz entziehen; in seinen Gedichten

mußte auch er den schwungvollen idealen Dichtergeist bewundern, aber dieser, der eben jetzt durch seine auf der Höhe der Kunst stehenden Dramen die Welt hinriß, war eine von ihm grundverschiedene Natur. Uhlands Empfindung war mehr innig als glühend, mehr zart als stark, so daß sie nicht rasch sich entzündete und leidenschaftlich ausbrach; langsam erhob sie sich aus träumerischem Versenken, aber um so nachhaltiger und kräftiger, und so ergoß sie sich auch nicht in glühend erregter, sich gewaltig aufschwingender, reichen Bilderschmuck und rhetorischen Glanz entfaltender Darstellung, vielmehr forderte sie eine einfach klare, treffend anschauliche, sich knapp dem Gedanken anschmiegende, ihn rein wiederspiegelnde Sprache. Seine ganze Natur neigte mehr zu Goethes unendlich klarer und reiner, aus der unversieglichen Quelle einer tiefen Natur schöpfenden Weise, deren glühende Wärme ihm freilich abging, wie die entschiedene Ausprägung frischen sinnlichen Genusses in dessen Dichtungen seinem sich einsam fühlenden, äußerlich mehr abstoßenden als anziehenden Wesen weniger zusagte. Von der Wirkung einzelner seiner Schöpfungen auf den zum Jüngling sich entwickelnden Knaben wissen wir nichts, aber es war gewiß kein leeres Wort wenn er selbst in spätern Jahren auf eine Frage Tiecks, welche Dichter besondern Einfluß auf ihn geübt, nur den einzigen Goethe nannte, der nachhaltig auf ihn gewirkt. Goethes „der Geselligkeit gewidmete Lieder“ in dem zu Tübingen im Sommer 1803 erschienenen Taschenbuch auf das folgende Jahr, mußten Uhland durch ihre frische Natürlichkeit sehr anmuthen. Freilich ist die von Sintenis in der Abhandlung „Goethe und Uhland“ (1871) S. 10 ff. ausgeführte Ansicht, daß durch diese Lieder Uhland den eigentlichen Anstoß zu seinen Dichtungen empfangen, durchaus

haltlos und führt zu den wunderlichsten Behauptungen: aber unzweifelhaft haben diese Lieder, welche gerade in die Zeit fielen, wo die ersten Knospen von Uhlands eigenthümlicher Dichtung sich bildeten, auf ihn gewirkt. Varnhagen schrieb fünf Jahre später, Uhlands Gedichte seien goethisch, was er dahin erklärte, sie seien eben so wahr und rein, so frisch und süß, nur das Gefühl spreche aus ihnen und die Anschauung, und deshalb erscheine der Ausdruck immer echt. Die Romantiker zogen den jungen Dichter nur insofern an, als auch sie, von der Verehrung des hingeschwundenen deutschen Alterthums ergriffen, dieses der Gegenwart nahe zu bringen suchten, wie vor allen Tieck, aber ihre künstliche Nachbildung und ihre phantastischen Ausschreitungen sagten ihm nicht zu, ja der dichterisch begabteste der Schule, der so früh heimgegangene Novalis, war seiner Seele zuwider, die bei aller Freude am Alt=, weil Echtdeuschen fest auf dem Boden der Gegenwart stand.

Den eigentlichen Anfang selbständiger Dichtung setzte unser Dichter mit Recht in sein siebzehntes Lebensjahr. Mit diesem, dem Jahre 1803, begann er ein Heft älterer, bis Ende 1805 reichender Dichtungen, das er seinem Freunde Karl Mayer (wohl 1806) übergab. Aus dem Jahre 1803 selbst enthält es ein Gedicht an einen Freund und vier Elegidien.*) Im erstern fordert Uhland einen allgemein gedachten Freund auf, sich mit ihm der Wehmuth zu weihen, welche er allegorisch als seine Liebe bezeichnet, die ihn am Tage begleite, nächtlich an seinem Lager stehe. Notter sieht darin „hölty=matthissonschen Klang“ und „mat=

*) Vgl. Notter „Ludwig Uhland“ S. 30 f. Mayer „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen“ I, 48.

thissonsche Allegorisirung". Aber wir möchten hier eher eine Nachbildung von Goethes vierter römischer Elegie sehen, wo die Göttin Gelegenheit als „ein bräunliches Mädchen" (Uhland sagt „braun ihr Haar") ausführlich beschrieben wird, und die trübselige Stimmung lag eben in Uhland selbst, der freilich seinen Schmerz recht frei ausführt, wenn er, der noch nie die Seinen verlassen hatte, darüber klagt, das Schicksal habe ihn von den Freunden getrieben. Im ersten der Elegidien, das gleichfalls den Einfluß von Goethes römischen Elegien, besonders im Vergleich mit Tiresias, zeigen dürfte, klagt er, die Götter hätten ihm früh das Auge mit Nebel umflort, ihm statt des Schauens Ahnung und Traum verliehen, dagegen freut er sich, daß sie ihm eine fühlende Seele geschenkt, in welcher, wenn eine Saite tönt, gleich viele mittönen. So erscheint schon hier Uhlands dichterischer Hang zu wehmüthiger Auffassung.

Eine reiche Liederfülle brachte das Jahr 1804, in welchem der sieben Monate ältere, mit lebhafter Einbildung begabte, gleichfalls in der dichterischen Form sehr gewandte Justinus Kerner als Studirender der Arzneikunst nach Tübingen kam, wo er mit dem rechtsbeflissenen Uhland vertraute Freundschaft schloß. Ein anderer gefühlvoller junger Dichter, der Jurist Karl Mayer, gleichfalls etwas älter als Uhland, schloß sich ihnen an. So bildete sich ein dichterischer Wettstreit, der nur förderlich wirken konnte. Bestimmt wissen wir von zehn in dem angeführten Hefte sich findenden Liedern*), deren Anzahl, da das Ganze 60 enthielt, noch bedeutender sein wird. Auf eine uns nur dem Namen nach bekannte Elegie folgt ein Mailied, ein „Wehmuthlied", das

*) Vgl. Mayer I, 48 ff.

mit dem Tode des blinden Ossian endet, dessen Sang so lange sehnsuchtsvoll die vorangegangenen Lieben gefeiert habe. Ein zweites Lied, die Berge, erzählt von einer „holden Jungfrau", mit welcher er „wonnebebend" im Schlosse auf schroffer Felsenwand gestanden; durch süße Zauberworte hatte sie die Wildniß froh belebt, aber jetzt sind alle Zauber mit der Zauberin geschwunden, und so mag denn Dunkel „auf die entschmückten Berge hinfallen". In einem andern Gedichte, die Zauberin, steigt eine bleiche Jungfrau in wolkiger Mondnacht zu einem Felsthurme; sie klopft die dort wohnende Zauberin heraus, und beschwört sie, ihr den übers Meer gezogenen Geliebten, den Königssohn Biorn, erscheinen zu lassen. Der Zauber und die Erscheinung werden ausführlich beschrieben. Als die Jungfrau den Geliebten, dessen Brust durchbohrt ist, umarmen will, weicht der Schatten zurück, sie aber fällt entseelt nieder. Die Ballade schließt mit dem Glückwunsche der herzlichen Antheil nehmenden Zauberin, als sie das treue Paar „im seligen Verein zum Haus der Sonne wallen" sieht; sie sollen, wünscht sie, neu leben und lieben, da „der Götter ewge Wonne ihre Lieb' und Treu'". So haben wir hier bereits die Uhland so beliebte Sagenform, daß die um den Geliebten sich härmende Geliebte durch den Tod mit ihm vereinigt wird. Daran schließen sich das nach einigen aus Saxo genommenen Zügen frei gedichtete Gespräch der Helden Sterbegesang (vom 14. Juli), in welchem sich der nordische Glaube an die jenseits in Walhalla die im Kampfe gefallenen Helden lohnende Seligkeit ausspricht, und die nach einer Sage bei demselben Saxo gleichfalls frei behandelte Ballade der blinde König (vom 23. und 24. August). Die erstere, in bewegten Strophen von drei Reimpaaren (der zweite und vierte Vers sind kürzer), ist unter

der Aufschrift die sterbenden Helden, die andere, in achtversigen jambischen Reimstrophen, in welchen gleichfalls die geraden Verse kürzer sind, beide nach späterer Ueberarbeitung, in die Gedichtsammlung übergegangen. So findet sich hier schon die doppelte Art von Uhlands Behandlung der Sagenstoffe, daß er sie entweder frei ausführte oder aus einzelnen überlieferten Zügen sich eine neue Sage schuf. Demselben Kreise und der gleichen Anschauung gehört der Abschied an; es ist das letzte Gespräch zwischen dem über Meer in den Kampf ziehenden Helwin und seiner Geliebten Helwine, das mit der Versicherung der letztern endet, sie werde, wenn er im Tode ihrer gedenke, es sofort empfinden und ihm gleich ins Jenseits folgen. In der weniger gelungenen Ballade die Elfenkluft wird ein Schiffer, dem die Geliebte von den Elfen geraubt ist, von dieser zu neuem Leben ins Reich der Elfen gelockt. Unwahrscheinlich erscheint die Vorstellung der Ballade die Braut, daß der alte König die todkranke Tochter dem Jüngling vermählen will, der die Todte als Braut schmückt und sich dann ersticht, worauf er noch einmal lächelt, wie vorher, als der Vater ihn im festlichen Zuge zur Tochter leitete. Die Ballade die Wallfahrtskirche führt uns eine Liebende vor, die aus Sehnsucht nach dem in den Krieg gezogenen Geliebten stirbt; sie fleht vor dem Altar der Wallfahrtskirche, wo sie in Himmelshöhen den verklärten Geliebten schaut, bei dessen Anblick ihr entzücktes Auge bricht. Gelungener sind die beiden Strophen auf dem Schlosse zu Heidelberg über die dortigen Standbilder der Vorfahren der pfälzischen Fürsten, die, bei allem Wechsel der in der Geschichte lebenden Zeitalter, ruhig zum Himmel aufschauen. Sonderbar wird im Herbstlied ein wehmuthsvolles Fest den entschwundenen Freuden geweiht

und schließlich der Zeit gedacht, wo viele von den jetzt versammelten Freunden in der stillen Gruft ruhen, während ihre freundlichen Bilder die Ueberlebenden noch erfreuen werden. In dem wenig bedeutenden Wunsche an die Eltern zum neuen Jahre erfleht er sich selbst „die milde Gunst der hehren Musen". Wunderlich phantastisch ist das nach Uhlands Gattin*) auch in dieses Jahr gehörende Lied eines Hochwächters, der sich freut, daß er, über der Erde Modezwang, ihr Wehe und ihrer „Fessel Klang" erhoben, „hoch in dem blauen Himmel unter Sternen" lebe, die „sich in blauer Ferne über seinem Haupte drehen", er erst, wenn sein Leib zerfallen, zur kleinen Erde zurückkehren werde. In ein von Notter (S. 25) angeführtes Heft des Jahres 1805, auf dessen Titel der Dichter sich Ludwig Rio**) nennt, sind von den bisher angeführten Gedichten aufgenommen, also damals von ihm gewissermaßen anerkannt, die Wallfahrtskirche, die Braut, an einen Freund und auf dem Schlosse zu Heidelberg. Das Heft muß aus dem Herbst stammen, da es vom Jahre 1805 neun Gedichte enthält, von denen das zuletzt entstandene auf den 11. September fällt.

Aus dem Jahre 1805 gingen 25 Stücke in die Gedichtsammlung über, aber Mayers Heft hat außerdem noch 15. Beginnen wir mit den Liedern der Sammlung, da wir nur die Datirung dieser genau kennen, so gehören dem Januar vier empfindsame Lieder in dem weichen Tone an, der Uhland so viele Herzen ge-

*) Ludwig Uhlands Leben S. 22 ff.

**) Soll es Rino heißen, wie z. B. der Sänger in einem dramatischen Bruchstück Kerners sich nennt (Mayer I, S. 25)? Rynos Gesang aus Ossian findet sich schon in Werthers Leiden übersetzt. Rio, Fluß, scheint wenig passend.

wonnen hat, die Bitte an den Tod, der Erde ihre Söhne zu lassen und nur den Greis, der sich nach seinen Lieben sehne, und den Jüngling, der mit der hingeschiedenen Geliebten vereinigt zu werden verlange, zu entrücken, und die drei kleinen Balladen die Nonne, der Schäfer und der Kranz. In der ersten stirbt die Nonne vor dem Marienbilde aus Sehnsucht nach dem vor ihr heimgegangenen Geliebten, in der zweiten, sehr fein gewendeten härmt die Königstochter aus Liebe zu dem Schäfer, dem sie nicht angehören kann, sich zu Tode, die dritte bezieht sich auf einen von einer wohlthätigen Fee einem Mädchen verliehenen Kranz. In allen drei Gedichten zeigt sich eine besondere Reimform. Im Februar entstanden des Dichters Abendgang, worin der Sonnenuntergang als Zeit der Dichterweihe gefeiert wird, und die Ballade Entsagung, von der treuen, entsagungsvollen Liebe des Sängers. Den wehmüthigen Gedanken der Vergänglichkeit alles menschlichen Glückes sprach im März das Harfnerlied am Hochzeitsmahle, ohne irgend eine Hindeutung auf das jenseitige Leben, tief empfunden aus, das freilich eher unter den Balladen als unter den Liedern, wo es jetzt steht, seine Stelle hätte. Jene Erwartung eines bessern, höhern Daseins tritt in der am 1. April vollendeten lebensmüden Klage der König auf dem Thurm hervor, in welcher die angenommene Lage bedenklich sein würde, setzte sich nicht unser junger Dichter überhaupt, wie das Volkslied, naiv über alle äußern Unwahrscheinlichkeiten hinweg. Auch diesmal stimmte ihn der blühende Mai trübe. In der am Ende des Monats erdichteten Maiklage ergießt sich sein verzweifelnder Schmerz, daß die Geliebte ihm in diesen die Stände scharf schneidenden Zeiten nicht zu Theil werden könne, die Stimme des Herzens schweigen müsse.

Der Juni brachte die schauerliche Ballade die Vätergruft, in welcher der letzte Ritter seines Geschlechts auf den Ruf der Geister seiner Ahnen sich in den in der Grabkapelle für ihn bereit stehenden Sarg legt. Im Juli folgte die Ballade der Sänger, der mit der Liederkunst, die er im stillen gehegt, höchsten Ruhm und Ehre am Königshofe findet. Vom 31. August bis zum Anfang des Herbstes entstanden das Lied eines Armen, dem bei seiner Noth doch nicht alle Freude und Hoffnung fehlt, die an Goethes Klärchen erinnernde Ballade Gretchens Freude, Uhlands erste Dichtung, welche einen heitern Ton anschlägt, dann der etwas gezierte, die Würde und das Glück der Jugend preisende Gesang der Jünglinge und das schwermüthige Lied die Kapelle, welches dem froh unten im Thal singenden Hirtenknaben verkündet, daß man auch ihn einst oben zu Grabe bringen werde. Aus dem Oktober ist das Lied die sanften Tage, welches im Gegensatz zur erhebenden Frühlingslust die stille Ruhe des zu Grabe gehenden, uns zu schweigender Entsagung mahnenden Jahres schildert. Sehr ergiebig war, wie häufig bei Uhland, der November. Das Lied im Herbste ist durch den sonnigen Novembertag veranlaßt, der ihn doch nicht mit dem Scheine des Frühlings zu täuschen vermag. An demselben Tage wurde die schöne Ballade das Schloß am Meer begonnen, am nächsten vollendet; der Schmerz des Königs und der Königin um die früh hingeschiedene Tochter gelangt hier zu einem tief ergreifenden Ausdrucke, wie in dem zwei Tage spätern Gespräch Mönch und Schäfer das Herzweh des Mönches, dem die Welt nun auf ewig erstorben ist. Die beiden Wunder überschriebenen etwas ungelenken Strophen, in welchen derselbe Reim dreimal wiederkehrt, sollen nach Notter (S. 158) durch eine damals vierzehn-

jährige reizende Schwester von Albert Schott veranlaßt sein; dann wären sie die erste Spur, daß den jungen Dichter die Macht der Liebe wirklich angeweht hatte, wenn auch von einer eigentlichen Neigung keine Rede sein kann, da nur die auffallende Veränderung des plötzlich zur Jungfrau gereiften Kindes dargestellt wird, in welcher er ein Wunder des in ihr Herz gefallenen Strahles der Minne sieht, wenn man nicht etwa in dem Schlußverse: „Die Minne hat der Wunder viel“, eine Andeutung sehn will, daß die Minne (das Wort erscheint hier bei ihm zuerst) auch ihn ergriffen hat.*) Jedenfalls ist das sechs Tage später entstandene Lied mein Gesang, das nach der hingeschwundenen Liebeszeit sich zurücksehnt, aber ganz unerwartet mit dem Verlangen nach einer neuen schließt, eine bloße dichterische Erfindung, obgleich Uhland auch hier nicht einen Sänger oder einen Schäfer einführt, sondern in eigenem Namen spricht. Zwei Tage später fällt Schäfers Sonntagslied, ein inniger Ausdruck der andächtigen Stimmung, in welche der einsam in der Ferne weilende Schäfer in der Frühe des Sonntagmorgens durch das zu ihm herüberschallende Geläute versetzt wird. Dagegen zeigt uns das sechs Tage später fallende Lied Entschluß den scheuen Liebenden, der nicht die Augen vor der Liebenden aufzuschlagen, noch weniger ihr seine Liebe zu gestehn wagt, und als er sich einmal zu diesem Entschluß ermannt hat, schon durch ihr Nahen in solche Angst gesetzt wird, daß er sich vor ihr versteckt. Daß dieses, wie man gemeint, auf dasselbe Mädchen sich beziehe, wie das Wunder überschriebene, ist mehr als unwahrscheinlich. Uhland mag von seiner eigenen Scheu im Umgange mit Mädchen den Grundzug

*) Vgl. Goethes Sonett 5 Wachsthum (Erläuterungen II, 255 ff.).

zu dieser launigen Darstellung hergenommen haben. Noch vor dem Ende des Jahres gelang dem Dichter die den lebendigsten Volkston anstimmende Ballade vom treuen Walter (im Versmaße von Goethes untreuem Knaben), der mit der treulosen Geliebten Erbarmen empfindet, obgleich er mit ihr auf immer seine Liebe verloren hat und beider Verlust ewig betrauern will. Alle bisherigen Balladen Uhlands waren mit Ausnahme der nordischen, die sterbenden Helden und der blinde König, erfundene Stoffe einfachster Art, bei denen die auftretenden Personen meist einfach als Schäfer, Sänger, König, Mägdlein, Jungfrau, Nonnen bezeichnet wurden und die Handlung, wenn anders von einer solchen die Rede sein kann, in einen Augenblick fällt: hier zum erstenmal tritt eine lebhaft verlaufende Handlung ein, und wenigstens der Liebende wird mit einem Namen bezeichnet, den der Dichter von seinem geliebten Walter von Aquitanien hernahm. Dieser Fortschritt könnte freilich in der Entwicklung des Dichters selbst begründet liegen, aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir wenigstens eine Mitveranlassung in der Bekanntschaft mit dem ersten Bande von Arnims und Brentanos Sammlung des Knaben Wunderhorn finden, der vor kurzem erschienen war. Wir wissen, daß derselbe einen großen Eindruck auf Uhland übte; selbst daß manches Mittelmäßige, auch einzelne unvollständige Lieder aufgenommen waren, tadelte dieser nicht, da sie zur Erklärung des Kostbaren dienten und für das Ganze nicht ohne Nutzen seien. Nach dem Berichte seiner Gattin (S. 21) wurden ihm erst jetzt Herders Volkslieder (1780. 1781) bekannt, die ihn auf Percys Reliques of ancient English poetry (seit 1765) führten und auch zum Betreiben des Englischen veranlaßten.

In die Gedichte war ursprünglich auch das dem Jahre 1805

angehörende dreistrophige, etwas matte Lied des Gärtners aufgenommen. Das jetzt aus zwei Distichen bestehende Sinngedicht Mutter und Kind bildeten ursprünglich zwei achtzeilige Reimstrophen; die Umarbeitung erfolgte zwei Jahre später. Unter den von der Sammlung ausgeschlossenen Gedichten desselben Jahres erwähnen wir zunächst ein längeres, in wechselnden, bald reimenden, bald reimlosen Versen, für ein Drama Helgo gedichtete Lied der Sänger an die Sterbende, aus dem Uhland später im Freundeskreise Bruchstücke unter der Ueberschrift Helgo an die sterbende Helga mittheilte.*) Es ist ein empfindsames Lied von gar wunderlicher Erfindung, in welches der zu Füßen der sterbenden Geliebten liegende, im letzten Augenblick sie umarmende Sänger sein Gefühl ergießt. Da es Frühling ist, singt er sein „Frühlingslied", daß die todbleiche Geliebte im weißen Kleide, „wie im Sterbekleide", im Garten „auf der lichten Höh'" erscheint; er feiert die „von Verklärung erglühende, in Himmelsfrühling blühende", bittet die Quellen und Lüfte zu schweigen, damit er ihre Worte vernehme. Als sie dann weint, äußert er, „blühende Thränen seien ihrer Seelen Blüte", wonnig sei auch ihr Lenz; auch er habe einst auf seinem nächtlichen Lager geweint und sich den Tod gewünscht, dann sei er aufgesprungen und habe durch sein Saitenspiel beim Mondenschein sich beruhigt; weiter dankt er ihr für die glücklichen Stunden ihrer Liebe, welche „jugendliche Liedertriebe" in ihm geweckt. Einst, fährt er fort, werde er sie im Königssaale singen und auf die Frage liebender Jünglinge und Jungfrauen, wo sie sei, nach dem Himmel deuten, wo sie wandle, von wo sie in holden Träumen

*) Mayer S. 59 ff. Keller, Uhland als Dramatiker S. 75 ff. Helgo und Helga, wie Helwin und Helwine (S. 7).

zu ihm niedersteige. Da sieht er ihr Auge von höherer Verklärung glänzen, dann sich senken; sanft soll jetzt sein Lied die Sterbende „in die ewige Stille wiegen". Ihre Hand sucht im letzten Augenblick noch den Geliebten, dessen Saiten „der Geister wunderbaren Abendgesang" tönen sollen; an ihren Lippen, an ihrem Busen will er „Harmonien des Gefühls tauschen". Das Ganze schließt wunderlich:

Steigender Athem,
Zitternde Hände,
Bebender Herzensschlag!

Uhland hatte sich hier zu einem ihm durchaus fremden Tone überspannt. Fast nicht weniger übertrieben ist die alkäische Ode der Sänger der Wehmuth. Auf die Schilderung der Seele des Sängers, die zur höhern Heimat ewigen Frühlings sich zurücksehnt, jeden leisen Wehlaut in der Natur und dem Weltgetümmel vernimmt, folgt die Erzählung, wie er am Abend zur Wundergrotte des Klaggesangs wandert, wo ihm „üppig des Trauergesangs Born springt", nnd dann vom Heiligthum in stiller Wonne zurückkehrt, umweht von seinem „tönenden Wehmuthsliede". Der antiken lyrischen Versmasse hat sich Uhland später ganz enthalten; am fernsten lag ihm die künstliche alkäische Strophe, zu der auch Goethe sich nur einmal, in seinem Mahomet, verirrt hat. In einem andern, Apathie überschriebenen Liede glaubt der Unglückliche, der so manches Jahr mit dem Schmerz gerungen, sich zur sorglosen Gleichgültigkeit durchgerungen zu haben, als ihn die Erinnerung mit neuer Wehmuth ergreift. In das Jahr 1805 gehört auch der Entwurf einer Tragödie Achilleus' Tod, welche die Idee darstellen sollte, daß unsere Entschlüsse, wenn wir sie nur ganz und fest gefaßt, auch wenn das Schicksal

ihre Ausführung hindere, vollendet seien; die Vorliebe für das Romantische brachte ihn davon ab.

Das Jahr, welches für Uhlands Dichtung so ergiebig geworden und mit einer neuen Wendung seiner Balladen schloß, hatte Deutschlands Macht die schwerste Wunde geschlagen; es endete, obgleich es Württemberg eine Vergrößerung brachte, für jeden sein Vaterland liebenden Deutschen höchst traurig. Napoleon hatte am 2. Oktober den Kurfürsten zu einem Bündniß und zur Stellung von 8000 Mann genöthigt, die mit den baierischen Truppen sich gegen das mit Rußland verbündete Oesterreich wandten. Nach der schrecklichen Kaiserschlacht bei Austerlitz hatte Oestreich in den Verlust seiner schönsten Provinzen willigen müssen, von denen ein Theil Württemberg als französischem Vasallen zufiel. Der Kurfürst hob am 30. Dezember die alte Verfassung auf; am Neujahrstage nahm er den Königstitel an. Den achtzehnjährigen, an deutschem Wesen und Recht festhaltenden Uhland mußte dies tief bewegen, wenn er auch in dem Neujahrswunsche an seine Eltern sich mit dem Troste beruhigte;

Ob stürzen auch die stolzen Festen,
Ob auch die Reiche untergehn;
Die Hütte war vor den Palästen,
Sie wird nach ihnen noch bestehn.
Das Schicksal, das mit Riesenschritten
Die Throne zu zertrümmern eilt,
Es zieht vorüber an den Hütten,
Wo nur der Gott des Friedens weilt.

Aus den vier ersten Monaten des Jahres 1806 ist uns nur ein lyrisches Gedicht bekannt, die am 30. Januar gedichtete mystische und als solche rein gefühlte Ballade der Pilger, wohl durch Schillers Lied der Pilgrim veranlaßt. In diese Zeit mögen

auch die Bruchstücke aus dem Heldenbuch fallen, die Linde zu Garten und Otnits Rächer, die von der Gedichtsammlung ausgeschlossen wurden. Vielleicht lernte Uhland auch erst um diese Zeit unser Nibelungenlied kennen, das ihn, als er wenige Strophen daraus vorlesen hörte, so tief ergriff, daß er sich zu eingehender Beschäftigung mit dieser Dichtung getrieben fühlte. Den Eindruck, den des Knaben Wunderhorn auf ihn geübt, hatte Goethes warm empfehlende ausführliche Anzeige im Januarheft der jenaer Literaturzeitung noch gesteigert.

Erst Mitte Mai kehrte Uhland zur lyrischen Dichtung zurück. Am 15. schrieb er in Strophen aus einem doppelten Reimpaare die den echten Volkston glücklich anstimmende Ballade Abschied, welche den Schmerz des Mädchens und des scheidenden Burschen schildert, die beide sich ihre Liebe nicht zu gestehn gewagt haben. Den folgenden Tag vollendete er den die Sehnsucht nach der ewigen Liebe aussprechenden Gesang der Nonnen. Dem 1. Juni gehört die ergreifende Ballade des Knaben Tod an, welche wir aber nur in der verkürzten Fassung des folgenden Jahres kennen*), wie dem nächsten Tage die beiden fünfversigen, einen dreifachen Reim zeigenden Strophen in der Ferne (Wanderlied 3), wo Vöglein und Blümlein den empfindsamen Wanderer an die Geliebte erinnern. Aus voller Brust sang er am 29. Juni des Knaben Berglied, aus dem der frische Freiheitssinn des Berglebens munter hervordringt. Nicht in die Gedichtsammlung aufgenommen wurden das etwas gezierte Lied an ihre Laute (vom 6. August)**), worin der Dichter die um ihr Glück be-

*) Am 26. Dezember 1807 schreibt Uhland an Mayer, des Knaben Tod und Mutter und Kind seien „neuerlich etwas umgearbeitet oder vielmehr abgekürzt worden". **) Mayer S. 137.

neidete Laute der Geliebten bittet, ihm zum Erflehen ihrer Liebe zu helfen (in den siebenversigen Strophen findet sich ein dreifacher Reim), und die Klage auf den am 7. August erfolgten Tod der achtzehnjährigen Wilhelmine Gmelin, die deren Freundinnen von ihm gewünscht hatten.*) Am 31. August wurde die längere, wenig ansprechende, auch in der Ausführung nicht gelungene Ballade drei Fräulein gedichtet, in siebenversigen Strophen mit einem zwischen dem letzten Reimpaare eingeschobenen reimlosen Verse. Glücklicher ist die an den beiden ersten Septembertagen gedichtete der schwarze Ritter, wo die ganz eigenthümlich bewegte sechsversige Strophe von besonderer Wirkung ist.

Da sein Freund Friedrich Kölle mit Leo von Seckendorf (der zu seinem Unglück von Weimar als Regierungsrath nach Stuttgart gekommen war, wo er wegen eines angeblichen Majestätsverbrechens eine längere Festungsstrafe hatte verbüßen müssen) in näherer Verbindung stand, so schickte er diesem zur Aufnahme in dessen Musenalmanach für das Jahr 1807 seine Bearbeitungen aus dem Heldenbuch und 27 der seit dem Jahre 1805 entstandenen Gedichte; ausgeschlossen hatte er von den später in die Gedichtsammlung aufgenommenen nur Dichters Abendgang, Maiklage, Lied eines Armen, in der Ferne, des Knaben Tod, Mutter und Kind. Seckendorf wunderte sich sehr, daß er von diesen Dichtern (Uhland hatte auch 8 Lieder seines Freundes Kerner mitgeschickt) noch nichts gehört habe. So erschienen denn diese Gedichte unter der Chiffre L. U.**) zur

*) Notter S. 153 ff. Mayer I, 62 ff.

**) Die Bruchstücke aus dem Heldenbuch standen auf dem ersten bis dritten Bogen, die Lieder, von denen die Balladen nicht geschieden waren, begannen vor dem zehnten.

Zeit, als an die Stelle des deutschen Kaiserreichs der unter Frankreich stehende Rheinbund getreten und das allein noch Napoleon widerstehende Preußen zertrümmert war. Im weitern Laufe des Jahres entstand nur ein Gedicht, die kleine etwas wunderliche Ballade der Traum. Während der nun eintretenden Pause der Dichtung suchte Uhland seinen Geschmack zu bilden und sich in die ältere deutsche Literatur und die Volksdichtung überhaupt zu versenken. Damals hörte er bei Professor Conz, einem alten Freunde Schillers, der sich auch dichterisch versucht hatte, eine Vorlesung über die Theorie der Dichtkunst, worin dieser ihm viel Gutes zu sagen schien. An Seckendorf schrieb er den 18. Oktober: „Der deutsche Dichter, dem es um die wahre, in rüstigem Leben erscheinende Poesie zu thun ist, findet ... so wenig alte Kunden seiner Nation, die sich der bildenden Kraft ohne Sträuben hingäben, und doch auf der andern Seite das tiefste Leben der Seele zur objektiven Erscheinung förderten.... Wir haben zwar einige Volksromane (obgleich wenige der bekanntern ursprünglich deutsche sein mögen), ihre Anzahl ist aber so gering, daß die brauchbaren meist schon von Tieck und andern bearbeitet sind. Leider liegt zwischen uns und den Zeiten, wo solche Mären im Gange waren, eine altkluge Periode, welche auf jene romantischen Kunden verachtend herabsah und sie der Vergessenheit überließ oder gar gewaltsam in dieselbe hinabstieß. Um so ernster sollte man in unsern Tagen darauf denken zu retten, was noch zu retten ist. Aber nicht bloß ursprünglich deutsche, auch die Kunden verwandter Völker, von den Rittern der Tafelrunde, des Grals, Karls des Großen u. s. w., so wie die altnordischen Erzählungen verdienen alle Aufmerksamkeit. Ein Geist des gothischen [von den Gothen in Spanien ausge-

gangenen] Ritterthums hatte sich über die meisten Völker Europas ausgebreitet. Auch gehört manches hierher, was in deutschen und lateinischen Chroniken treuherzig als Geschichte erzählt wird, und oft auch wirklich Geschichte ist, oder doch eine historische Grundlage hat; denn auch die Geschichte der alten Zeit trägt einen romantischen Schein." Solchen „Kunden" nachzuspüren war jetzt sein eifrigstes Streben.

Die innigste Verbindung mit den begabten Dichtern Kerner und Mayer dauerte fort; manche andere gleichfalls dichterisch begabte Juristen und Mediziner waren zu diesen getreten. Ein Hauptstichblatt der Laune des sich fühlenden Dichterkreises bildeten das von Cotta, um dem romantischen Unfug entgegenzutreten, gegründete Morgenblatt und dessen Redakteur, der Satiriker Christof Friedrich Weisser. Da das Morgenblatt nur an den Wochentagen erschien, so gründete Kerner im Verein mit seinen meist auf dessen Zimmer, abends oft beim Wein in einem Gasthause sich versammelnden Genossen ein zur Unterhaltung der Freunde und zur Mittheilung ihrer Dichtungen bestimmtes handschriftliches Sonntagsblatt, das natürlich gegen Weisser häufig losging. Uhland hatte hier den Namen Florens angenommen, Kerner hieß Clarus. Die von beiden entworfene launige Vorrede unterließ nicht auf diese jungen Dichter zu spotten. Von Uhland brachte das Blatt nur ältere ungedruckte Gedichte. Unter diesen befand sich auch der Anfang eines romantischen Gedichtes König Olo, im Versmaße von Herders Cid mit seltenen Reimen. In dem mitgetheilten Anfange nimmt der greise König Ulfar von seinen Söhnen und seinem Reiche segnend Abschied; er erinnert diese, daß der Könige Worte und Thaten über ihrem Leichensteine wie stumme Bilder stehen, und verheißt

2*

ihnen, sein Geist werde ewig unter ihnen liebend walten und sie im engen Bunde mit ihren Völkern halten.*)

Unterdessen hatte Seckendorf den Dichter zur Bearbeitung des ganzen Heldenbuches aufgefordert, dessen Geist ihn aus den gegebenen Proben anwehe. Uhland bemerkte dagegen in seiner Antwort vom 6. März, solche Bearbeitungen könnten, da die altdeutschen Texte noch nicht genau vorlägen, nur vorübergehenden Werth haben. Tieck und andere Dichter hätten schon dadurch viel Gutes geleistet, daß sie alte Worte und Formen wenigstens in einem gewissen Kreise in Kurs gebracht hätten; jüngere Dichter sollten auf diesem Wege muthig fortschreiten und sich mit der Sprache wie mit der Mythologie und der ganzen Poesie unseres Volkes mehr und mehr in traulichen Verkehr setzen. „Wie wäre es, wenn man in Almanachen (wie in Ihrem künftigen Musenalmanach) eine Abtheilung der altdeutschen, die andere der neudeutschen Poesie bestimmte? Es freut mich schon, daß zwei Recensionen Ihres Almanachs aus meinen eigenen Gedichten und aus den Bruchstücken aus dem Heldenbuche Stellen ausheben, ohne zu bemerken, wem sie eigentlich angehören.“ Er selbst habe wenig Neigung zum Dichten; schwer komme er dazu, Gestalten, die er in begeisterten Momenten gesehen und entworfen, in ruhigen auszumalen. Nach poetischen Stoffen sehe er sich vorzüglich deshalb um, weil bloß idealisirte Gestalten nicht so leicht vollkommene Objektivität erhielten wie solche, die dem Dichter lebendig entgegenträten, aber ihr höheres Leben erst von ihm erwarteten; durch letztere werde er in angenehme Selbsttäuschung versetzt, sein unbestimmtes Streben erhalte eine Begränzung, seine

*) Vgl. Mayer I, 24 f.

peinigende Willkür werde gebunden, zwar nicht mit Fesseln, aber durch die Arme der Geliebten. Entschieden spricht sich hierin sein Verlangen nach einer sagenhaften Grundlage seiner Dichtungen aus, deren Mangel er tief empfand, da er sich mit erdichteten Stoffen erschöpft hatte. Seine bisherigen Gedichte, fährt er fort, seien die ersten Gefühle und Lebensansichten einer erwachenden Seele, deren Darstellung dem lyrischen Dichter gestattet sei; doch bildeten sie nur die erste Periode seiner Poesie, die mit den Liedern im Musenalmanach abgeschlossen scheine. Zu dem Sonntagsblatte lieferte Uhland auch ein Bruchstück aus den Nibelungen in Prosa, mit Hindeutungen auf das ganze Gedicht, und zwei altdeutsche Balladen, die er im vorigen Spätherbste auf einer Fußreise in der Schweiz gefunden. Besonders wichtig für seine damalige Anschauung ist ein daselbst gegebener Aufsatz über das Romantische. Das den Griechen ganz fremde Romantische beruhe, hieß es hier, auf der Anknüpfung der Sehnsucht nach dem Unendlichen an irdische Bilder, in denen ein Blick des Unendlichen aufzudämmern scheine. Die Romantik sei hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstelle, was Worte dürftig oder gar nicht aussprechen, sie sei das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns mit der dunkeln Götterwelt im Verkehr erhalten. Viele verwechselten das Wunderbare, das von allen Seiten über uns hereinhänge, mit ihrer Gemeinheit und nennten deshalb die Romantiker Schwärmer, aber gern wollten sie Schwärmer heißen und gläubig eingehn in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandle. Trotz dieser begeisterten Feier der Romantik hielt Uhlands gesunder Sinn ihn von allen Ausschweifungen derselben fern, er wollte nur das Recht des sehnsüchtig ahnenden

Herzens gegen die nüchterne Verständigkeit gewahrt wissen. So war er auch der schwebelnden matthissonschen Empfindsamkeit so wenig geneigt, daß er mit Kerner dieselbe in einer Abendphantasie an Mayer*) parodirte.

In die ersten Monate des Jahres fällt auch sein erstes, später verworfenes Sonett, bei dessen Uebersendung an Freund Kölle er äußerte, diese Form sei, so schön sie auch im einzelnen sich ausnehmen möge, im ganzen unserer Sprache nicht angemessen, da es im Deutschen so viele Worte gäbe, die sich nur auf weniges reimten, wodurch wir genöthigt seien, gewisse reichhaltige Reimendungen zu häufig anzubringen. Die Veranlassung scheint Goethes Sonett im Morgenblatt gegeben zu haben. Am 15. April dichtete Uhland die traurige, wohl ganz frei ersonnene Ballade der Rosengarten in Strophen aus vier jambischen, durch häufige Anapäste bewegten Versen, von denen aber nur die geraden reimen; dazu hatte er sich die merkwürdige Freiheit gestattet, daß bald nur der erste und dritte Vers, bald alle außer dem dritten oder vierten weiblich auslauten, einmal blos die geraden, einmal blos der dritte, sogar ein dreifacher Reim findet sich einmal. Den scheidenden Freunden weihte der Dichter am Anfange des Mai das wenig bedeutende Gedicht Abschied, mit welchem das Sonntagsblatt schloß. Auf Seckendorfs Vorschlag hatte er es unternommen das Geschick der Tochter des Guido da Palenta, Francesca da Rimini, dramatisch darzustellen, das von Dante, den ihr Vater in seiner Noth großmüthig unterstützt hatte, im fünften Gesange der Hölle so rührend bemitleidet worden.**) Dante selbst sollte darin auftreten und das Un-

*) Mayer I, 28 f. **) Vgl. L. Fränkel in der bedeutenden Abhandlung „Ludwig Uhland als Romanist" in Herrigs Archiv LXXX, S. 84.

glück vorahnen, das Stück beginnen und schließen. Nur einzelnes wurde damals in Versen ausgeführt. Früherer Zeit dürfte ein Drama angehören, das mit einem Speerwurfe beginnt, bei welchem die Königssöhne Edgar und Reginbald weiter als die bei ihnen aufgenommenen heimatlosen adligen Jünglinge Emmrich und Friedrich werfen, deren sich die Prinzessin Schwanhilde annimmt.*)

Der Juli erregte wieder auf kurze Zeit die lyrische Stimmung, und zwar, trotz der Trennung von so vielen Freunden, nicht mehr in trübseliger Weise. Er dichtete das heitere Liebeslied Lauf der Welt und die vier Strophen Lieder der Vorzeit, welche Brentanos und Arnims Wunderhorn herzlich begrüßen. Der mehr musikalisch als dichterisch bedeutende Brautgesang bildete den Anfang einer dramatischen Dichtung.**) In diese Zeit werden auch der Sohn des Meeres und des Königs Jagdlied fallen (jetzt das dritte und fünfte Lied des Königssohnes); denn sie erschienen mit den drei zuletzt erwähnten Gedichten, dem Rosengarten und des Knaben Berglied in Seckendorfs Musenalmanach auf das Jahr 1808, mit der Unterschrift L. U. Auch hier wird eine alte Volkssage zu Grunde liegen, die der Dichter in mehrern Liedern zu behandeln gedachte, was er bisher noch nicht versucht hatte, so daß sie eine Erweiterung seiner Balladendichtung waren. In den September fallen das Lied des Gefangenen, eines der Zustandslieder, welche unserm Dichter so wohl gelingen, und seine ersten Stanzen, K. M. (Karl Mayer) überschrieben, die das stille Walten der Liebe feiern und mit dem etwas mystisch gehaltenen Bekenntniß schließen,

---

*) Vgl. Keller S. 71 ff. **) Vgl. Keller S. 79 ff.

daß er der sinnigen Verehrung der Schönheit der Natur sich geweiht. Zu dem kleinen anmuthigen Waldlied des glücklichen Liebhabers, das er am 20. Oktober dichtete, hatte ihn der ungewöhnlich heitere Himmel gestimmt. „Ein einsamer Spaziergang auf und unter den Bergen, wo noch hin und wieder eine verspätete Thyas des abgezogenen Weingottes jubelt, dies ist meine Feier der schönen Herbsttage“, schreibt er am folgenden Tage seinem Freunde Mayer, welchem er eine auf einem Spaziergange entstandene Phantasie eines Abschiedes von der Heimat im Frühling in einer weit ausgeführten prosaischen Darstellung entwirft, deren Schluß den Entwurf eines kleinen Liebesliedes bilden könne. So pflegte Uhland, ähnlich wie Goethe, auf seinen einsamen Spaziergängen sich seine Lieder auszubilden, wie er auf den mit Freunden unternommenen gern im Genusse der ewigen Naturerscheinungen und in seligen Zukunftsträumen schwelgte. In einem wenige Monate spätern Briefe an einen etwas ältern Jugendfreund heißt es: „Auf unsern häufigen Spaziergängen nach Waldhausen, wo wir, unter den blühenden Obstbäumen sitzend, die Sonne untergehn sahen und dann im Scheine des Mondes und der Sterne nach Hause wandelten, eröffneten wir uns unsere Gefühle und Hoffnungen, und wie das weite Thal in dämmernder Mondbeleuchtung unter uns lag, so lag auch die Welt vor uns im magischen Dufte, harrend des hellenden Tageslichtes.“ Der November trieb diesmal, wie vor zwei Jahren, besonders viele lyrische Blüten. Am 7. dichtete er die heitere Liebesstrophe seliger Tod; die denselben Tag entstandenen Greisenworte gehören einem nur flüchtig entworfenen dramatischen Gedicht an. Als er drei Tage später auf einem Abendspaziergang den von Zeit zu Zeit in dunkle Wolken ge-

hüllten Mond über dem tübinger Schlosse stehn sah, dichtete er die schaurige Ballade die drei Lieder von der Rache des Sängers an König Sifrid, bei der auch wohl eine Sage zu Grunde lag. Von seiner reichen dichterischen Stimmung zeugt die Aeußerung des Briefes, mit welchem er am 15. Mayer seine neuesten Sachen schickte: „Vielleicht lass' ich auch einmal meine Poetica zusammendrucken, wenn sie sich noch etwas vermehrt haben.“ Er begann jetzt seine Gedichte in ein großes Buch einzutragen. Dem Freunde dankte er für die Abschrift einer Erzählung, die artig und von hohem Alter, aber nicht romantisch sei. „Wenn du sonst was, ein Lied u. dgl., findest oder hörst“, fährt er fort, „so theil' es mir auch mit. Dichte du selbst nur wacker zu; auch mir macht es jetzt die angenehmsten Stunden.“ So munterten beide, und nicht weniger Kerner, der Dritte im Bunde, der noch in Tübingen weilte, sich gegenseitig zum Dichten an. Ohne Uhlands Namen brachte das Morgenblatt in Nr. 311 und 313 dessen Gedichte die Schlummernde, seliger Tod, Waldlied, Greisenworte, an Sie, die Betende und das Bild der Todten. Am 18. November entstand das anmuthige, das Glück des Besitzes der Geliebten im stillen Kämmerlein lebhaft aussprechende Lied mit der zweideutigen Ueberschrift die Abgeschiedenen, am 22. die vier unbedeutenden Verse die Schlummernde, am 24. die einen launigen Traum schildernde Untreue. Das Lied Mutter und Kind (vgl. S. 13. 17) setzte er damals in zwei Distichen um. Auch anfangs Dezember hielt die lyrische Stimmung noch vor. Den 2. entstand der innige Ausdruck des Schmerzes der Trennung von der Geliebten im ersten der Wanderlieder, den 3. die launige Bauernregel des im Winter des Besitzes seines Schätzchens sich behaglich Freuen=

den. In den Tagen vom 5. bis zum 9. gelang ihm die in zwei Reihen zerfallende, im allerbesten launigen Volkstone geschriebene Romanze der Königssohn und die Schäferin. Merkwürdig ist, daß der Dichter sich dabei in den blühenden Mai versetzt. Auch vier später in die Sammlung nicht aufgenommene Gedichte, die er den 26. an Mayer sandte, werden in den letzten Monaten entstanden sein; die genannte längere Romanze forderte er in demselben Briefe zurück. Eines dieser Gedichte, das am wenigsten gelungene, bezieht sich auf ein Bild der gestorbenen Braut, ein anderes auf ein anmuthiges Erlebniß einer glücklichen Liebe, das dritte fragt, ob die Geliebte das kleine ihr gesandte Lied auch ans Herz gedrückt und empfunden habe, das vierte, ein hübsches Distichon, geht auf die winterliche Flur, wo er sie nicht mehr findet. Im Wettstreit mit den Freunden erging Uhland sich so in allen Arten der lyrischen Dichtung. Die Ausstellungen, die Mayer an seinen Gedichten machte, waren ihm sehr willkommen; solche offenherzige Eröffnungen, schrieb er, hätten ihm schon oft genutzt. Freimüthig äußerte er sich auch über des Freundes Gedichte, die ihn sehr erfreut hatten. Seckendorf hatte unterdessen ihn und seinen Freund Kerner zur Theilnahme an seiner neuen Zeitschrift Prometheus aufgefordert, zu welcher auch Goethe Beiträge versprochen habe. Aergerlich war es unserm Dichter, daß nicht ein allgemein anerkannter Held der Poesie an die Spitze eines Almanachs trete, wie ehemals Schiller, der dadurch so viel geleistet habe. In dieses Jahr dürfte auch Uhlands Lustspiel die unbewohnte Insel fallen, das Kerner von ihm besaß.

Der Januar 1808 trieb ein paar dichterische Blüten. Am 15. entstand das Lied Naturfreiheit, ein gefühlvoller Aus-

druck des sehnsüchtigen Verlangens nach der Befreiung der Natur im Frühlinge; den folgenden Tag wurden die vier Strophen zum Abschied vollendet, in welchen der scheidende Freund (er kehrt hier die wirkliche Lage um, da die Freunde ihn verlassen hatten) den Zurückbleibenden die ewige Dauer ihres Bundes verheißt.*) Beide blieben von der Gedichtsammlung ausgeschlossen. Den 23. schrieb Uhland an Mayer: „Käme ich dazu, eine Sammlung meiner Gedichte herauszugeben (was darum für mich ein interessantes Resultat herbeiführen könnte, weil eine solche Zusammenstellung, die den Autor vollständiger charakterisirt, auch ausführlicherer und bedeutenderer Urtheile gewürdigt zu werden pflegt), so würd' ich solche wohl in drei Bücher abtheilen; das erste enthielte die mehr reflektirenden Gedichte, das zweite Romanzen [dieser waren damals mehr als der Balladen], Balladen und diesen verwandte Gedichte, das dritte eigentliche Lieder, Epigramme ꝛc. Diesen drei Büchern könnte etwa noch ein besonderer Anhang von einigen prosaischen Stücken und den Bearbeitungen aus dem Heldenbuche folgen." Goethe hatte neuerdings seine lyrischen Gedichte in Lieder, vermischte Gedichte, Romanzen und Balladen, Elegien, Episteln und Epigramme getheilt. Uhland führt hier neben den Romanzen und Balladen noch diesen verwandte Gedichte an, unter welchen er solche verstand, in welchen keine eigentliche Handlung sich findet, sondern gewisse typische Personen ihre Zustände selbst aussprechen oder ein belebtes Bild derselben gegeben wird. Sonderbar ist es, daß er zwischen die reflektirenden Gedichte und die Lieder, die seine eigenen Betrachtungen und Gefühle darstellen, die episch-lyrischen Balladen und Romanzen

*) Mayer I, 45 f.

einschiebt, statt diesen den Vortritt einzuräumen oder sie zuletzt folgen zu lassen, und er die eigentlichen Lieder mit den Gedichten in antiken Versarten und südlichen Reimformen in einem Buche verbinden wollte. Kurz derauf, am 28. Februar, bemerkte er dem Freunde: was er ihm von seinen Gedichten geschrieben, sei nur so ein Gedanke gewesen; entschlossen sei er zu nichts, und dies sei ja auch nicht nöthig. Noch immer stiegen Bedenken über den Werth seiner eigenen Dichtung in ihm auf, wie sehr er sich auch bewußt war, nur dem Drange seines Herzens zu folgen; sein eigenes Urtheil und selbst die Stimmen seiner Freunde, die sich gleichfalls als Dichter versuchten, schienen ihm dafür keine sichere Bürgschaft. Daß einige seiner Gedichte vom Dichter Haug, welchem ein Freund Uhlands eine Anzahl derselben mitgetheilt hatte, im Einverständniß mit Cotta, der sich ihm freundlich erzeigen wollte, in das Morgenblatt aufgenommen wurden, das sich über seine in Seckendorfs Almanach erschienenen ungünstig geäußert hatte, geschah wider seinen Willen, und er verhinderte die Fortsetzung. Dagegen gab er auf Cottas Wunsch ein paar seiner neuesten Gedichte in das im Sommer erscheinende Taschenbuch für Damen: das am 4. Februar gedichtete Lied Hohe Liebe, in welchem ein sich abtödtender Frommer, ein „Märtyrer", das Glück der Liebe Gottes hoch über alle irdische Liebe erhebt, die beiden von der Gedichtsammlung ausgeschlossenen Verse von der Liebsten:

Wie Erd' und Himmel sich in ihr umfangen!
Der Augen Sterne bei den Blütenwangen,

und die beiden schönen Stanzen ein Abend (vom 7. März) auf die eben bestattete Jugendgeliebte, die er im Abendroth zu schauen glaubt. Die Beziehung derselben auf die vor fast zwei Jahren

gestorbene Wilhelmine Gmelin ist höchst unwahrscheinlich. Schon am 18. sandte er an Kerner das von der Gedichtsammlung ausgeschlossene Sonett Liebesfeuer*), welches das bei den einsam getrennten Liebenden im Innern sengende, kaum zu den Augen und dem Munde dringende, dagegen beim Wiedersehen ausbrechende und in glühenden Küssen sich ergießende Feuer beschreibt. Am 26. entstand das heitere Sinngedicht Antwort, eine Erwiderung auf ein von der Geliebten geschicktes Röschen, das noch vor dem Abendroth verwelkt ist, am folgenden Tage das Lied die Zufriedenen, eine hübsche Schilderung des am Glücke ihres Zusammenseins unter der Linde sich ergetzenden Liebespaares. Den 11. und 12. April beschäftigten ihn die beiden kleinen Nachts überschriebenen Strophen des vor dem Hause der drinnen ruhenden Geliebten in wolkiger Vollmondnacht an einen Baum gelehnt stehenden Liebhabers, die freilich nicht ganz ohne Anstoß sind und auch den beabsichtigten Vergleich nicht recht hervortreten lassen.**) Glücklicher sind die gleichfalls auf die Geliebte sich beziehenden beiden Distichen Traumdeutung vom 26. Auch andere nicht in die Sammlung übergegangene Gedichte fallen um diese Zeit; denn, als er am 22. April sich nach längerm Schweigen wider einmal an Mayer wandte, legte er diesem außer acht mitgetheilten***) noch ein paar andere unbekannte Spenden seiner Muse bei. Das erste jener acht ist das etwas lose, seit der dritten Ausgabe ausgeschlossene Lied Fräuleins-

*) Bei Mayer I, 85. **) In den Gedichten unter den Liedern. Dann V. 5 ist störend; es soll wohl im Sinne von drauf stehen, wobei aber die Strophen zu sehr auseinander fallen, wie auch das Ganze sich zu keiner Einheit zusammenschließt. Eigenthümlich sind auch dem Hause zu blicken (V. 1) und daß der Himmel mit Wolken dicht hängt (V. 6). ***) Mayer I, 84 ff.

wache, welches das jede Nacht zu ihrem Liebhaber an der Linde schleichende Fräulein diese ihre sonderbare Wache von Vaters Hof und Stalle launig beschreibt. Es folgt ein hübsches Gespräch Ritter und Dame, in welchem jener seines Liebesschmerzes in der Ferne, der schärfer als alles Ungemach ihn gequält habe, diese der Lust des Gedankens an ihr Wiedersehen gedenkt, die ihr lieber als jeder sie sonst erfreuende Genuß gewesen. Dann drei etwas künstliche dem Künstler überschriebene Stanzen, welche dem Dichter die größte Sorgfalt empfehlen und ihn mahnen, das Ganze im Kleinen zu suchen. Auffällt, daß hier die Behandlung der Reimform in der ersten von den zwei folgenden Stanzen und von Uhlands sonstigem Gebrauche abweicht. Weiter zwei Strophen aus drei sechstehalbfüßigen gereimten Jamben, dem Dichter überschrieben: dieser müsse selbst in der schwersten Kümmerniß der Seele reiches Leben entfalten. Endlich das leichte Sinngedicht ihr Brief:

Ob mir der Mund, ob deine Wang' auch fehle,
So küss' ich deinen Brief doch, deine Seele.

So trat hier die eigentliche Balladendichtung auffallend zurück.

Dann aber nahm ihn das juristische Fakultätsexamen so in Anspruch, daß die Muse fast ganz schweigen mußte. Wir kennen aus dem Mai nur die drei Morgen überschriebenen Strophen des aus seiner Verzagtheit erwachten Liebhabers.*) Von seinem „poetischen Vorrath“ schickte er manches an Zeitschriften und Almanache. Das erste Heft von Arnim's Tröst Einsamkeit, Zeitung für Einsiedler, zog ihn, wenn er auch nicht mit allem einverstanden war, durch die darin herrschende Liebe zur

*) Mayer I, 96 f.

alten Zeit und den Geist der Freiheit so mächtig an, daß er das Beste, was er hatte, seine fünf Balladen (die drei Lieder, des Knaben Tod, der Traum, der Königssohn und die Schäferin, in zwei Reihen, und Fräuleinswache) derselben zusandte. Sie erschienen vom Mai bis Juli unter seinem vollen Namen. Anderes bestimmte er für Seckendorfs Prometheus und den mannheimer Almanach. Er befolgte hierbei den Grundsatz, den er auch seinem Freunde Mayer anrieth, nur mit den besten, ganz korrekten Sachen aufzutreten. Von einer Abschrift seiner zur Herausgabe brauchbaren Gedichte auf einzelnen Postpapierblättern hatte er damals bereits die beiden ersten Bücher vollendet. Nach Ueberwindung des Fakultätsexamens wollte sich noch keine dichterische Stimmung einstellen; zwar fühlte er sich einmal zur Ausführung des Anfangs eines im vorigen Sommer entworfenen Trauerspiels Alfer und Auruna getrieben, doch der Anflug schwand schon nach den ersten hundert Versen, und bald kamen die Arbeiten des Advokatenexamens. Am 28. Juli klagte er, daß er seit vorigem Herbste keine zwei Stunden über Tübingen hinausgekommen sei, manche Beschwerde, ja Schmerz auf ihn gedrückt, selten eine mächtige Freude in sein trübes Leben hineingeleuchtet habe. Am 14. August dichtete er das Lied Kreislauf, eine Klage des der Geliebten seit vielen Jahren durch den Tod beraubten Liebhabers: die glücklichen Liebeszeiten schwebten ihm noch immer lebhaft vor, der Tag ihres Verlustes erfülle ihn stets mit tiefem Schmerz; oft empfinde er in demselben Augenblick Glück und Trauer, jede Hoffnung auf Besserung sei ihm geschwunden. Das begonnene Gedicht Rückleben, konnte er damals nicht vollenden.*)

*) Mayer I, 130.

Im September zog ihn die Bekanntschaft des dänisch-deutschen Dichters Oehlenschläger an, dem das zweite, die Romanzen und Balladen enthaltende Buch seiner handschriftlichen Sammlung am besten gefiel; als Stammbuchblatt wählte er sich des Knaben Berglied aus. „Wie sehne ich mich nach der Zeit", schrieb Uhland den 18. September an Mayer, „wo ich von dem Examenswesen befreit bin, wo ich für Freundschaft, Poesie, Natur einmal wieder frei erwarmen kann. Die letzte werd' ich freilich nur gerade noch, wie sie hinstirbt, umarmen und ihrem bleichen Mund ein glühendes Lebewohl aufdrücken können. Heute kam mir eine sonderbare Idee zu einer Art von Roman (zu Hermann von Sachsenheim?); das muß aber alles schweigen."

Am 12. Oktober hatte er das Examen überstanden. Einen Monat später wurde er als Advokat verpflichtet und ihm gleich zu seiner nicht angenehmen Ueberraschung eine Armensache übertragen; hatte er ja, da er zunächst noch seine Doctordissertation schreiben mußte, auf eine kleine Ausspannung gehofft. Gleich darauf machte er die Bekanntschaft des mit Kerner in demselben Hause wohnenden Mediziners und Dichters Varnhagen, der in Berlin schon mit Chamisso einen Musenalmanach herausgegeben hatte. Die lebhafte Theilnahme des nur zwei Jahre ältern, aus Düsseldorf stammenden, in Hamburg herangewachsenen, dann in Berlin gebildeten feinsinnigen und weltgewandten Mannes, der die dichterische Begabung des jungen schwäbischen Sängers sehr hoch stellte, übte auf diesen den glücklichsten Einfluß. Hatte Uhland seit dem Anfang des Jahres nur lyrischen Ergüssen sich hingegeben, so brach jetzt der Trieb zur Balladendichtung wieder hervor. Am 17. und 18. Dezember gelang ihm die Ballade

klein Roland, eine mustergültige volksthümliche Ausprägung der alten Sage. Er las damals Bouterweks Geschichte der englischen Poesie und Beredsamkeit; zwei in derselben (S. 204 f.) mit besonderm Lobe angeführte Stellen aus Kyds The Spanish Tragedy übersetzte er. Auf den 28. Januar 1809 fallen des Goldschmieds Töchterlein, eine wunderliebliche Dichtung von der die Unterschiede des Standes überwindenden Macht der Liebe (in einer zum Ausdruck der Sehnsucht passenden fünfversigen, den vorletzten Vers reimlos lassenden Strophe), an der er sofort eine wirksame Kürzung vornahm, und die aus der Siegfriedsage gleichsam herausgewachsene Ballade das Schwert. Gleichzeitig mit diesen beiden Balladen sandte er seinem Mayer am folgenden Tage das kleine Liebeslied Ungewißheit und das Distichon Weihe, welches den Kuß der Erkorenen als lieblichste Würze des Liedes feiert.*) „Meine Poeterei", schreibt er dabei, „verliert sich beinahe ganz in die Balladen; ich bin wirklich wieder in solchen befangen. Das Buch der Balladen wird auch das größte von den dreien, in die ich meine Gedichte getheilt. [Hier unterscheidet er nicht mehr zwischen Balladen und Romanzen.] Ich dichte vielleicht als Prolog eine Art von Apologie dieses meines Hangs zum Alterthümlichen, ob er gleich nach meiner Ueberzeugung keiner Apologie bedürfte. Ich empfehle vielmehr jedem Dichter, sich recht innig in die Schriften deutschen Alterthums zu versenken und seine Bildung aus dem Stamm des deutschen Vaterlandes erwachsen zu lassen. Wie dadurch ein Dichter zum Nationaldichter wird, zeigt sich bei Goethe. Wie vertraut ist dieser mit echtdeutschen Mythen,

*) Mayer I, 116.

Volkspoesie u. s. w.?" Deutsche Volkssagen und Volkslieder waren die eigentlichen Vorbilder von Uhlands Balladendichtung. Als Varnhagen Ende Februar von Tübingen schied, schrieb Uhland in dessen Stammbuch ein launiges Sonett, das mit der Aeußerung endete, daß er selbst weder Phöbus noch Phöbus' Sohn sei. Auch verstummte seine Dichtung wieder auf einige Zeit, die er zum Theil wohl auf die Durchsicht und Vollendung seiner Gedichte zum Druck verwandte; nur arbeitete er im April mit Kerner nach einer in Karlsruhe vorgefallenen heitern Geschichte an einem possenhaften Singspiel der Bär, zu dem er die Arien lieferte*), von denen ihm selbst später mit Recht noch manche gelungen schienen.**) Auch entwarf er darauf ein possenhaftes Nachspiel zu Kerners König Eginhard, den er mit diesem an seinem Geburtstage, den 9. April, aufführen lassen wollte.***) Cotta lehnte damals, trotz seines Wohlwollens, den Verlag von Uhlands Gedichten höflichst ab. Die Ausarbeitung seiner Dissertation nahm ihn sehr in Anspruch und verstimmte ihn so arg, daß auch der Frühling keine lyrischen Blüten trieb. Am 5. und 6. Mai legte er sich Auszüge aus dem Volksbuche von König Eginhard an, zu dessen dramatischer Bearbeitung er eine Skizze entwarf. Dazu gehörte die am 1. Juni gedichtete Ballade der Sieger, in welcher wir die erste Wirkung der spanischen Literatur finden; denn sie ist in der Form der spanischen romance geschrieben, die aus vierfüßigen trochäischen Versen besteht, von denen die geraden durchgehend auf dieselben Endvokale assoniren. Bei den ältern Dramatikern wird dieselbe meist nur bei Er-

*) Vgl. Keller S. 198 ff. **) Vgl. besonders die Arien „Da wir hörten stets ein Brüllen" und „Als ich noch ein Knabe war" (S. 210 f. 222 ff.).
***) Vgl. Keller S. 184 ff.

zählungen verwandt, während sie seit Calderon selbst in das gewöhnliche Gespräch eingedrungen ist. Uhland dachte damals wenigstens die Erzählungen seines Dramas darin zu schreiben. Der hier redende Ritter stellt lebhaft dar, wie der süße Anblick der Geliebten ihn zu unwiderstehlicher Kraft entflammt hat. Am folgenden Tage vollendete er die schalkhafte Ballade Ritter Paris, wo der spröde Held kaum dadurch zur Liebe gerührt wird, daß die Liebende sich von ihm im Kampfe niederwerfen läßt. Eigentlich hatte er den Stoff in einem prosaischen Roman Hermann von Sachsenheim darstellen wollen, doch stand er von der Ausführung des Romans ab und wollte denselben zu einzelnen Romanzen benutzen. Statt der Assonanz haben wir hier wieder den Reim in den geraden Versen. Drei Tage später fällt das hübsche Distichon im Mai. Noch immer war er auf dramatische Stoffe bedacht. Den Anfang seiner Francesca da Rimini scheint er am Anfang des Jahres abgeschrieben, dann aber die Lust daran verloren zu haben.*) „Einen guten Stoff zu einem Drama“, äußert er den 10. März gegen Kerner, „gäbe vielleicht eine der von Conz übersetzten (altschottischen) Balladen, der junge Tämlän.“ Und nach ausführlicher Angabe des Stoffes, bemerkt er, vielleicht könne er aus einem so romantischen Stoffe etwas machen. „Ob ich dazu komme, weiß der Himmel. Brächten wir beide etwas heraus, um so schöner.“ Seine dramatische Skizze zu Eginhard, meinte er, komme an Originalität Kerners Behandlung nicht von ferne bei; ihn habe eigentlich nur seine Lust am Volksbuche dazu bestimmt. Im Juli zog ihn die lyrische Dichtung wieder vorübergehend an. Am 20. und 21.

*) Keller S. 89 f. Die spätern Szenen (S. 111 ff.) schrieb er nicht ab.

vollendete er die im vorigen Jahre begonnenen beiden Stanzen Rückleben (vgl. S. 31) und das volksthümliche Lied der Schmied, einen hübschen Ausdruck der Freude des Mädchens an seinem Geliebten. Fast drei Wochen später fallen die Ballade die steinerne Braut, die freilich so absonderlich ist, daß Notter sehr unglücklich darin ein Parodie Kerners vermuthen konnte*), und das kleine Lied Nähe. Das letztere ist, obgleich an die Geliebte gerichtet (V. 2), durch einen Besuch bei Prof. Conz veranlaßt, wie Uhland den folgenden Tag bei Uebersendung desselben an Mayer meldet. Demselben schreibt er, auch der Verleger Braun in Heidelberg habe den Verlag seiner Gedichtsammlung höflichst abgelehnt. Schon vorher, bemerkt er, daß er seine Gedichte mit mißtrauischen Augen betrachtet habe. „Es ist mir überhaupt oft, als wäre manches nicht Poesie, was ich sonst dafür hielt. Das bloße Reflektiren oder das Aussprechen von Gefühlen, so schön dies auch sein kann, so sehr mich die Ergüsse einer edlen Seele entzücken können, scheint mir nämlich nicht die eigentliche Poesie auszumachen. Schaffen soll der Dichter, Neues hervorbringen, nicht bloß leiden und das Gegebene beleuchten. Wie weit in dieser Rücksicht meine Gedichte so zu heißen verdienen, kann ich nicht entscheiden. Soviel aber mein' ich doch, daß Kerner ungleich mehr Dichter ist als ich. Ich habe überhaupt zu seinem Talent das größte Vertrauen. Jede Kleinigkeit, die er hinwirft, hat Leben, es springt was hervor. Wenn du nur seinen Antheil am Bären mit dem meinen vergleichen könntest!" Freilich sprudelt der Dichterquell bei Kerner reicher und lustiger, aber Uhland faßt die menschlichen Zustände und Gefühle reiner und

*) Notter S. 105 f. Vgl. dagegen Mayer I, 129.

tiefer, während Kerner sie mit beweglicher Einbildungskraft sich vorspielt; dieser ist frisch und lebhaft, Uhland innig und seelenhaft. Auf den 18. fallen das heitere Liebeslied Vorabend und die von der Gedichtsammlung ausgeschlossene etwas leichte Legende das Wunderbild.*) Am 5. September entstand wieder einmal ein Sonett, der Wald, das einen glücklichen Liebestraum schildert, dessen Verschwinden er beklagt. Vier Tage später teilt er Mayer drei Romanzen seines Hermann von Sachsenheim mit, die in demselben Versmaße wie Ritter Paris geschrieben, aber bei weitem weniger gelungen sind: er vertraut ihm, daß er diesen Roman, von dem er ihm früher ein Stück, das ihm nicht gefallen, in Prosa vorgelesen hatte, jetzt in Romanzen auszuarbeiten sich vorgesetzt habe.*) Außer dieser Romanzenbearbeitung seines Romans hatte er ein Lustspiel die Serenade entworfen, das er auch auszuführen gedachte, und von dem nach dem Volksbuche von Eginhard entworfenen Drama die Entführung einiges in Prosa geschrieben. Leider fühlte er sich damals sehr

*) Mayer I, 138. **) Mayer I, 135 ff. Sie sind als zweite, dritte und vierte Romanze bezeichnet. In der zweiten erscheint das von Hugo als Waise angenommene Clärchen als Pflegerin des Gartens; in der dritten spricht diese dem jungen Ritter Hermann, der morgen in die Welt ziehen soll, ihren Schmerz über die Trennung aus; in der vierten räth diesem der ihn begleitende Amor, mit ihm an den Hof der Venus zu gehn, und er fordert ihn auf zum Abendstern (der Venus) zu schwören, worauf von diesem ein Strahl herabschießt, der auf seinem Mantel als Stern haftet. Ohne Zweifel schwebte dem Dichter hierbei das Gedicht Hermanns von Sachsenheim die Mörin (vom Jahre 1453) vor, von welchem er damals wohl nur den Auszug in Reichards Bibliothek der Romane kannte. Der „freie Schwabe" Hermann erzählt dort von sich selbst, wie er seiner Geliebten die Treue gebrochen, auf wunderbare Weise zum Hofe der Frau Venus entrückt, vor Gericht gestellt worden u. s. w. Vgl. Uhlands Schriften II, 220—229.

unbehaglich, da er allein von allen Bekannten aus Tübingen nicht fortkommen konnte; seine „unruhige Thätigkeit" demüthigte ihn besonders, wenn Jugendbekannte in seiner Vaterstadt eintrafen. „Ich wende mich oft weniger aus Lust und Drang als um mich aus den Bedrängnissen zu flüchten, zur Poesie", vertraut er am 9. seinem Mayer. „Die Resultate mögen aber auch darnach sein", fügt er kleinlaut hinzu. „Es ist vielleicht gar nicht so übel, wenn der Dichter in seinem Innern etwas zerfällt und ihm das jugendliche Schwelgen in Gefühlen und Reflexionen vergeht, damit er mehr das Aeußere, das Leben ergreife, aber dann muß auch ein Aeußeres, ein Leben da sein, und vor allem muß er selbst ein Dichter sein." So hatte er zeitweilen den Glauben an seine eigene Dichtergabe verloren, da es ihm an Lust und einem seine volle Neigung weckenden Stoffe fehlte. Und doch gelangen ihm noch in demselben Monate das echt volksthümliche Lied der gute Kamerad in einer zum Ausdrucke des Schmerzes treffend gewählten fünfversigen jambischen Reimform, in welcher der erste Vers, wie schon 1805 in der Nonne, reimlos blieb, und die gemüthlichen, die Geliebte über Rose und Lilie erhebenden Verse an Sie. Die Bearbeitung der Entführung in Versen unter dem Namen Schildeis fällt in den Anfang Oktober; das in den Gedichten enthaltene Stück ist am 8. und 9. gedichtet.*) Die Form der spanischen Romanze ist hier ausgeschlossen. Den 11. ward das Ganze vollendet. Am 13. und 14. November dichtete Uhland die zweite Szene seines Tamlan (vgl. S. 35), die in den Gedichten unter dem Namen

*) Vgl. Keller S. 124. 159 ff. Nach einer Angabe Uhlands (Keller S. 147) wäre die dritte Szene schon am 1. September entstanden. Aber wahrscheinlich verschrieb sich Uhland, wie dies am Anfange eines neuen Monats so häufig geschieht.

das Ständchen gedruckt ist, doch blieb das Stück zunächst liegen. Dagegen wandte er sich von neuem der lyrischen Dichtung zu. Am 20. entstand des Hirten Winterlied, welches das Glück des liebenden Hirten im Sommer gegen den Winter hübsch schildert, am 27. und 28. die etwas breit gehaltene und gezwungene Ballade der Leitstern, und am letzten das wohl auf einer wirklichen Störung bei Abfassung seiner Dissertation beruhende Lied Schlimme Nachbarin.*) Vom 2. bis zum 10. Dezember fallen die Distichen Achill, Narciß und Echo und Tausch, auch das Sonett erstorbene Liebe; in letzterm klagt der Liebende, daß in ihm und in der früher so glühend geliebten Laura alle Liebe erloschen sei. In den Dezember werden auch noch mehrere Gedichte gehören, die Uhland freilich erst im nächsten Monate seinem Mayer nach längerm Schweigen sandte**): neun Distichen zu Narciß und Echo, eines zu Achill und zwei Helene überschriebene (nur in der ersten Ausgabe der Gedichte stand das erste mit der Veränderung von schwächliches in furchtsames), ein Sonett erträumter Schmerz, das sich auf den Verlust der hingeschiedenen Geliebten in eigenthümlicher, etwas gezwungener Wendung bezieht, und die hübsche Kleinigkeit der Liebesbrief. Den 19. schrieb er die noch fehlende erste Szene seines Tamlan.***) Vor dem Schlusse

---

*) An Mayer schrieb Uhland am 6. Februar 1810 als „scherzhafte Ansicht“ seines unangenehmen Lebens unser Gedicht, nur erhalten wir hier eine andere, ohne Zweifel die ursprüngliche Fassung (V. 4 rück' ich keine Seite, V. 5 „Bald spielt mein Nachbar auf der Flöte“, V. 6 Und führt mir, V. 7 f. „Bald steht am Fenster beim Filete Die angenehme Nachbarin“), und er fügte hinzu, er sei jetzt freilich so weit vorgerückt, daß er mit der Abschrift der Dissertation anfangen könne. **) Mayer I, 148 ff. ***) Keller S. 264. 270 ff.

des Jahres, am 24. Dezember, gelang dem Dichter die ergreifende Umdichtung eines Volksliedes, der Wirthin Töchterlein. Zwei Tage später entwarf er das prosaische Trauerspiel Benno in drei Auftritten, die er am 27. ausführte.

In der zweiten Hälfte des Januar 1810 und anfangs Februar fand sich Uhland wieder sehr dichterisch gestimmt, wenn er auch die Anregung neuer Lebensanschauungen sehr vermißte, welche den in der Ferne gezogenen Freunden so reichlich zu Theil geworden; meinte er ja, dem jungen Dichter sei das Umtreiben in der Fremde das Vortheilhafteste. Dennoch sei diese Zeit seinem „Treiben in der Poeterei" nicht unnütz gewesen, schrieb er, wenigstens habe er etwas geläufiger die Feder führen lernen; außer vielen lyrischen Gedichtchen habe er auch kleinere dramatische Sachen versucht, so ein einaktiges prosaisches Trauerspiel Benno in zwei Tagen gemacht, und sein auf drei Akte berechnetes Drama Tamlan und Jannet bis zur zweiten Szene des zweiten Aktes gebracht. Wann die erste Szene des zweiten Aktes gedichtet sei, wissen wir nicht. In der zweiten Hälfte des Januar schrieb er außer den drei Distichen an Apollo den Schmetterling, die Ruinen und die Rosen das schöne Epigramm auf Tells Platte, die er vor vier Jahren gesehen hatte, und die frischen balladenartigen Gedichte der Räuber und das Schifflein. Von der schottischen Ballade der eifersüchtige König in Herders Volksliedern hatte er, wie er schon am 21. meldet, eine leichte dramatische Skizze gemacht. Die Idee sollte sein „Auflösung des Helden mit seiner Geschichte in Poesie, in Sage, gerade in die zu Grunde liegende Ballade". Auf den 1. Februar fällt das Märznacht genannte Distichon, welches die freudige Gewißheit ausspricht, daß Sturm und Flut auf

den nahen Frühling deuten; zwei Tage später außer dem unbedeutenden Distichon Begräbniß und dem musikalisch sehr glücklichen Sängers Vorüberziehen die treffliche schauervolle Ballade die Rache. Jetzt aber verstummte die Dichtung bis ihm am 16. und 17. März in der spanischen Romanze und ganz in spanischem Ton die Lieder des castilischen Ritters gelangen. Hier haben wir die gewöhnliche Form der Romanze, daß die geraden Verse männlich, die ungeraden weiblich auslauten. Das Umgekehrte war noch im Sieger (oben S. 34) der Fall gewesen.

Am 1. April konnte Uhland endlich seine Dissertation abgeben, die ihn so sehr belästigt hatte; zwei Tage später fand die Promotion statt, und so stand seiner längst ersehnten Reise nach Paris, wo er nach des Vaters Wunsch das französische Recht und Rechtsverfahren näher kennen lernen sollte, während ihn selbst seit langem die reichen Schätze der dortigen großen Bibliothek anlockten, kein weiteres Hinderniß entgegen. Am 6. Mai trat er seine Reise an. Den 10. beantwortete er von Karlsruhe aus, wo er den alemannischen Dichter Hebel kennen gelernt hatte, die freundliche Einladung des romantischen Dichters de la Motte Fouqué, an der Zeitschrift Pantheon Theil zu nehmen, mit der Sendung einiger, von ihm selbst besonders bevorzugten Gedichte, der Ballade das Schifflein und zweier ältern Lieder, seliger Tod (1807) und des Hirten Winterlied (1809), auch wohl mehrerer andern, aus denen er auswählen möge; nur die genannten erschienen später im Pantheon. „Das Schicksal hat mir vielleicht meinen Platz besser angewiesen, als ich es selbst gethan hätte“, äußerte er dabei. „Als ich vor einiger Zeit eine Sammlung meiner Lieder herausgeben wollte, fand ich keinen

Verleger; dagegen fand ich in Journalen u. dgl. freundliche Aufnahme, und scheine so bestimmt zu sein, nicht als einzelne Stimme vorzutreten, sondern nur in den Chor des deutschen Gesanges einzustimmen. Dennoch wünschte ich mir durch die Einrückung meiner Gedichte ins Pantheon nicht die Befugniß zu benehmen, nach einiger Zeit eine Sammlung herauszugeben." In Paris wurden Goethe und Shakespeare gelesen, mit Immanuel Bekker spanische Dramen, ja auch, obgleich ihm die Sprache noch fremd war, Camoens. In einem an eine junge Dame am 29. Juni gerichteten Briefe gedenkt er seiner Anwesenheit bei dem großen Ballfeste, wo er zu seiner höchsten Freude auch den Walzer hörte, welchen er mit ihr so oft getanzt hatte. „Eure Stammbuchblätter habe ich nicht vergessen", schrieb er; „ihr werdet vielleicht auch noch annehmen, was ich hier darauf schreibe." Von solchen Stammbuchblättern scheint sich nichts erhalten zu haben. Am 11. Juli dichtete er in der spanischen Romanzenform den nächtlichen Ritter, sechzehn Tage später die tiefergreifende Ballade der Rosenkranz. Als im Herbste die Bibliothek wieder geöffnet wurde, nahmen die altfranzösischen Dichtungen seine ganze Zeit in Anspruch. Nach einem französischen, ihm, wie es scheint, von Chamisso überlassenen Volksliede*) übersetzte er am 26. September die Königstochter, wobei er sich der Freiheiten des deutschen Volksliedes bediente (der Formen lan, han für lassen, haben und freierer Wortstellung). Derselbe Monat hatte ihm schon vorher die hübsche, den echten Volkston anstimmende Ballade das Reh, das Distichon Amors Pfeil und das reimlose

*) Vgl. P. Eichholtz Uhlands französische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt (1874) S. 12. Archiv für Literaturgeschichte XIV, 91 f. Ueber die Sage Fränkel S. 82—87.

Gedicht Schicksal eingetragen. Am 4. Oktober entstand das Lied das Ständchen, der erste der Sterbeklänge, wo das sterbende Mädchen Engelsstimmen zu vernehmen glaubt. Den 13. Nachts um 10 Uhr dichtete Uhland im Palais royal die Ballade Graf Eberhards Weißdorn in vierzeiligen Strophen von drei Jamben. Daß sie als Prolog zu seiner Bearbeitung altfranzösischer Gedichte bestimmt gewesen*), wäre nur dann denkbar, wenn sie einen andern Schluß gehabt, der Dichter hier angedeutet hätte, daß er den in Paris gepflückten Zweig mitgebracht und auf deutschen Boden verpflanzt habe. Auf den 19. und 21. fällt die Uebersetzung zweier Abenteuer des Grafen Richard Ohnefurcht**), auf den 22. die der Legende von der Kirche St. Michael vom Berge nach der altfranzösischen Reimchronik von Richard Wace Le Roman de Rou et des ducs de Normandie, beide in vierfüßigen männlich oder weiblich auslautenden gereimtem Jamben. Sieben Tage später berichtete er Fouqué: unter den altfranzösischen Dichtungen, mit denen er sich jetzt am liebsten beschäftige, habe er „eine Reihe normännischer Kunden" von eigenthümlicher Trefflichkeit aufgefunden, auch bereits einige übersetzt, eine, die er als Volksroman getroffen, in Balladenform zu bearbeiten begonnen; überhaupt wünschte er eine Sammlung von Uebersetzungen und Bearbeitungen altfranzösischer Dichtungen zusammenzubringen und die durch unangemessene Weitschweifigkeit entstellten, von der schlechten Einkleidung befreit, in einem Gewande zu geben, in welchem sie sich frei bewegen könnten. Von einer größern Dichtung, Wilhelm von England, die Aehnlichkeit mit dem

*) Nach Mayer I, 175. **) Vgl. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage VII, 662. VIII, 180 ff. Eichholtz, S. 13 ff.

Octavianus habe, aber in originellem Geiste aufgefaßt sei, rein poetisch, kindlich phantastisch, möchte er gerne eine Abschrift mitbringen, um sie übersetzen zu können; herrliche Stellen darin begeisterten ihn. Freilich zweifelte er, ob andere seine Begeisterung für diese Gedichte theilen würden, ja er selbst werde zuweilen irre, wenn er stundenlang die schlichten Worte abschreibe, doch wenn ihm dann die Dichtung unter die Bäume und in den Mondschein nachwandle wie ein seinen Grabstein verlassender Geist, dann könne er nicht glauben, es sei nur selbstsüchtiges Wohlgefallen an eigenem Treiben, was ihn so mächtig überströme, so sein eigenes Dichten verschlungen habe. Am 1. November bemerkt sein Tagebuch: „Hoffnung zur Auffindung einer Reihe fränkischer Sagen, Sage von Pipin. Bestimmtere Auffassung der Tendenz meiner Sammlung altfranzösischer Poesien. Hauptsächlich Sage, Heldensage, lebendige Stimme mit Hintansetzung des Künstlichen, Bürgerlichen u. s. w." Er kaufte sich damals einige Bände der Bibliothèque des Romans. Am 3. Dezember erstand er bei einem Altkäufer den alten Volksroman von Karl dem Großen, dann auch die Haimonskinder.

Von eigenen Gedichten brachte das Spätjahr nur zwei, beide in dem seiner Dichtung meist günstigen November, am 10. die frei nach dem genannten Roman von Wace gebildete Ballade die Jagd von Winchester, am 23. das durch einen Traum veranlaßte Sonett Todesgefühl. Freund Kerner hatte unterdessen den Gedanken an einen schon im nächsten März erscheinenden schwäbischen Musenalmanach auf des zweitfolgende Jahr gefaßt, bei dem er auch auf Uhland und dessen Verwendung rechnete. Als Uhland am 19. Fouqué um Beiträge dazu aufforderte, bemerkte er: „Es ist gewöhnlich, daß die Erstlinge junger

Dichter unbemerkt bleiben, wie überhaupt die gebildete Welt so manche Erscheinung des Morgens verschläft, oder daß sie mit Kälte aufgenommen werden, indem man rügt, was ihnen an künstlerischer Sicherheit abgeht, und unbeachtet läßt die jugendliche Frische, die Reinheit, die Heiligkeit des Gefühls, die nur wenigen Jahren oder gar Monden der Jugend eigen ist, ähnlich der ersten zarten Frühlingsgrüne der Wälder." Er selbst beschäftigte sich in Paris mehr mit der Poesie der alten guten Zeit. Die altfranzösische Poesie sei herrlich, wenn man, was ihm leider zu spät gelungen, zu ihrem eigentlichen Kerne dringe, der Heldenpoesie, die bald nur in einzelnen, aber mächtigen Kunden erscheine, bald sich zum wahren Epos gebildet habe. Eine Reihe normannischer Kunden habe er zusammen gebracht, jetzt sei er mit den fränkischen, von Karl dem Großen, seinen Pairs und ihren Geschlechtern beschäftigt, die einen wahrhaft epischen Cyclus bildeten, den er aber, weil es ihm an Zeit fehle, nicht ganz umfassen könne. Doch auch seine eigene Balladendichtung verstummte nicht völlig. In den Anfang des Jahres 1811 fallen die den echten Volkston treffende Ballade der Ring (den 3. und 4.) und die in ganz eigenthümlicher Weise mit des Sängers Liebesglück endende die drei Schlösser (den 7.); letztere hat dasselbe Versmaß mit den Bearbeitungen altfranzösischer Dichtungen, nur daß alle Verse weiblich auslauten.

Am 25. Januar verließ der deutsche Dichter Paris, wo er Chamisso kennen gelernt, auch Varnhagen wiedergesehen hatte. In Tübingen, wohin er am 14. Februar zurückkehrte, stellte sich gleich der dichterische Trieb wieder ein, worauf der Wunsch, zu Kerners Musenalmanach einiges Neue zu liefern, mit einwirkte. Am 21. begann er die deutsche, der französischen von Richard Ohne-

furcht ähnliche Geschichte vom Junker Rechberg in einer am Ende launig gewendeten Ballade zu bearbeiten; erst am 2. März schloß er sie ab. Inzwischen hatte er aus der altfranzösischen Dichtung Roman de Viane, ein größeres Stück, die Unterredung von Aude mit Roland bei der Belagerung der Stadt, bearbeitet, und zwar in einer eigenen, dem zu Grunde liegenden Gedichte nachgebildeten Reimart.*) Mit dem Aufsatze über das altfranzösische Epos, zu dem diese und die weitern Uebersetzungen aus dem Heldengedichte von Viane gehörten, konnte er nicht zum Abschlusse kommen. Den 1. März dichtete er das die Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Geliebten launig bezeichnende Sonett Vorschlag. Am 10. April schrieb er die Ballade Harald und um dieselbe Zeit den Gesang der Elfen an das zu ihrem Tanze zu raubende Mädchen; beide, für das unvollendete Drama Tamlan bestimmt, zeigen die große Leichtigkeit, welche Uhland in dieser Dichtart sich erworben. Das anmuthige Theelied wurde am 15. durch Frau Prof. Schrader veranlaßt. Drei Tage später schrieb Uhland an Fouqués Freund, den Romantiker Graf von Löben, der sich als Dichter unter dem Namen Isidorus Orientalis bekannt gemacht hatte: „Mein Streben geht dahin, mich immer fester in ursprünglich deutsche Art und Kunst einzuwurzeln, der wir leider so lange entfremdet waren. . . . Mir kam es diesem nach zu, in Bild, Form und Wort mich der größten Einfachheit zu befleißigen, sollte sie mir auch den Vorwurf der Trockenheit

*) Vgl. Uhlands Schriften IV, 343 f. Die weitern Proben stehen daselbst S. 373—406. In größern oder kleinern Abschnitten assoniren alle Verse (es sind vierfüßige Jamben) zusammen, der Reim bildet eine seltene Ausnahme; den Schluß jedes Abschnitts macht ein dreifüßiger weiblich auslautender Vers, der weder assonirt noch reimt.

zuziehen, die einheimischen Weisen zu gebrauchen, vaterländischer Natur und Sitte anzuhängen, mir unsere ältere Poesie, und zwar unter dieser wieder die wahrhaft deutsche, zum Vorbild zu nehmen. ... Phantasie ist das Element der spanischen Poesie, Gemüth das der deutschen. ... Das Gemüth aber liebt die unmittelbarsten Laute und weiß das einfachste Wort zu beleben.... Es ist ein treffliches altes Sprichwort: Schlicht Wort und gut Gemüth Ist das echte deutsche Lied. ... Die südlichen Sprachen sind etwas für sich, ein schöner Klang; die deutsche existirt nur durch den inwohnenden Geist. Darum existirt z. B. ein deutsches Sonett bloß durch diejenigen Gegensätze, Aufgaben und Auflösungen, welche die innere Form des Sonetts ausmachen und unser Sonett ist mehr malerisch als musikalisch. Hierdurch hört das einfache Sonett zugleich auf, ein leichtes Spiel zu sein, es wird zum besonnensten Kunstwerk. Ohnedies sind die mechanischen Schwierigkeiten bei uns unleugbar. Zwang aber und Seltsamkeit in einzelnen Wendungen heben wieder die Harmonie des ganzen Gedichtes auf, und so entziehen sich jene Gedichte bei uns dem allgemeinen Gebrauch; im Süden sind sie Blumen, bei uns Juwelen." Am 29. und 30. versuchte er sich, durch den Frühling angeregt, wieder in dieser Form; er schrieb die Liebessonette öder Frühling und die theure Stelle. Gleichzeitig scheint das von den Gedichten ausgeschlossene Sonett Madonna della Sedia; Raphaels herrliches Gemälde hatte er in Paris gesehen.*) Auch eine neue Szene der Francesca gelang ihm und am 8. April die sechs, freilich nicht bedeutenden, in besonderer Verschlingung reimenden Verse Lob des Frühlings

*) Mayer I, 177. Kaum dürfte das Sonett schon in Paris entstanden sein.

(Frühlingslieder 5): aber die dichterische Stimmung war bald wieder gewichen. Bereits am 5. schreibt er an Mayer, er sei ziemlich verstimmt und fühle sich so recht wieder in die alte Bangigkeit (wie vor der pariser Reise) verstrickt, besonders durch seine erste juridische Arbeit, die ihm tausend Skrupel mache. Aber „gewaltsam und instinktmäßig“ drang zuweilen unter den ganz fremdartigen Beschäftigungen die Dichtung hervor. So verfiel er schon damals auf das Märchen von Dornröschen. An Kerners Musenalmanach nahm er eifrigen Antheil. Um diese Zeit kam ihm von der Hagens Ausgabe des Heldenbuches zu, das er verschlang; „die äußerste Objektivität und der durchgängige treue deutsche Sinn“ zogen ihn darin besonders an.

Erst nach der Mitte Juni regte sich wieder seine eigene lyrische Stimmung. Dem 19. gehört das wehmüthige Lied das Thal an. Um diese Zeit übersetzte er auch, wie er den 3. Juli an Mayer schreibt, ein französisches und ein spanisches, aus zwei Romanzen bestehendes Gedicht. Besonders ergiebig war der Juli. Am 5. dichtete er die Romanze Sankt Georgs Ritter, in welcher nur der erste Theil nach einer spanischen Sage gebildet ist. Hier kam wieder die spanische Romanzenform zur Anwendung, in abwechselnd weiblich und männlich auslautenden Versen (die ungeraden sind reimlos, die geraden assoniren auf a), am 7. das düstere Lied Nachtreise (das fünfte der Wanderlieder). Höchst bedeutend ward das am 12. nach der ihm lange vorschwebenden Sage vom Dornröschen begonnene Märchen, eine allegorische Darstellung des Wiedererstehens der deutschen Dichtung; erst einen vollen Monat später konnte er es vollenden. Vom 18. August an folgten vier liederreiche Wochen, die das zweite und siebente der Wanderlieder und sechs Sonette brachten,

Vermächtniß, die zwo Jungfrauen, der Blumenstrauß, Petrarca, Entschuldigung und Schlußsonett), in denen Uhland diese Klangform zum Ausdruck eines sinnigen Gedankenspieles zu verwenden suchte. Auch die Krone von allen, die herrliche Romanze Roland Schildträger, im Versmaße der Ballade vom treuen Walther (S. 12), ward damals gedichtet.

Unterdessen war nicht allein der poetische Almanach für das Jahr 1812. Besorgt von Justinus Kerner, erschienen, sondern die jungen Dichter waren schon an die Sammlung eines neuen gegangen. Von Uhland brachte jener unter dessen vollem Namen 27 Gedichte, von denen die Ballade der verlorene Jäger*) nicht in die Gedichtsammlung überging, und die vier altfranzösischen Dichtungen, dann unter dem Namen Volkers, des Sängers in den Nibelungen, 7 Balladen und Liebeslieder, nebst dem dramatischen Anfange Schildeis, endlich, —d unterzeichnet, die Legende Casilda, aus einer spanischen Erzählung, und Sankt Ildefons, aus dem König Wamba des Lope de Vega (in dem S. 34 f. erwähnten spanischen Versmaße), beide später nicht aufgenommen. Auch Kerner, Köstlin, Varnhagen, Fouqué, Hebel u. a. hatten schöne Beiträge beigesteuert, so daß die schwäbischen Dichter sich ihres Musenalmanachs wahrhaft freuen durften. Sonderbar war die Einordnung in die Abtheilungen: „Blumen. Romanzen. Jahres- und Tageszeiten. Wanderung, Jagd, Krieg. Wehmuth und Liebe. Gesang. Sonette und Distichen. Lieder von Helmina [von Chezy]. Gedichte von Fr. Kölle. Altfranzösische Gedichte, übersetzt von L. Uhland. Dramatische Dich-

*) Mayer I, 205 f.

tungen." Der verdiente Beifall fehlte diesem schwäbischen Musenalmanach nicht. In Bertuchs weimarischem „Journal des Luxus und der Moden" ward die Gabe dieser vierundzwanzig größtentheils jüngern Dichter und Dichterinnen freundlich begrüßt. Sei auch einiges zu tändelnd, im ganzen wehe in den Gedichten ein kräftiger, freudiger Geist, und zu wünschen wäre, daß die beiden streitenden Parteien auf unserm verwildernden Parnaß diesen Musenalmanach als ein Wort des Friedens annehmen möchten, scheine auch manches zu sehr der romantischen Schule anzugehören. Vorzügliche Gedichte hätten Hebel, Conz, Uhland und Amalia (Weise) geliefert, mehrere andere nicht unbekannte und neue Dichter manches Schöne.

Fühlte sich auch der junge Dichter im Spätjahre sehr vereinsamt, so verstummte seine Dichtung doch nicht ganz. Aus dem Oktober ist uns ein Gedicht auf ein Thal bei Heilbronn bekannt geworden, das er vor kurzem mit jungen Freunden besucht hatte.*) Der November brachte vier neue Wanderlieder, das lustige Lied der weiße Hirsch, die Ballade der Traum, welche das Schwinden aller Freuden der Erde in einem der deutschen Sage entnommenen Bilde vorausschaut (in dem Versmaße des guten Kameraden) und das Sonett auf Kerners neueste Lieder. Doch klagte Uhland, seinem Dichten fehle jetzt der Zusammenhang, die bestimmte Richtung, ein herrschendes Prinzip, was ihm besonders im Gegensatz zu den letzten Liedern Kerners auffiel, in denen Wald und Waldleben die Einheit bildeten. Advokatengeschäfte zerstreuten und verstimmten ihn. Im Dezember wurde er durch Lessings Beschreibung des Klosters Hirschau zu zwei

*) Mayer I, 194.

Strophen veranlaßt*), denen eine Beschreibung des Klosters vorhergehn sollte.

Der Anfang des einen Umschwung der Weltgeschichte in seinem Schoße tragenden Jahres 1812 war für Uhlands Dichtung ergiebig. Vom 1. bis zum 9. Januar entstanden außer einem längern Trinkliede und einem unbedeutenden Zimmerspruche, die beide wohl äußerer Veranlassung ihren Ursprung verdanken, zwei schöne Balladen, Siegfrieds Schwert und die auf eigener Dichtung beruhende, an die frühere Walfahrtskirche (vgl. S. 8) anknüpfende, den Drang einer nach höherer Beruhigung sich sehnenden Seele so innig erfassende und darstellende verlorene Kirche. Auch jetzt wieder hatte er seine Gedichte vergeblich zum Verlag angeboten. Kerner meinte freilich, es sei noch zu früh mit einer selbständigen Sammlung hervorzutreten, während eine solche Varnhagen gerade an der Zeit zu sein schien. Freund Bekker wollte gar von allen seinen eigenen Liedern, Balladen und Sonetten nichts wissen, er drang auf die Vollendung seiner Bearbeitungen und Uebersetzungen altfranzösischer Gedichte. Ende Januar rang sich wieder eine neue vortreffliche Ballade, König Karls Meerfahrt, aus der Seele des Dichters; gleich darauf sang er die leichten, Rebenblüte überschriebenen Verse, die sich im Nachlasse fanden, dichtete auch die sechs Sehnsucht nach Beruhigung aussprechenden Strophen Ruhethal, in einer eigenthümlichen, bezeichnenden Reimform, da der erste und letzte Vers aufeinander reimen, die übrigen paarweise. Es waren damals traurige Tage; der bevorstehende Ausmarsch der württembergischen, von Napoleon gegen Rußland

*) Vgl. Notter 116 f.

beorderten Regimenter bekümmerte jedes deutschgesinnte Herz, das auch keinen treuen Freund in den traurigen Kampf ziehen sehn mußte, wie es bei Uhland der Fall war; war ja selbst der dichterisch begabte August Mayer durch königliche Willkür zum Dienste gepreßt worden. Den in Schwermuth versunkenen Kerner ermuthigte Uhland mit dem herzlichen Worte: „Glaube ja nicht, daß du allein der Traurige bist und daß jene Schmerzen dir allein gehören. Welches edle Gemüth kennt sie nicht? Es ist die himmlische Flamme, die ihr irdisches Leben zu Asche gebrannt hat, ängstlich nach Brennstoff umherflackert und ihn aus den Höhen saugen will.... Nein, laß uns nicht sterben! Wenn uns kein Handeln vergönnt ist, so laß uns leiden und dichten!"

Der Beginn des Frühlings stimmte ihn wieder dichterisch. Gerade am 21. März erschollen sein dem Liebchen geltendes Jägerlied und die gemüthlichen Lenzklänge Frühlingsruhe, Frühlingsahnung und Frühlingsglaube. Auf den folgenden Tag fällt die in altdeutscher Weise gedachte Ballade Jungfrau Sieglinde. Die in letzterer gewählte Reimform, daß auf vier abwechselnde Reimverse drei unmittelbar auf einander reimende folgen, so daß die Strophe weich ohne bindenden Schluß auslautet, ist bezeichnend. Von da ab ruhte die Dichtung wieder bis zum Mai, von wo an er den früher meist zugelassenen Hiatus fast ganz mied. Nachdem er am 12. endlich den Aufsatz über das altfranzösische Epos nebst Proben abgesandt, schrieb er am 17. das nicht recht fließende Sonett an den Unsichtbaren, zwei Tage später die sehr gelungene launige Frühlingskritik, die nur nicht an den Schluß der Frühlingslieder als Frühlingslied des Rezensenten hätte treten sollen. Gleichzeitig ist auch die launige Glosse auf vier

tieckische Verse, der Rezensent, wohl Uhlands erster Versuch in dieser Dichtform.*) Am 24. sang er aus voller Seele das herrliche Lied freie Kunst, in welchem sich seine innerste Ueberzeugung, daß die Dichtergabe nicht auf wenige beschränkt und sie besonders der frischen Jugend eigen sei, innig aussprach. Reich und prächtig floß der Strom der Balladendichtung im Juni, wo ihn seine Beschäftigung mit der Geschichte der provenzalischen Dichtkunst trieb, die tiefe und schmerzliche Liebe der Sänger in ernsten Bildern zu schildern. Der Eingang der Sängerliebe fiel auf den 12.; konnte er auch den am folgenden Tag begonnenen Rudello nicht zu Ende führen, so gelang ihm dagegen am 14. das Lied vom galicischen Sänger Don Massias, und am 17. vollendete er die Feier der ihm lang im Herzen lebenden Treue des Castellans von Coucy. Im Juli entstand nach langer Regenzeit das kleine gefühlvolle Lied an einem heitern Morgen. Er hatte unterdessen mit seinem Freunde Schwab den neuen Musenalmanach zusammengestellt und abgeschrieben, der bei Frau Campe in Hamburg erscheinen sollte. An Fouqué hatte er schon vorher mehrere Gedichte, unter ihnen auch Sonette, geschickt, in dessen Musen nur Siegfrieds Schwert, das traurige Turnei und der Traum erschienen, dann auch der Aufsatz über das altfranzösische Epos nebst den Proben. Die nach 1843 ausgeschlossene Ballade das traurige Turnei ist eine etwas seltsame Dichtung in gewöhnlichen vierversigen jambischen Strophen (sie beginnt: „Es ritten sieben Ritter frei"), wo die Ritter die Tochter des Königs, der zu Ehren das Turnier gehalten werden

*) Holland setzt diese nach dem Gedichte vom 23. Mai 1813.

soll, „die holde Adelheid", todt finden. Drei Ritter, Degenwerth, Walther und Adelbert, werden redend eingeführt. Der letztere setzt es durch, daß sie um den Rosenkranz des Hauptes der Geliebten und ihren Ring kämpfen. Die übrigen sechs fallen, er selbst ist auch verwundet, hat aber noch so viel Kraft, daß er den Rosenkranz und den Ring sich nehmen kann, worauf er zur Erde fällt „bleich und todt, so bleich wie seine Holde". Der König läßt die Gefallenen alle begraben, „Herrn Adelbert mit seiner Adelheide", worauf die Ballade schließt:

Die liegen zusammen in kühler Erd',
Ein Stein bedecket beide.

Unsern Dichter drückte damals außer den traurigen Zeitverhältnissen seine eigene betrübte Lage. Am 10. September schrieb er an Mayer: „Mein Gesuch um eine Prokuratur bei dem hiesigen Tribunal ist allergnädigst abgeschlagen worden. Ich habe daher auch keine Aussicht, hier eine ordentliche Praxis zu bekommen. Gedichtet habe ich schon lange nichts mehr." Erst Ende November kehrte der dichterische Trieb zurück; er schrieb am 30. die launige Romanze vom kleinen Däumling, in dem Heldentone der spanischen Romanze (alle Verse schließen weiblich), darauf am 10. und 12. Dezember den herrlichen Taillefer nach der normännischen Chronik von Wace, in Strophen aus vier unmittelbar auf einander reimenden fünffüßigen jambischen Versen mit häufiger Anwendung des Anapästes.

Am 16. Dezember siedelte er, da er seine juristische Thätigkeit durch die Verweigerung der Prokuratur gehemmt sah, als zweiter Sekretär im Justizministerium mit sicherer Aussicht auf baldige Besoldung nach Stuttgart über, wie wehe es ihm auch that, durch den seine meiste und beste Zeit in Anspruch nehmenden

Dienst der Dichtkunst und dem gründlichen Studium der alten Poesie entzogen zu werden. Mochte er auch den Verlust so mancher Württemberger und anderer Deutschen, die Napoleon nach Rußland hatten folgen müssen, tief empfinden (sein Freund Harpprecht hatte ein Bein verloren, von August Mayer hörte man nichts), zu einer vaterländischen Begeisterung konnte er sich nicht aufschwingen, da der König an Napoleon festhielt. Am 20. Januar 1813 schrieb er an Mayer: gedichtet habe er in Stuttgart noch nichts, doch werde ihm die Poesie in dieser äußern Abgeschiedenheit von ihr gewissermaßen innerlich klarer und lebendiger, wie es oft bei entfernten Freunden der Fall sei. Aber neun Tage später begann er die Stanzen Gesang und Krieg (das erste der beiden jetzt so bezeichneten Lieder), die er freilich erst am 3. Februar vollenden konnte. Dieser Herzenserguß des Gefühles, daß auch im bald wiederkehrenden Frühlinge trotz des fürchterlich drohenden Krieges die frische Liederdichtung nicht verstummen dürfe, war eigentlich zum Vorworte des neuen Musenalmanachs bestimmt, der jetzt, da die Verlegerin der Kriegszeiten wegen den Druck abgelehnt hatte, unter dem Namen deutscher Gedichte Frühling in Tübingen erscheinen sollte. In der Zwischenzeit, am 30. Januar, dichtete er das Sonett Geistesleben, das er dem aus dem Grabe zur Geliebten eilenden Liebenden, den man von ihr verbannt hatte, in den Mund legt. Preußens begeisterte Erhebung zum Freiheitskampf und Kutusows Aufruf aller deutschen Stämme zur Bekämpfung des Welteroberers konnte in Uhlands gedrückter Seele nur ferne Hoffnungen erregen, denen er keinen dichterischen Ausdruck zu geben vermochte; blieb ja sein König, der sich seiner Stände frevelhaft entledigt hatte, auf der Seite

des Gegners, und je blutiger die Entscheidung ward, um so mehr Opfer von Württembergs edlen Söhnen forderte der Deutsche gegen Deutsche treibende Krieg. Am 24. April schrieb er an Mayer, er fühle sich einsam, da er von seinen stuttgarter Freunden abgeschlossen sei; denn der Vorschlag zu seiner Aufnahme in das größtentheils aus frühern Universitätsbrüdern bestehende Schattenkränzchen sei nicht durchgegangen. Dieses versammelte sich in dem am Marktplatz ausmündenden, in der äußerst schmalen Bandgasse gelegenen alterthümlichen Gasthofe zum Schatten. Der Grund zur Ausschließung lag wohl darin, daß man Uhland nicht für deutschgesinnt hielt, einzelne gar in dem Beamten einen Verräther fürchteten; denn daß die Mitglieder von begeisterter Liebe zum deutschen Vaterlande erfüllt waren und für dessen Befreiung schwärmten, ergibt sich aus einem spätern, von heiterm Brüdersinne durchwehten Gedichte Uhlands auf das Schattenkränzchen, wo es heißt:

Wie träumten wir so gerne
Vom heilgen Rettungsstreit,
Vom nahen Freiheitssterne,
Von einer goldnen Zeit.*)

Auch das Theater zog ihn damals nicht an. „Manchen Abend bin ich einsam im Wirthshause“, schreibt er, „und unterhalte mich mit dem Hunde des Wirths. Gedichtet, nämlich entworfen, habe ich hier mehreres, aber zur Ausführung komme

*) Sonderbar setzt Notter (S. 149) das Gedicht eben dieser Stelle wegen vor die Schlacht bei Leipzig, da sie doch nur auf die vergangene Zeit geht. Eine Zeitbestimmung für dieses Lied läßt sich eben so wenig geben als für das lustige Gedicht, welches Uhland als Schattenwirth an Schotts Geburtstag (den 30. April) sprach (Notter S. 148 f.). Frühestens könnte dies 1814 fallen.

ich so wenig als zum Briefschreiben.“ Er legte dem Freunde das beabsichtigte Vorwort zum Almanach bei. „Diese Verse passen aber nicht mehr für den jetzigen Krieg“, bemerkte er; „auch soll das Buch einen andern Titel bekommen. Die Zeitumstände schieben seine Erscheinung immer weiter hinaus.“ Von den gewaltigen Kämpfen der Zeit kein Wort! Der Almanach erschien endlich doch während des blaswitzer Waffenstillstandes, nachdem er die Zensur überstanden hatte, als deutscher Dichterwald von Justinus Kerner, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Ludwig Uhland und andern. Er brachte 22 mit freie Kunst beginnende, mit dem Märchen endende Gedichte unter Uhlands Namen, vier Volker unterzeichnet (Zimmerspruch, Trinklied, der Wirthin Töchterlein und Harald), ebenso viel (Maiklage, das Thal, des Dichters Abendgang und Theelied) unter Chiffre —d. Spindelmann der Rezensent erschien mit vier Liedern, von denen zwei Kerner angehören, Uhland Frühlingskritik (später Frühlingslied des Rezensenten) und die Glosse der Rezensent. Als er am 23. Mai vom Begräbniß seines Oheims, des Pfarrers Hoser in Schmiden bei Kannstadt zurückkehrte, dichtete er die anmuthig das Gefühl des Werthes des Hingeschiedenen bezeichnenden Verse auf den Tod eines Landgeistlichen, die er seiner Mutter erst im Oktober mit der Bemerkung sandte, er habe seitdem keinen Vers mehr gemacht; kämen ihm auch manchmal Ideen zu Gedichten, so habe er doch weder Zeit noch Ruhe zur Ausführung. Sein Leben hatte sich unterdessen doch dadurch freundlicher gestaltet, daß er in das Schattenkränzchen aufgenommen worden war, wo das Gefühl für Deutschlands Befreiung mächtig angefacht wurde.

Nach dem großen Völkersiege trat der König freilich dem Bunde gegen Napoleon bei, aber, im Herzen dem Feinde Deutschlands zugethan, erklärte er sich gegen die Bildung einer württembergischen Landwehr. In eine solche einzutreten, schrieb Uhland am Ende des Jahres seiner um ihn besorgten Mutter, würde eine wahre Beruhigung für sein ganzes künftiges Leben sein; habe sie selbst ja im Gefühl der unwürdigen, schmählichen Stellung des Landes geäußert, käme es auf die Befreiung an, so würde sie ihren Sohn nicht zurückhalten. Vor der Hand sei zu erwarten, was der Himmel füge; die Fortschritte der Verbündeten und die sonstigen Nachrichten aus Frankreich machten sogar einen baldigen Frieden nicht unwahrscheinlich. Erst als die siegreichen Heere über den Rhein gingen, ergriff von neuem die lyrische Stimmung Uhlands Seele. Am 9. Januar entstand die etwas lose schließende, heitere, lebhaft bewegte Ballade Graf Eberstein, in welcher die ganz eigenthümliche Theilung des dritten auf den vierten reimenden Verses in zwei unter sich und mit diesem reimende von bezeichnender Wirkung ist. Den 26. ward für Friedrich Knapp und dessen geselligen Kreis das heitere Metzelsuppenlied gedichtet, zwei Tage später das tief empfundene, zur Weihe seiner Gedichtsammlung bestimmte berühmte Lied an mein Vaterland, worin er so rührend klagt, daß seine Lieder nichts gegen die großen Leiden so vieler im heiligen Kampfe für das Vaterland seien, und das herrliche Lied eines deutschen Sängers, welches auch seinen Gesang endlich dem Vaterlande widmen darf und als dessen höchsten Gegenstand des deutschen Volkes Sieg bezeichnet. Das denselben Tag begonnene, am 1. Februar vollendete zweite der Lieder in Oktaven (Stanzen) Gesang und Krieg feiert die Sänger, die

für das deutsche Vaterland gestorben (Seckendorf*) und Körner) oder gekämpft (Fouqué). Den 4. dichtete er mit Anspielung auf den Blücher gegebenen Namen Marschall Vorwärts sein die ganze Welt zum Bunde gegen Frankreich aufrufendes Vorwärts! Noch immer hatte Württemberg keine Landwehr; freilich war endlich der Landsturm für die Zeit der Noth gesetzlich bestimmt, aber man hatte dafür gesorgt, wie Uhland seiner Mutter spottend schrieb, daß kein Unglück mit den Gewehren geschehe. Die Kunde von dem am 1. März geschlossenen Bündnisse zu Chaumont ließ den Dichter seine Freude, daß kein noch immer gefürchteter Bruch unter den Verbündeten die heilige Sache des Vaterlands und der Freiheit wieder schädige, in dem Siegesbotschaft überschriebenen Liede feiern.

Den Triumph des vollen Sieges zu feiern vermochte unser Dichter nicht; er fühlte sich dadurch zu tief bewegt, und mochte nicht jubeln über das, wozu er selbst nichts beigetragen, was nur seine innigsten Wünsche ersehnt hatten. Die Dichtung ruhte jetzt wieder ganz, wenn sie nicht einmal durch persönliche Beziehung auf eine besondere Veranlassung hervorgerufen wurde. Seine eigene mißliche Lage verstimmte ihn bitter, da man die verheißene Besoldung ihm noch immer vorenthielt; auf seine Eingabe vom 10. Mai abschläglich beschieden, hielt er es für eben so unwürdig als unnütz, sich länger hinhalten zu lassen, und so kehrte er zur Advokatur zurück, die ihm bei allem Fleiße, da er für Prokuratoren arbeiten mußte, nur ein kaum genügendes Einkommen brachte, doch blieb er in Stuttgart, wo er an dem Prokurator Albert Schott und dem Ministerialsekretär Roser

*) Leo von Seckendorf war 1809 als Hauptmann der wiener Landwehr dem hillerschen Armeekorps gefolgt und schwer verwundet in einer Scheune verbrannt.

herzinnige Freunde besaß. Am 16. Mai traf ihn ein schwerer Schlag: sein Freund, der talentvolle Zeichner Karl Gangloff, an dessen genialen Entwürfen sich Uhland noch vor wenigen Wochen gefreut hatte, erlag am 25. Mai im fernen elterlichen Hause einem Nervenfieber. Seinem Andenken widmete der Dichter am 1. Juni die drei, wenn auch nicht von vollem dichterischen Geiste durchhauchten Sonette auf seinen Tod, die sinnig drei von dessen neusten Schöpfungen mit seinem Hinscheiden in Verbindung brachten. Das Mißgeschick, das ihn selbst auf Tritt und Schritt verfolgte und ihm die Erreichung auch des bescheidensten Wunsches in Bezug auf seine äußere Stellung versagte, stellte er launig in der vom 3. bis zum 6. Juni gedichteten Ballade Unstern dar. Am 11. dichtete er das hübsche Lied auf eines Dichters Kind, Kerners im vorigen Jahre geborene Rosamaria, die ihr Vater als „sehr gesund, wild, auch sehr blühend und hell rosenroth“ bezeichnete; er schrieb sie wohl auf einem Ausfluge zum Freunde oder bald darauf. Obgleich er zur Advokatur und zum Gelderwerb kein Talent hatte, mußte er doch zunächst sich diesem Berufe widmen, um keiner weitern Vorschüsse von Seiten des Vaters zu bedürfen. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft des Curators der Universität Tübingen Freiherrn von Wangenheim, der ihn aufforderte, die schönen Sonette auf Gangloffs Tod mit einer nähern Nachricht über den edlen hingeschiedenen Künstler in Bertuchs Journal für Literatur, Kunst und Moden abdrucken zu lassen. In die unangenehmen juristischen Arbeiten, zu denen es ihm an Leichtigkeit und Lust fehlte, drängte der dichterische Trieb sich manchmal gewaltsam ein. Am 15. Juni wurde das dramatische Gedicht normännischer Brauch ent-

worfen, ohne daß er damals zur Ausführung sich gestimmt gefühlt hätte. Es war nach langer Zeit der erste neue Versuch einer Dramatisirung. Vielleicht dichtete er auch in diesen Tagen den von bester Laune zeugenden Anfang seiner dramatischen Darstellung der Sage von Karls des Großen Aufenthalt in Jerusalem.*) Neun Tage später fällt das Distichon die Götter des Alterthums; am 25. und 26. entstand die zweite launige Glosse, der Romantiker und der Rezensent, wieder nach Versen Tiecks, am 28. das lustige Gespräch Hans und Grete. In den Juli gehören die beiden glücklich gedachten und fein ausgeführten Liebesklagen, der Student und der Jäger; die letztere ward den 17. beendigt. Der nach seiner verschwundenen Geliebten umherstreifende Student Claros von Salamanka und der von Liebe zu einer reichen Besitzerin ergriffene Jäger stammen aus seinem Lustspiel die Serenade (vgl. S. 37). Am 26. gelang ihm auch die Vollendung der letzten der Balladen der Sängerliebe, Dante, und am folgenden Tage die zweite, Durand, wogegen die erste, der 1812 begonnene Rudello, erst am 14. August zum Abschlusse gelangte. Diesem schloß sich am 20. und 21. die dritte der Glossen, die Nachtschwärmer, an, eine lustige Illustration zu Goethes bekannten Versen: „Sehe jeder, wie ers treibe u. s. w.“ An Goethes Geburtstag, den 28. August, begann er das in Versen geschriebene Vorwort zu den Gedichten, mit dem er erst am 12. September zu Stande kam. Er entschuldigt hier launig seine Kühnheit, daß er es gewagt mit seinen Gedichten vor dem urtheilenden Publikum („auf dem kritischen Theater“) aufzutreten, verspricht

*) Vgl. Keller S. 313 ff.

aber in der Zukunft Reiferes zu bringen. Und daß er in einem Vorworte selbst für sich rede, vertheidigt er mit der Parabase des griechischen Lustspiels, in welcher sogar die Frösche für den Dichter das Wort ergriffen. Wie sein Vorwort aus Scheu nur stammele, wird etwas sonderbar auch durch die äußere Reimform bezeichnet; denn vor dem vorletzten Verse einer gewöhnlichen achtversigen trochäischen Strophe schiebt sich ein Reimpaar ein, das statt mit einem Trochäus regelwidrig mit einem Daktylus schließt, also eine überzählige Silbe hat wie zur Andeutung des Stammelns. Dann werden die zahlreichen Gedichte wehmüthiger Natur und daß so viel von Mord und Tod die Rede sei, mit der Empfindsamkeit der Jugend entschuldigt, doch fänden sich auch manche lebensfrohe, ja es fehle nicht an spottenden. Seien auch seine Lieder und Romanzen nur leichterer Art, wie sie jeder ohne Mühe verstehe, so werde doch ein genauer dem Dichter nachspürender Sinn vielleicht auch die Schöpfungskraft zu größern Gedichten (er denkt wohl an Dramen) in ihnen finden und zugleich erkennen, daß das Gesammte ein Bild vom Gemüthe des Dichters darbiete. Zum Schlusse deutet er auf die traurige Lage Deutschlands hin, welcher diese Lieder entsprossen; der Mangel der Freiheit schädige auch die Dichtung: die neuangebrochene Zeit werde würdigere Lieder erzeugen und die hier gebotenen Jugendgedichte dürften auch von ihm solche für die Zukunft den Kennern verheißen. Als er dieses eigenthümliche Vorwort zu der Sammlung der Gedichte schrieb, war der Entschluß, endlich in der ganz neuen, hoffnungsvollen Zeit mit dieser hervorzutreten, lebhafter als je in ihm erwacht. Vielleicht nahm schon damals von Wangenheim an diesen freundlichen Antheil. Uhlands Gattin berichtet, dieser habe, als der Dichter im Spätjahre

zu Tübingen war (wohl zu Weihnachten), sich bereit erklärt, Cotta für den Verlag zu gewinnen. Auch nach diesem Vorworte hielt die dichterische Stimmung noch vor. Dem 13. September gehören die drei in der Mitte abnehmenden Reimpaare auf ein Kind an, dessen Engelsanblick ihn von der Bedrängniß der Seele befreit. Vier Tage später dichtete er das gegen Weisser, nicht, wie Sintenis meint, gegen Voß gerichtete Spottsonett Bekehrung zum Sonett. Am 26. begann er gar die längere, schon 1807 in Aussicht genommene heitere Märchendichtung Fortunat, deren erstes Buch ihn lange beschäftigte, und erst am nächsten 30. Januar zum Abschluß kam. Die Sage kannte er aus Görres' Schrift über die deutschen Volksbücher, die ihn wohl zu weiterer Nachforschung veranlaßt hatte.*) Für das Schattenkränzchen dichtete er am 26. November die lustige Ballade von den sieben Zechbrüdern. Den 3. und 4. Dezember folgte die ihm seit 1810 vorschwebende tragische Ballade des Sängers Fluch in der hier zuerst versuchten Nibelungenstrophe, am 6. die erste aus schwäbischem Patriotismus geflossene volksthümlich gewandte schwäbische Kunde, deren Stichwort ihm schon in Kaiser Karl in Jerusalem (S. 61) vorgeschwebt, am 8. gar die in das alte Athen verlegte Dichtung die Bildsäule des Bacchus im Tone und Versmaße von Schillers verschleiertem Bild zu Sais. Die (nach Holland) in den Dezember gehörende Frühlingsfeier (Frühlingslieder 4) ist nur die Umarbeitung eines Gesanges eines Jünglings, den Uhland zwischen dem Dichter und dem Hanswurst auftreten und alle drei ihre Gefühle aussprechen

*) Vgl. Fränkel S. 72 f.

ließ.*) Man sieht, Uhland wollte eben sich in allen Tönen, besonders der Ballade, versuchen. Jetzt aber war auch sein dichterischer Geist wie weggeflogen; denn zu seinem Fortunat dürfte er erst gegen Ende Januar 1815 zurückgekehrt sein. Von seiner tiefen Mißstimmung im Anfange des neuen Jahres zeugt die bittere Aeußerung an Mayer vom 18. Januar: „Es schwindet mir in meinen gegenwärtigen Verhältnissen die Zeit wahrhaft wie ein Traum, größtentheils wie ein banger. Sammlung zu heiterm Leben, zu ruhiger Poesie scheint mir nicht beschieden zu sein. Schwab dichtet recht wacker drauf los. Er hat auch mehrere schöne Balladen gemacht." Erst gegen Ende Januar fand sich wieder die dichterische Stimmung ein. Am 30. schloß er das erste Buch des Fortunat in heiterster Weise. Den 9. Februar veranlaßte ihn eine traurige Geschichte, von der ein Tageblatt berichtet hatte, zu dichterischer Darstellung in Strophen aus vier sechstehalbfüßigen, durch viele Anapäste belebten jambischen Versen in der Ballade die Mähderin. Vier Tage später fällt die lustige Romanze vom Rezensenten in dem feierlichen Strophenmaße von Ritter Paris (S. 35), abweichend vom Däumling (S. 54). Am 14. und 15. wurde der normännische Brauch ausgeführt.**) Den 18. ging er an den zweiten Theil des Fortunat, den er diesmal nicht weit geführt haben dürfte. Am 10. März sprach er das ewige Leben des gottbegeisterten

*) Keller hat alle drei ursprüngliche Reden, deren Zeit ganz ungewiß ist, S. 68 f. abdrucken lassen. V. 1 lautet dort „Innen welch ein süßer Drang", V. 2 steht Kindliches statt Inniges, V. 3 sonst statt je, V. 6 „Mich zur Arbeit nöthen?", V. 7 „Ist des Frühlings Festtag heut", V. 8 „Will nur ruhn." Auch die ungeraden Verse reimten früher. **) Vgl. die Gedichtsammlung unter den „Dramatischen Dichtungen". Keller S. 311 f. Fränkel S. 61 f. Die Ballade Thorildens ist eine wahre Perle.

Dichters in dem kleinen balladenartigen Liede des Sängers Wiederkehr nichts weniger als glücklich aus.

Unterdessen war ganz Württemberg in lebhafte politische Aufregung versetzt worden. Der König hatte gleich nach der Rückkunft von Wien seinem Volke eine den innern und äußern Verhältnissen angemessene Verfassung zugesagt. Aber schon während der Wahl des auf den 15. März zusammenberufenen Landtags mußte man fürchten, die alte, wider alles Recht aufgehobene Verfassung solle aufgehoben bleiben, die neue als ein freiwilliges Geschenk des königlichen Willens gelten. Nach einer Rede des Königs, in welcher er zugleich die eben empfangene Kunde von Napoleons Flucht mittheilte, wurde die neue Verfassung verlesen. Der Landtag faßte einstimmig den Beschluß, diese als Grundgesetz abzulehnen und Unterhandlungen auf Grundlage der alten, noch zu Recht bestehenden, nur willkürlich unterdrückten Verfassung zu verlangen. Uhland billigte auf das lebhafteste das Vorgehen der Stände, obgleich er sich um die Archivar- und Registratorstelle bei diesen bewarb, deren Besetzung eben dadurch zweifelhaft wurde. Der König ging auf Verhandlungen ein, die aber, da er vom Rechtsbestande der alten Verfassung nichts wissen wollte, zu keiner Einigung führten. Der Kampf ward zu derselben Zeit geführt, wo die Verbündeten gegen den widererstandenen Welteroberer ihre ganze Macht mit Aufbietung der edelsten deutschen Jugend aufriefen. „Von den Begebenheiten in Frankreich“, schrieb Uhland am 27. März seinem Vater, „mag ich gar nicht reden; es quälen mich ohnedies diese Gedanken Nacht und Tag.“ Wegen der Herausgabe seiner Gedichte hatte er unterdessen mit Cotta verhandelt, der sich zu dem verlangten Honorar bereit erklärte; im Mai wurde der Druck angefangen. Zwei Tage

nach der Schlacht von Waterloo, die Napoleons Schicksal entschied, am 20. Juni, begann Uhland die frisch belebten kecken Romanzen vom schwäbischen Helden Eberhard dem Rauschebart; in diesen, die erst am 11. Juli vollendet wurden, sprach er auch die Mahnung aus, daß es nicht wohl gethan sei, das alte gute Recht zu zertreten. Die am 26. erfolgte Vertagung der Stände erregte bittern Unwillen. Der Druck der Gedichte, von denen Uhland selbst eine Durchsicht der Bogen übernahm, schritt unterdessen fort. Zu neuen Dichtungen kam es nicht, wenn er sich nicht einmal zu einem scherzhaften Sonette veranlaßt fühlte*), doch merkte er sich aus den drei ersten Abtheilungen der „Geschichte von Schwaben neu untersucht und dargestellt von J. C. Pfister" (1893—1810), die bis zu Maximilian I. reichte, einige Punkte zur dichterischen Bearbeitung an. Mehr als je hatte ihn die deutsche und zunächst die schwäbische Geschichte angezogen. Der Druck der Gedichtsammlung war am 2. September beendet. Sie brachte mehr als sechzig bisher ungedruckte Gedichte, unter ihnen Graf Eberhard Rauschebart und des Sängers Fluch. Auf die Lieder folgten Sinngedichte, dann Sonette, Octaven und Glossen, und erst nach den lyrischen Dichtungen die episch-lyrischen, Balladen und Romanzen. Die frühere Trennung der wirklichen Lieder von den reflektirenden Gedichten (S. 27) war aufgegeben und manche Stücke unter die erstern aufgenommen, die eher unter die Sinngedichte und unter die Balladen gehörten. In allen Abtheilungen standen die Gedichte nach dem Jahre ihrer Entstehung. Einige waren ausgeschlossen. Den Schluß bildeten die drei dramatischen Dichtungen, von denen das

*) Vgl. Notter S. 165 f.

Ständchen und normännischer Brauch noch ungedruckt waren. Als die Sammlung erschien, war es Uhland weniger mehr um Dichterruhm als um den Sieg des alten guten Rechts zu thun, das jeder auf seine Weise zu wahren verpflichtet sei. Da der König ihm eines offenen Rechtsbruches schuldig schien, erklärte er seinen Eltern, die schon lange eine feste Anstellung für ihn gewünscht hatten, daß er eine solche vor der Einigung zwischen König und Ständen nicht annehmen könne, da es seiner Ueberzeugung durchaus zuwider sei, dem Verletzer des Volksrechts einen Eid zu schwören. Am 14. Oktober trat die Ständeversammlung von neuem zusammen; vier Tage später, bei der Feier der Schlacht von Leipzig, wurde den Abgeordneten ein Fest gegeben, zu welchem Uhland dem Abgeordneten von Stuttgart, Bürgermeister Klüpfel, ein aus tiefstem Herzen stammendes Gedicht weihte, das erste der vaterländischen. Zu andern Dichtungen fehlte ihm die Stimmung. So konnte er die Sonette, welche er auf die Rückkehr der geraubten Kunstwerke von Paris entworfen hatte, nicht ausführen. Die Verhandlungen mit den Ständen zogen sich erfolglos hin. Unterdessen war der zwei Jahre jüngere Rückert als Redakteur des Morgenblattes nach Stuttgart gekommen; mit diesem, der im vorigen Jahre unter dem Namen Freimund Reimar einen Band deutsche Gedichte herausgegeben, unter denen die geharnischten Sonetten besondern Beifall gefunden, trat er in freundliche Verbindung.

Erst mit dem Eintritte des nächsten Jahres kehrte die volle dichterische Stimmung zurück. In den Januar fällt die schaurige Ballade das Nothhemd, in den Februar zwei politische Lieder, das auf die Aufspürer unerlaubter Verbindungen treffend spottende Sonett an die Bundschmecker und das aus warmem Herzen

geflossene Gedicht das alte gute Recht. Je tiefer ihn der Verfassungsbruch verletzte, um so inniger fühlte er sich von der Geschichte seiner Heimat angezogen. Am 28. März schrieb er an Kerner: „Mit Rückert bin ich fast jeden Abend zusammen und habe ihn recht lieb gewonnen. Er lebt ganz der Poesie und ist reich an schönen Dichtungen. Was mich selbst betrifft, so habe ich mancherlei entworfen; zur Ausführung gebricht es mir immer an Zeit und Ruhe. Hauptsächlich beschäftigt sich mein poetisches Treiben mit der schwäbischen Geschichte. Ein Trauerspiel Herzog Ernst liegt mir ziemlich klar in den Gedanken. Auch über einen Konradin habe ich nachgedacht. Einen dramatischen Schwank, die Weiber von Weinsberg, habe ich angefangen. Alles dieses erdrücken die Prozeßakten." In diese Zeit scheinen die Tenzone zwischen ihm und Rückert*) und der abwechselnd von beiden gedichtete lustige Wettgesang zu fallen, den Holland 1876 besonders herausgegeben hat. Am 10. April vollendete unser Dichter das launige Trinklied „Was ist das für ein durstig Jahr!" wohl auf besondere Veranlassung. Wie gedrückt er sich damals in Folge der bedauerlichen politischen und seiner persönlichen Verhältnisse fühlte, besonders bei dem Drängen seiner Eltern, seiner heiligen Ueberzeugung zum Trotze sich um eine Staatsstelle zu bemühen, zeigen das Mailied und die Klage; ein drittes, mit ihnen am 4. Mai begonnenes Gedicht, die Rechtfertigung seiner Trauer, daß er beim besten Streben nichts erreichen könne, vollendete er erst vier Monate später. Am 6. und 7. machte er den Entwurf zu seinem Herzog Ernst, aber zur Ausführung hatte er weder Ruhe noch Stimmung. Bald

*) Notter S. 167 ff.

darauf, am 18., fand er einen Augenblick schalkhafter Laune zu der Bitte an die frommen Dichter, sich einmal recht mit der bösen Welt zu befassen.

Mächtig ergriff ihn mit dem September die politische Muse: vom 1. bis zum 8. dichtete er die sechs jetzt das Buch der Lieder schließenden vaterländischen Gedichte und unter den als solche bezeichneten die Württemberg, Gespräch und an die Volksvertreter überschriebenen. Alle diese sind aus einem männlichen, warm für Volksrecht und Freiheit schlagenden Herzen geflossen, in welchem der Schmerz sich lange angesammelt hatte; im vorletzten konnte er sich nicht enthalten, auf den ihm früher befreundeten Minister von Wangenheim zu deuten, der, weil er kein Württemberger sei, die Anhänglichkeit des Landes an das alte gute Recht nicht verstehe. Sonst vollendete er in dieser Zeit (am 7.) nur das kleine Gedicht Rechtfertigung. Die ersten Verse zu seinem Herzog Ernst schrieb er am 19., brach aber bald ab. Am Ende des Monats gelang ihm wieder einmal eine schwäbische Ballade, der Schenk von Limburg, in heiterm, echtdeutschem Tone. Den 15. Oktober begann er das am 17. vollendete herrliche Lied auf den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, „Wenn heut ein Geist herniederstiege", das die Fürsten an ihre heilige Pflicht gegen das Volk eindringlich mahnt. An demselben 17. schrieb er die Verse auf einen verhungerten Dichter, veranlaßt durch den unglücklichen Sohn eines berühmten Arztes, Dr. Joseph Ludwig Stoll in Wien, der, nachdem er die Arzneiwissenschaft aufgegeben, als lyrischer und dramatischer Dichter nicht ohne Glück hervorgetreten war, auch mit Seckendorf den Prometheus herausgegeben hatte. Uhland hatte ihn in Paris angetroffen, Kerner später den in große

Dürftigkeit Gerathenen unterstützt. Er war bereits am 22. Jan. 1815 in Noth gestorben. Mit seinem letzten vaterländischen Gedichte hatte Uhland das Herz seines Volkes so tief getroffen, daß man es nebst den ihm vorausgegangenen, das alte gute Recht, Württemberg, Gespräch und an die Volksvertreter, am 18. Oktober 1816 auf einem Flugblatte zusammendrucken ließ. Kerner schrieb damals an Freund Mayer: „Welch ein theurer, gediegener Mensch ist doch dieser Uhland, und wie sind wir so glücklich, daß er unser so inniger Freund ist?“ Er selbst äußerte treu und fest gegen Varnhagen, der mit vielen Nichtwürttembergern darüber anderer Ansicht war: „Die Aufnahme, welche diese Lieder bei öffentlichen Vereinen und sonst gefunden haben, läßt mich annehmen, daß sie auch die bei uns herrschende Meinung so ziemlich ausgesprochen haben. Sie sind im Gegensatze nicht bloß zu den eigentlich Schlechtgesinnten, sondern hauptsächlich auch zu denen gedichtet, die, mit Hintansetzung unserer Geschichte, unserer Eigenthümlichkeit, wie solche jeder Volksstamm hat und haben soll, aus dem Blauen herab und nach individuellem System uns umgestalten und wohl gar beglücken mögen. Du vermissest vielleicht einigermaßen die Beziehung aufs Ganze. Aber theils ist der Cyclus noch nicht geschlossen, theils glaube ich, daß Deutschland von oben herab, von den Kongressen und Bundestagen, den obschwebenden Verhandlungen der Kabinette zunächst wenig mehr zu erwarten hat; daß hingegen, wenn erst jeder Volksstamm zum Selbstgefühl erwacht und zu innerer Begründung gelangt sein wird, hieraus auch die Kraft des Ganzen hervorgehn wird. Durch Verunglimpfung in öffentlichen Blättern, herausgerissene und entstellte Einzelnheiten mögen auswärts unsere Landstände verloren haben, bei uns behielten sie die öffent-

liche Meinung für sich, ihre gedruckten Verhandlungen sprechen nicht gegen sie.“ Man konnte es eben in dem nördlichen Deutschland nicht begreifen, wie in Württemberg der Bürger mit dem Adel sich vereinigte, um veraltete Rechte gegen die freiere, vom König gebotene Verfassung zu halten. Einem Manne von deutschem Freiheitssinne wie Jakob Grimm und einem so volksfreundlichen Fürsten wie Karl August von Weimar schien die Sache eine Donquixoterei, während Stein wohl wußte, daß es hier das alte gute Recht galt und das Land nicht das neue Recht als ein Geschenk annehmen dürfe, sondern zunächst Herstellung des vom König unter die Füße getretenen alten guten fordern mußte, ehe es sich auf Verhandlungen über dessen zeitgemäße Verbesserung einlassen konnte. Sehr schmerzlich berührte es Uhland, als Freund Rückert am 16. November gegen sein Gespräch auftrat, dessen im zweiten Theile jeder Strophe gegebene Erwiderungen dieser benutzte, um die seinigen ihnen entgegenzustellen, also das Gespräch gleichsam fortsetzte; er schloß mit der Vertheidigung Wangenheims, der sammt anderer Last auch den Schmerz der Schmähung trage, daß er kein Herz für das württembergische Volk habe, was doch in der Weise, wie es Uhland gemeint, durchaus der Wahrheit entsprach. Die Tenzone Rückerts und Uhlands, der wir S. 68 gedachten, war unterdessen in Fouqués Taschenbuch auf das folgende Jahr erschienen.

Am 30. Oktober starb der König, aber sein Nachfolger huldigte denselben Grundsätzen. Der November brachte wieder mehrere politische Lieder: vom 12. bis zum 14. das durch eine dem gesunden Menschenverstande gar wenig zutrauende Polizeiverordnung veranlaßte Gedicht Schwindelhaber, am 20. und 21. die auf Wangenheim sich beziehenden Hausrecht und das

Herz für unser Volk, zu denen der Dichter wohl durch Rückerts Entgegnung getrieben worden. Schärfern Spott auf Wangenheim, so ein Gedicht, worin dieser auf dem Jahrmarkte seine wunderbaren Zauberkünste anpries, unterdrückte er.*) Den 24. dichtete er das verspätete Hochzeitslied.**) Am 20. Dezember trieb es Uhland, einen Theil der ersten Szene seines im Entwurfe fertigen Herzog Ernst von Schwaben auszuführen. Auf den 28. und 29. fällt der Neujahrswunsch 1817, der nach dem durchlebten Nothjahre um ein neues fruchtbares und nach den politischen Wirren um die Herstellung das alten guten Rechtes fleht. Der folgende Januar brachte dann das schöne, die deutsche Sprache feiernde und zu ihrer treuesten Pflege aufrufende Gedicht an die deutsche Sprachgesellschaft in Berlin, die ihn zum Beitritt eingeladen hatte. Lebhaft nahm ihn das Wiederzusammentreten der Stände in Anspruch; er selbst würde wohl dafür gewählt worden sein, hätten ihm nicht zum gesetzlichen Alter von 30 Jahren noch ein paar Monate gefehlt; denn er wollte nicht, daß eine Wahl seinetwegen verschoben werden und dadurch ein Ort in den ersten so wichtigen Sitzungen unvertreten sein sollte. Unterdessen dichtete er an seinem vaterländischen Trauerspiele, dessen ersten Aufzug, mit Ausnahme der Zwischenauftritte, er den 17. Februar vollendete. Am 3. März traten die Landstände zusammen; der neue ihnen vorgelegte Verfassungsentwurf fiel, wie Uhland seinem Vater schrieb, unerwartet schlecht aus; er enthielt „zwei Kammern, keine Kasse, keinen Ausschuß". Auch diesmal zeigten sich die Landstände keineswegs bereit, auf ihr Recht zu verzichten. Uhland forderte

*) Vgl. Notter S. 248 f. **) Zwei ältere Strophen des Hochzeitsliedes und ein Gedicht Röselein machte A. von Keller 1876 bekannt.

sie in einem zum Chistofstage, dem 15., gedichteten Liede zu treuem Verharren auf; da genug verhandelt sei, möchten sie gleich das letzte Wort sprechen. Herzog Christof ward als Begründer der im Jahre 1565 von den Landständen bestätigten Verfassung im Lande hochgeehrt; schon seit dem vorigen Jahre trug man in Silber geprägte Reliefbilder desselben in eisernen Fingerringen oder als Hutschnallen, und Uhland selbst hatte sich für deren Vertrieb in Stuttgart bemüht. Anfangs April ließ er ein Votum gegen das Zweikammersystem drucken, in welchem er das Reinmenschliche ihrer alten Verfassung hervorhob. „Keine Adelskammer!“ rief er. „Kein Stand soll dem menschlichen Verkehr mit den andern enthoben sein, alle sollen sich gegenüberstehn, Auge in Auge, wie es Menschen gegen Menschen geziemt.“ Auf den 18. fällt das kurze Gebet eines Württembergers, daß Gott zum Könige sprechen möge. Die feste Beharrlichkeit der am 5. Juni aufgelösten Kammer feierte Uhland am 7. und 8. in dem herrlichen Nachruf. Der König hatte erklärt, er werde auch ohne Ständeversammlung nach seiner Verfassung fortregieren. Hiermit war für Uhland eine Zeit größerer äußerer Ruhe eingetreten, wie schmerzlich ihm auch die rechtslose Politik und seine durch diese leidenden persönlichen Verhältnisse sein mußten. Bei der neuen Organisation würde er leicht eine Stelle gefunden haben, hätte er sich entschließen können, dem Könige den Eid zu schwören, aber sein unbeugsamer Rechtssinn ließ dies nicht zu. Er benutzte die Ruhe zur endlichen Ausführung seines Herzog Ernst, an den er nicht hatte gehn wollen, ehe er ihn ununterbrochen zu vollenden hoffen durfte. Gerade am Tage der Ständeauflösung griff er die Ausführung ernstlich an und am 14. Juli war das Ganze vollendet. Von seinen dreizehn

vaterländischen Gedichten erschien damals ein Abdruck ganz in der jetzigen Folge mit dem Druckorte Tübingen. Die lyrische Dichtung verstummte jetzt volle anderthalb Jahre. Für sein Trauerspiel meldeten sich zu seiner Freude vier Verleger; es erschien am Ende des Jahres in Heidelberg. Die Hoffnung, daß der Verfassungsstreit im November gelöst werden würde, ging nicht in Erfüllung; die rechtslose Zeit schien andauern zu sollen. Wangenheims Entwurf wurde vom König verworfen, worauf er als Minister seine Entlassung nahm. Persönlich mußte Uhland dem Drängen seines Vaters widerstehn, eine Professur in Tübingen anzunehmen, da er vor Herstellung eines Rechtszustandes keine Verpflichtungen auf den Namen des Königs übernehmen konnte. „Wenn unsere Collegien nach diesem Grundsatz gehandelt hätten, so wären wir jetzt schwerlich in diesem verfassungslosen Zustand", schrieb er diesem am 17. Dezember. Ihn beschäftigte ein Drama, der Nibelungen Tod, dessen Entwurf er am 13. November niedergeschrieben, und eine Dramatisirung der Sage vom armen Heinrich: doch mußten diese Pläne vor dem Entschlusse zurücktreten, sich um den von der Hoftheaterintendanz in München ausgesetzten Preis für ein Drama Ludwig der Baier zu bewerben. Das Stück ward am 10. Februar 1818 begonnen, am 18. Mai beendet. Das ganze Jahr 1818 brachte nur zwei unbedeutende lyrische Gelegenheitsgedichte *) Von einem in Oberschwaben spielenden Vorspiele Welf schrieb er am 19. August den Anfang des ersten Auftritts. Da die bevorstehende neue Justizorganisation auch die Advokaten zu Staatsdienern machen sollte, wonach er, weil

*) Notter S. 207 f. 213.

er dem Könige keinen Eid schwören wollte, der Advokatur entsagen mußte, sah er sich genöthigt, sich auswärts nach einer ihm entsprechenden Anstellung umzusehn. Sein Ludwig der Baier erhielt keinen der beiden von der münchener Hofintendanz ausgesetzten dramatischen Preise. Die Verlagshandlung, bei welcher Herzog Ernst erschienen war, wollte das neue Stück nur unter Bedingungen annehmen, auf die Uhland nicht eingehn konnte. Deshalb wandte er sich am 9. November an den Buchhändler Reimer in Berlin, der früher bei seiner Anwesenheit zu Stuttgart sich bereit erklärt hatte, eine dramatische Arbeit von ihm in Verlag zu nehmen. Das Stück habe keinen Preis davon getragen, bemerkte er diesem, jedoch sei er sich bewußt, es mit Ernst und Liebe ausgearbeitet zu haben; auch werde er sehn, daß es nicht für Baiern allein berechnet sei. Daß er das Stück den Verlegern seines Herzog Ernst angeboten, verschwieg er nicht; er hätte gewünscht, bemerkte er, seine Darstellungen aus der deutschen Geschichte in einer Hand zu belassen, damit dieselben, wenn mehreres hinzukäme, künftig um so leichter zu einer Sammlung vereinigt werden könnten. In seinen dermaligen Verhältnissen müsse ihm an baldmöglichster Beziehung seines Honorars gelegen sein, wonach er unmöglich die Bedingungen des frühern Verlegers habe annehmen können. Reimer ging auf die Zahlung eines Honorars von 300 Florin rheinisch noch im Laufe des Monats und die andern Bedingungen ein. Den Vorschlag, es vor dem Druck der berliner Bühne anzubieten, scheint er nicht angenommen zu haben. Das Stück erschien mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß Uhland sich damit um die beiden ausgesetzten Preise beworben habe.

Trotz seiner bittern Aufregung über die durch den Eigen-

sinn des Königs heraufbeschworene Rechtslosigkeit ergriff ihn doch der am 9. Januar 1819 unerwartet erfolgte Tod der Königin, der Großfürstin Katharina Paulowna, so mächtig, daß er vom 27. bis zum 29. die schönen einfach Katharina überschriebenen Octaven (Stanzen) dichtete, worin er, mit stärkster Betonung der Freiheit und Wahrheit seiner von jeder Schmeichelei freien Muse, die Hingeschiedene als Volksmutter in der schweren Zeit der Hungersnoth feierte. Das Morgenblatt brachte das Gedicht am 5. Februar ohne Namen des Dichters, doch machte Uhland kein Hehl daraus, daß es von ihm sei. Zu einem Drama Otto von Wittelsbach schrieb er am 8. und 9. Februar das Szenarium und den Entwurf; nach dem Berichte seiner Gattin*) führte er auch „einige Aufzüge“ aus. Beim Suchen nach „politischen Gedichten“ war er jetzt auf Walther von der Vogelweide gekommen. Von einem nach den spanischen Volksromanzen von Bernardo del Carpio entworfenen Drama schrieb er am 3. Mai die erste Szene in Versen. Was ihn zu diesem Stoffe zog, war die mannhafte Treue des wie Achilleus zum Unglück bestimmten spanischen Helden, dessen Rache vor der geheiligten Majestät des Königs zurückscheut, ein Gegenstück zum Otto von Wittelsbach. Unterdessen ward sein Herzog Ernst, nachdem Hamburg damit vorausgegangen war, am 7. Mai zu Stuttgart unter Eßlair mit großem Beifall aufgeführt und gleich am 16. wiederholt. Den 15. weihte er der schon längst mit stiller Neigung ersehnten Schwägerin seines Freundes Roser, Emilie Vischer, zum Geburtstage ein das Geheimniß seiner Liebe innig aussprechendes Lied, das mit Weglassung der ersten

*) Ludwig Uhlands Leben S. 152.

Strophe unter der Ueberschrift der Ungenannten in der dritten Ausgabe der Gedichte (1826) erschien.*) Um diese Zeit muß Uhland auch das „Lied aus dem Spanischen“ in das Taschenbuch für Damen auf das folgende Jahr gegeben haben:

All mein Dienen, all mein Lieben,
Was ich laut und frisch gefleht,
Ist nur in den Sand geschrieben,
Ist nur in das Meer geschrieben.

Hätt' ich all mein eifrig Lieben
Eingestreuet in den Sand,
Blühend stände stets der Strand,
Früchte hätt' er längst getrieben!
Hätt' ich in das Meer geschrieben
Meine Seufzer, meine Qual,
Von den Wellen ohne Zahl
Wäre keine leer geblieben.

Wie Carolina Michaelis de Vasconcellos (Archiv für Literaturgeschichte XIV, 189 f.) gefunden, wurde das Lied von dem galicischen Troubadour Juan Rodriguez de la Cámara gedichtet, aber erst 1872 gedruckt. Uhland muß es handschriftlich, vielleicht schon 1810 auf der Pariser Nationalbibliothek, gefunden haben, welche es in drei Handschriften hat. Im Spanischen lautet es:

Bien amar, leal servir,
cridar et decir mas penas
es sembrar en las arenas
o en la ondas escrevir.

Si tanto quanto servi
sembrara en la ribera,
tengo que reverdesciera
et diera fructo de si.

*) Vgl. a. a. O. S. 167 f.

E aun, por verdat desir,
si yo tanto escreviera
en la mar, yo bien podiera
todas las ondas tennir.

Jetzt endlich schien ein Ausgleich der Verfassungswirren möglich, da der König auf den 13. Juli eine Ständeversammlung zur Verhandlung über einen neuen Entwurf, diesmal nicht nach Stuttgart, sondern nach Ludwigsburg berief. Hiermit war für Uhland ein festes Ziel der Thätigkeit und zugleich die Aussicht gegeben, im geliebten Schwaben bleiben zu dürfen. Er bewarb sich um die Abgeordnetenstelle des Oberamtsbezirks Tübingen, die dem von allen Freunden des alten guten Rechts verehrten Dichter nicht entgehn konnte. Schon vorher hatte er mit Cotta wegen einer neuen Auflage seiner Gedichte abgeschlossen; er bekam dafür 800 Gulden, mit denen er, wie er an seine Eltern schrieb, sich ordentlich für den Landtag ausrüsten konnte. So leuchtete dem so lange vom Unglück Verfolgten in seinem zweiunddreißigsten Jahre zum erstenmal die Sonne des Glücks. Die Dankadresse der Stände an den König wurde dem schwäbischen Dichter aufgetragen, der das Banner des alten Rechtes bei aller eigenen Bedrängniß hoch gehalten hatte. Hier hieß es: „Von neuem den Weg des Vertrags betretend, auf dem sich von jeher die Verfassung des Landes entwickelt hat, bewähren Ew. Majestät die höchste Achtung für das Volk und den Geist der Gerechtigkeit, der des Fürsten erste Tugend ist.“ Als Uhland unter den Abgeordneten, welche die Adresse zu überbringen hatten, vor dem König erschien, bemerkte dieser gegen ihn, er habe ihm noch für ein Gedicht (die Stanzen auf die verstorbene Königin) zu danken, und auf dessen Erwiderung, dieses habe seine tiefste Empfindung ausgesprochen, äußerte er

die Hoffnung, sie würden, wenn auch in ihren Ansichten, nicht in ihren Gefühlen verschieden sein. Vergebens suchte Uhland in der Ständeversammlung das Zweikammersystem über Bord zu werfen, ja als dieses schon beschlossen war, trug er noch darauf an, man möge den König bitten zu erwägen, ob diese weder von dem Volke noch von den Ständen gewünschte Einrichtung durch die Zeitumstände unabwendbar sei; sonst sah er in dem von der ständischen Kommission gemachten Entwurf viel Gutes. Der freiheitfeindliche karlsbader Kongreß trieb die Stände zu raschem Abschlusse, und so ward am 23. September die Verfassung einstimmig angenommen. Vier Tage später schrieb Uhland an seinen Mitabgeordneten Schott den erst nach dem Tode des Dichters aufgenommenen Spruch auf die endlich glücklich erlangte Herstellung eines Rechtszustandes in dem gewöhnlichen dramatischen Verse; dieser edle Freund meinte jetzt mit Uhland, besser sei eine unvollkommene Verfassung als gar keine. Einen vollständigen an mehrern Stellen in Prosa ausgeführten Entwurf zu seinem Trauerspiel vom spanischen Nationalhelden Bernardo del Carpio begann er am 21. Oktober.*) Da man zur Feier der neuen Verfassung am 29. Oktober Uhlands Herzog Ernst aufführen wollte, schrieb der Dichter dazu zwei Tage vorher den schönen Prolog, jetzt das vorletzte der vaterländischen Gedichte, in welchem er den Fürsten pries, der hochherzig seinem Volke die Hand geboten. Das Morgenblatt brachte ihn am 2. November. Vielleicht gehört in diese Zeit auch die Stanze „Von aller Herrschaft, die auf Erden waltet“ (Sprüche 2). Leider wurde die Freude an der neuen

*) Vgl. Keller S. 427 ff. Fränkel S. 78 f.

Verfassung dadurch verkümmert, daß in Folge des Bundesgesetzes die schon 1817 gewährte Preßfreiheit aufgehoben werden mußte. Zu einem silbernen Becher, den Böblingen seinem Abgeordneten Schott widmete, schrieb Uhland einen Spruch auf den „wackern Mann", der „als des Landes Sprecher klaren Wein eingeschenkt".*) Am 7. November beendete er den am 21. Oktober begonnenen, zum Theil ausgeführten Plan seines Bernardo, doch blieb auch dieser liegen. Während eines Besuches bei seinen Eltern in Tübingen schrieb er vom 4. bis zum 9. Dezember den Anfang seines Konradin, in welchem der Truchseß von Waldburg so schön der verlassenen schwäbischen Heimat gedenkt. Noch vor dem Schlusse des Jahres ward Uhland mit großer Mehrheit von Tübingen zum Abgeordneten für den ersten ordentlichen Landtag gewählt.

Den 15. Januar 1820 wurde der Landtag eröffnet; am folgenden Tage fand Uhlands Verlobung statt. Vorher hatte er sich mit dem Plane eines Johannes Parricida, aber wohl nur augenblicklich, getragen. Zu Schwab soll er gesagt haben, es sei diesem wie ihm ergangen, er habe in allem Unglück gehabt. Der Landtag nahm Uhlands angestrengte Thätig- in Anspruch. Im Frühjahr erschien die zweite Ausgabe der Gedichte. Sie brachte zuerst, nach den Liedern, die um den Prolog vermehrten vaterländischen Gedichte, zu den Liedern zwölf neue (die Verse an seine Gattin und an die deutsche Sprachgesellschaft fehlten), zu den Sonetten das an die Bundschmecker, zu den Octaven Katharina, zu den Balladen und Romanzen vier neue, des Sängers Wieder-

*) Vgl. Uhlands Leben von seiner Wittwe S. 170.

kehr (1815), der Räuber (1810) und die 1816 gedichteten das Rothhemd und der Schenk von Limburg, die beiden ersten ohne Beachtung der Zeitfolge. Zum erstenmal erschienen hier die beiden ersten Gesänge von Fortunat und seine Söhne; auch waren die schon 1812 gedruckten altfranzösischen Gedichte, darunter Roland und Alda (früher Aude), mit mannigfachen Verbesserungen, aufgenommen. Das Vorwort blieb, mit dem Zusatze „zu der ersten Ausgabe 1815", unverändert an seiner Stelle, obgleich es nur auf die erste Ausgabe paßte, und unter den Liedern nach dem an das Vaterland hätte stehn sollen. Sonstige Veränderungen waren nicht gemacht, die Druckfehler meist übersehen.

Hatte schon seit der ersten Ausgabe Uhlands lyrische Dichtung, mit Ausnahme der so bedeutend hervortretenden vaterländischen Gedichte und einiger durch die Gelegenheit veranlaßten, wenig Blüten getrieben, so war dies noch mehr in den sechs Jahren seiner landständischen Wirksamkeit der Fall, in denen das häusliche Glück seiner Liebe und die wissenschaftliche Beschäftigung mit alter Dichtung und Sage ihn zu keiner dichterischen Stimmung gelangen ließen, die ja bei ihm meist die Frucht träumerischen Versenkens in sich war. Auch von dramatischen Arbeiten findet sich nur eine geringe Spur. Am 14. Februar 1822 begann er von neuem seinen Bernardo del Carpio, konnte aber die erste in Strophen von vierfüßigen Trochäen geschriebene Szene nicht zu Ende führen. Wir zählen in dieser ganzen Zeit nur 11 Gedichte, unter denen höchst bezeichnend keine Ballade, die meisten Gelegenheitsgedichte im engsten Sinne des Wortes sind, und wenn einzelne auch einen Akkord der Seele ergreifend anschlagen, so kommen

diese doch bei einem Meister des Liedes kaum in Betracht. Die dritte Ausgabe der Gedichte vom Jahre 1826 brachte nur acht damals unbekannte Lieder, außer den ältern der Ungenannten (an seine Gattin) und die deutsche Sprachgesellschaft, noch der Sommerfaden, der Kirchhof im Frühling (beide 1822), Gruß der Seelen (1825), das schöne Erinnerungslied auf der Ueberfahrt (1823), auf einen Grabstein (1820) und den Spruch in ein Stammbuch, für seinen Freund Schott (1825). Die hübschen Verse guter Wunsch von 1822 wurden später aus Uhlands Nachlaß aufgenommen; ein Geburtstagslied für die Großmutter seiner Gattin hat erst die Wittwe mitgetheilt. Weggelassen waren in der dritten Ausgabe Fräuleinswache und das Distichon Helena. In demselben Jahre gab Uhland mit Schwab die Gedichte seines von Geistesnacht umfangenen Landsmannes Hölderlin heraus, den er, wie sich selbst, zu den mittlern Dichtern rechnete, bei denen das wahre, innerste Wesen der Poesie reiner vorhanden sei als bei den großen (er dachte an Schiller und Goethe), die eigentlich der Poesie fremde Gebiete, Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaft, in ihren Kreis zögen.

Das Jahr 1827 brachte außer dem Sinngedicht auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden ein Stammblatt für den Dichter Wilhelm Müller, das Lied der große Frühling (später künftiger Frühling genannt), und nach Holland wahrscheinlich die erst von diesem aufgenommenen, auf Beurtheilungen, welche die neue Ausgabe gefunden hatte, sich beziehenden Verse Späte Kritik, welche bedauern, daß ihm erst jetzt Lob und Tadel komme, wo er die Harfe hingesetzt habe, beides nicht mehr auf ihn wirke. Aber im Jahre 1829 kehrte die dichterische Stimmung auf einige Zeit zurück: der ersten Hälfte dieses Jahres

scheinen die etwas düstern Verse an eine Tänzerin und das kleine allegorisch gewendete balladenartige Lied die Ulme zu Hirsau anzugehören; letzteres erschien schon am 5. Juni im Morgenblatt: mit beiden und zwei Gedichten des Jahres 1827 wurde die im Sommer 1829 erscheinende vierte Auflage vermehrt. Eine frische dichterische Stimmung brachte erst der Spätherbst, wo ihn die Aussicht auf eine Anstellung als Professor seines Lieblingsfaches erfreute. Jetzt entstand eine Reihe frischer, zum Theil ausgezeichneter Balladen der mannigfachsten Art: Ende Oktober der Graf von Greiers, im November ein Meisterstück seiner Muse, Bertan de Born (im Morgenblatt vom 27.), wozu ihn eine eben erschienene Schrift von Diez, Leben und Werke der Troubadours, veranlaßte, in einer ganz besondern Reimform, da alle geraden Verse der achtversigen Strophe denselben Reim haben; auch die zu Goethes Ehren erfundene Münstersage und die eine neue Sage von Roms Gründung schaffende Ballade Ver sacrum; im Dezember sein aus dem Auszug einer englischen Ballade geschöpfter Merlin der Wilde, die durch Wohllaut und lieblichen Ausdruck ausgezeichnete Legende der Waller (in der Reimform von Bertran) und Tells Tod. Auch das auf seine träumerische Dichtung deutende Lied der Mohn fällt in diese Zeit, und wahrscheinlich das erst aus dem Nachlaß bekannt gewordene „Wie freudig sich der Tannenbaum“. Im April 1830 trat er seine Professur an, die ihm bei aller Arbeit, besonders durch die Uebungen im Vortrage*), Freude und Anregung brachte. Nach Holland fallen in diesen Frühling die Frühlingstrost überschriebenen Verse:

*) Vgl. Zu Ludwig Uhlands Gedächtniß. Mittheilungen aus seiner akademischen Lehrthätigkeit von L. W. Holland 1886.

Was zagst du, Herz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

Die Stürme der französischen Umwälzung störten ihn in seiner mit frischem Muthe und begeisterter Seele betriebener Thätigkeit nicht, obgleich sie auch in Württemberg eine starke Bewegung der Geister hervorriefen. Um so tiefer griffen ihn im Frühjahr 1831 die Krankheit und der am 1. Juni erfolgende Tod der Mutter an. Der sehnsuchtsvolle Schmerz entlockte ihm in dieser Zeit die vier ersten der Gedichte unter der Ueberschrift Nachruf. Die fünfte noch in diesem Jahre erscheinende Auflage der Gedichte war mit den Schöpfungen von 1829 und dem Nachruf Lied 1—4 vermehrt; erst im Herbste, als er auch den Vater verloren hatte, dichtete er die einfach ergreifenden Verse, Lied 5 des Nachrufes, die das niederbebende Laub, „des Frühlings Kind, des Herbstes Raub", im Trauernden erregt hatte.

Wieder verstummte die lyrische Dichtung ganz, die seit Anfang 1830 nur durch schmerzliche Gefühle angeregt worden war. Damals machte Uhland Lenaus Bekanntschaft, dem alles an diesem herrlichen Manne nur starke, vollsaftige Sprossen ohne alle unnütze Sprößlinge zu treiben schien. 1832 wurde er wieder zum Abgeordneten gewählt, kurz vor den ihn tief betrübenden, die Volksrechte bedrohenden Bundesbeschlüssen. Von der Regierung ward die Zusammenberufung des wegen seiner entschiedenen Freisinnigkeit gefürchteten Landtags möglichst lange hinausgeschoben. Die Entschiedenheit, womit dieser die Rechte des Landes in Schutz nahm, führte zur Auflösung. Die Adresse, in welcher der Landtag sich gegen die Bundesbeschlüsse mit festem Muthe ausgesprochen hatte, war von Uhland. Als dieser auch in die neue Kammer gewählt war, glaubte die

Regierung sich seiner dadurch entledigen zu können, daß man ihm die zum Eintritte nöthige Genehmigung versagte: aber dieser antwortete mit der Aufkündigung seiner Professur. So zwang ihn sein unerschütterliches Rechtsgefühl einer ihm so lieben und werthen Stelle zu entsagen. Kurz vor dem Schlusse des Jahres ward die Kammer vertagt. Leider war es ihm diesmal nicht vergönnt zur akademischen Wirksamkeit zurückzukehren, wenn er auch in der wissenschaftlichen Forschung eine Herz und Seele anziehende Thätigkeit fand; die Studierenden Tübingens aber schenkten dem Rückkehrenden einen silbernen Pokal als „dem Meister deutschen Rechts und deutscher Kunst", wie auch die stuttgarter Wähler ihm als Vertheidiger der Wahrheit einen hohen kostbaren silbernen Pokal, Stuttgarts Frauen und Jungfrauen einen Arbeitssessel nebst Fußteppich verehrten. In den Schluß des Jahres fällt, nach Holland, das Gedicht auf den edlen Polendichter Adam Mickiéwicz, dessen mächtiger Geist ihm dafür bürge, daß das heldenhaft gefallene Polen doch noch nicht verloren sei. Es ist das erste Lied, in welchem er seinen innigen Antheil an einem durch die List und Gewalt gewissenloser Tyrannei gefallenen fremden Volke hoffnungsselig aussprach. In die drei rasch sich folgenden neuen Ausgaben der Gedichte durfte das Lied eben so wenig aufgenommen werden als Platens Polenlieder in dessen Sammlung, da das Damoklesschwert des Bundestages drohte; erst aus dem Nachlasse wurde es bekannt.

Eine neue dichterische Jugend beseelte den zu Tübingen in seine Forschungen vertieften siebenundvierzigjährigen Mann noch vor dem Anfange des Frühlings des köstlichen Weinjahres 1834. Diesmal begann er am 14. März mit der herrlichen, Minas unglücklichen Freiheitskampf von 1830 feiernden Ballade Bi=

dassoa, der einzigen, die der neuern Geschichte angehört. Ihr folgten am 2. April die frischen Lieder die Lerchen und Dichtersegen, am 15. die launig gewandte Gespenstersage die Geisterkelter, welche das gesegnete Weinjahr glücklich vorschaute. Bei einem Ausfluge dichtete er am Morgen des 27. Mai auf dem Wege nach Pfullingen das gefühlvolle Lied Maienthau und an demselben Tage zu Unterhausen das balladenartige, die ruhige Behaglichkeit des freien Bauers schildernde Lied die versunkene Krone. Besonders ergiebig an dichterischen Früchten waren die beiden folgenden Monate. Am 14. Juni entstanden die balladenartigen kleinen Lieder die Orgel und die Drossel, die mit dem Ständchen unter der Ueberschrift Sterbeklänge verbunden wurden, zwei Tage später die Todtenglocke, sein letzter Nachruf an die hingeschiedenen Eltern, und die Birke, die er später am Ende seines dramatischen Bruchstücks Schildeis, einem zweiten Wanderer, in den Mund legte*), am 18. das vaterländische Trauerlied die Glockenhöhle, am 22. die auf eine Verklärung seiner Seele am Lebensabend deutenden Verse (eigentlich zwei Strophen) Abendwolken; das gleichzeitig entworfene Lied Sonnenwende vollendete er am folgenden Tage. Auf den 28. und 29. fallen die herzinnig die Liebe zur trauten Heimat bezeichnenden Strophen Reisen. Dem 7. Juli gehören die Verse auf die blasse Malve, dem 8. das Lied Wein und Brod an; am 16. folgte die englische Ballade das Glück von Edenhall, am 19. die schwäbische das Singenthal und die

*) Das früher dort alleinstehende Lied eines Wanderers „O Tannenbaum, du edles Reis!“ ist freie Ausführung des uralten Volksliedes, das auch Brentano benutzte. Vgl. Reifferscheids westfälische Volkslieder S. 48. 176.

launig gewendete Gespenstersage das versunkene Kloster. Alle diese schönen Gedichte kamen der 1834 erschienenen achten Auflage zu Gute, für welche der Verleger freiwillig das Honorar auf 1000 Gulden erhöhte. Nach einer angenehmen Herbstreise dichtete Uhland am 6. und 7. Oktober die erst am 18. abgeschlossene Wanderung, welche seine Ansicht über den zur Zeit wenig erfreulichen Zustand seines geliebten Deutschlands mit gemüthlicher Laune ausspricht. In Württemberg war damals das Ministerium gegen Uhland so erbittert, daß seine im Staatsdienst stehenden Freunde nicht wagen durften, sich an dem zu seinen Ehren von der Stadt Stuttgart am 16. November veranstalteten Mahle zu betheiligen. Die Wanderung wurde in der im folgenden Jahre erscheinenden Auflage als letztes seiner vaterländischen Gedichte gedruckt, wogegen das kleine, schlichte Lied Wintermorgen auf das traurige Begräbniß eines Armen am nebligen Wintertage (am 11. Dezember), auch der Johannissegen vom 20. Januar 1835 und das vielleicht ein paar Monate später fallende Sängerrecht davon ausgeschlossen waren. Letztere gab er auch weder in Schwabs deutschen Musenalmanach noch in Lenaus Frühlingsalmanach, obgleich beide Freunde dringend Beiträge von ihm verlangt hatten.

Die Bitterkeit, mit welcher Heine im Herbste 1835 in seiner romantischen Schule Uhland behandelte, der niemals mit seinem Thema ganz habe übereinstimmen können, der nur das Kind einer Schule sei, die ihm einen aus frühern Dichterwerken mühsam hervorgequetschten Ton überliefert, der ihm jede Ursprünglichkeit absprach und ihm andere Romantiker entgegenstellte, die zum Theil besseres geliefert, traf diesen nicht, da er sich bewußt war, aus voller Seele gesungen zu haben und er

die Dichtungen anderer, auch Heines, gebührend zu würdigen wußte. Dagegen schmerzte ihn tief das Wort, das der von ihm so innig verehrte Goethe in einem jetzt veröffentlichten Briefe an Zelter geäußert: aus der Region, in welcher Uhland walte, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehn. Uhland rächte sich insgeheim an dem in der weimarischen Fürstengruft ruhenden Meister durch die von seiner Gattin mitgetheilte spitzige Frage:

Gerne wüßt' ich, weil dein Wort
Gar so mächtig ist erklungen,
Wie du denn so eigentlich
Selber das Geschick bezwungen.

Anerkennender lautete des alternden Dichters Urtheil in den Gesprächen mit Eckermann, wenn er auch dort gesteht, am Anfange seiner Sammlung sei er auf so viele schwache und trübselige Gedichte gestoßen, daß ihm das Weiterlesen verleidet worden.*) Daß seine große Popularität einen Grund haben müsse, bemerkte er schon im Jahre 1823. Auf den Flügeln des Liedes, besonders in den Tönen von Kreutzer, Silcher, Kaufmann, Hetsch, wurden damals viele seiner Gedichte durch alle deutsche Gauen getragen, überall war es als Dichter wie als edler Vaterlandsfreund geehrt und gepriesen. Als er auf einer Rheinreise in Köln zufällig mit seinem Könige in demselben Gasthofe wohnte, wurde der Dichter durch ein großartiges Ständchen gefeiert.

Die jetzt jährlich oder auch halbjährlich in zweitausend statt tausend Exemplaren erscheinenden Auflagen (seit Goethes Tod

---

*) Vgl. die Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten I, 418. 485 f.

hatte der Absatz bedeutend zugenommen) blieben die nächsten elf Jahre unverändert. Von 1840 an wurden sie als Neueste Auflage bezeichnet. 1845 fiel das traurige Turnei aus. An die Stelle der eigenen Dichtung waren jetzt die germanistische Forschung, welcher er im Verein mit den besten und scharfsinnigsten deutschen Männern als einer der hellsten und redlichsten sich hingab, und die Sammlung deutscher Volkslieder getreten; bei den letztern kam es ihm besonders auf die „balladenartigen, typischen, ernsten und scherzhaften Tones" an, welche auch unter seinen eigenen Dichtungen hervorragen. Der Landtag des Jahres 1838 war der letzte, dem er, leider ohne Erfolg, seine Kräfte widmete. Daß die kleinstaatlichen Verfassungen, für die man im Süden so wacker gekämpft, da ihnen kein größerer deutscher Staat zu Hülfe kam, im Absterben begriffen waren, bedauerte Uhland um so mehr, als eine großartige Entwicklung des Verfassungslebens ihm eine sittliche Nothwendigkeit schien. Seine eigene Rückkehr zu dichterischem Schaffen hielt er nur bei einer veränderten Gesammtstimmung für möglich, wozu er, wie er 1841 schrieb, bei den damals waltenden Gestirnen wenig Hoffnung hatte. Von dem so glänzend als Beschützer der Wissenschaft und Kunst aufgetretenen neuen preußischen König erwartete er nur wenig. Auch der Gedanke eines unter dem Schutze des dichterischen Königs von Baiern stehenden deutschen Dichtervereins schien ihm nicht zeitgemäß, da dieser selbst das Volk in politischer Unmündigkeit halte; wolle man eine nationale deutsche Dichtung, so dürfe man die Dichter nicht auf ein historisches oder idyllisches Deutschland beschränken, sondern jede vaterländische Frage, die das Herz bewege, müsse würdiger Behandlung offen stehn. Das Jahr 1842 brachte

dann nach sieben Jahren dichterischen Verstummens am 15. Februar eine kleine gespenstige Ballade, der Abendtanz, die aber erst aus dem Nachlasse aufgenommen wurde. Fast fünf volle Jahre später wurde der Dichter, der sich mittlerweile ganz von der neuern schönen Literatur fern gehalten hatte, durch die eingehende Beschäftigung mit der schwäbischen Sagengeschichte zu zwei glücklich gewendeten Balladen getrieben; am 26. und 27. Januar 1847 entstand der Lerchenkrieg, am 18. Februar der letzte Pfalzgraf (von Tübingen), die beide gleich in die zunächst erscheinende fünfte Miniaturausgabe der Gedichte aufgenommen wurden.

Der Freiheitsfrühling des folgenden Jahres riß den einundsechzigjährigen Dichter noch einmal ins bewegte öffentliche Leben, aber zu einem dichterischen Aufschwung fehlte ihm die gesammelte Stimmung, ja nach seinem Gefühle war er nicht an der Zeit; auch griff die das Vaterland zerwühlende Verwirrung, die statt der begeisterten Erwartungen eintrat, zu tief in sein Herz, als daß er seinen Schmerz dichterisch hätte ergießen können. Doch schrieb er gerade in den schwersten Tagen der ihrem Ende zugedrängten Nationalversammlung in das Album einer Tochter seines Freundes Mappes in Frankfurt einen Glückwunsch zur wechselvollen Lebensbahn, auf der ja im gläubigen Gemüthe das Ewige, Wechsellose bleibe, und als eben die unglückliche Verlegung derselben nach Stuttgart beschlossen wurde, schenkte er einer Freundin Goethes Gedichte mit dem sinnig gewendeten Spruche, daß auch im tobenden Gedränge unsterbliche Lieder nicht verhallen. Nach dem politischen Schiffbruche kehrte er zur ältern deutschen Literatur und besonders zu den Volksliedern zurück; die Beschäftigung mit

diesen schien ihm ein rechtes Einwandern in die ihm am Herzen liegende tiefere Natur des deutschen Volkslebens, an dessen Gesundheit man irre werden müsse, wenn man einzig die Erscheinungen des Tages vor Augen habe. Große Qual bereiteten ihm zahlreiche Reimer, die ein Urtheil über ihre Erstlingsarbeiten oder gar die Verwendung dafür bei einem Verleger verlangten, so daß er oft sein mißverstandenes Wort: „Singe, wem Gesang gegeben!" bitter bereute. Einen der begabtern warnte er, nicht zu viel und nicht zu rasch zu dichten; es genüge nicht am Drang, an der angeregten Stimmung, der poetische Gedanke müsse klar vor dem Geiste stehn, der Gegenstand innerlich gestaltet sein, bevor zum Verse gegriffen werde, sonst gäbe es nur Anklänge und verschwimmende Nebelbilder. Aus der Miniaturausgabe von 1853 wurde auf den Wunsch der Gattin das Lied des Gärtners ausgeschlossen und dafür die Verse auf ein Kind eingeschoben.

Das Jahr 1854 brachte noch einige dichterische Töne. Dem 10. Februar gehört der Trostspruch an:

Das Lied, es mag am Lebensabend schweigen,
Sieht nur der Geist dann heilge Sterne steigen,

und um dieselbe Zeit gehören wohl die Verse:

Umsonst bist du von edler Glut entbrannt,
Wenn du nicht sonnenklar dein Ziel erkannt.

Auch war es ungefähr um diese Zeit, daß er, als er von einem neckischen Unfall hörte, der die ebenso fromme als jagdlustige Fürstin von L. betroffen, in einer Viertelstunde eine launige Ballade entwarf. Das Scherzgedicht lautete:

Es war eine Fürstin so fromm umd so frei,
Das Beten verstand sie, das Jagen dabei:

Es hing ihr beisammen am Gürtel vorn
Der Rosenkranz und das Pulverhorn.
Sie hält auf dem Anstand, neiget sich vor,
Die Hände gefaltet aufs Feuerrohr,
Und wie sie in solcher Vertiefung steht,
Denkt sie ans vergessene Morgengebet.
Aus der Waidtasch holt sie das Büchlein fromm
Und heißet die Heiligen Gottes willkomm.
Da rauscht es im Busch und hinaus ins Gefild,
Und war es kein Engel, so war es ein Wild.
O schwer ist, ihr Lieben, zu jagen zugleich
Nach Hirschen und Hasen und himmlischem Reich!
Indeß sie da betet in ihrem Brevier,
Entweicht ihr der herrlichste Hirsch des (im) Revier.

In das Album der nach Amerika sich verheiratenden Tochter Friederike seines Freundes Mayer schrieb er am 4. Dezember die schönen Verse auf die Reise, die einzigen, mit denen Uhland seine Gedichtsammlung noch vermehrte. Als er im Februar 1859 von einem Liederkranz aufgefordert wurde, seine Dichterstimme von neuem erschallen zu lassen, erwiderte er:

Ihr fordert, daß ich Lieder singe,
Mit Deutschlands Barden Glied an Glied?
Der Anblick unsrer deutschen Dinge,
Der geht mir übers Bohnenlied.

Ein um dieselbe Zeit ihn erfreuendes Geschenk von Bildern zu seinen Gedichten veranlaßte ihn zur Aeußerung: gehörten auch die Lieder, da das spätere Alter nicht so leicht von lyrischen Anregungen ergriffen werde, ihrem Hauptbestande nach längst vergangenen Jahren an, so sei doch die Grundstimmung, aus welcher diese hervorgegangen, noch jetzt in ihm lebendig. Im Juli entlockte ihm die Theilnahme am Schmerze seines Neffen L. Meyer und dessen Gattin über den Verlust eines jungen

Kindes die herzlichen vier Verse auf den Tod eines Kindes. Das Letzte, was er dichtete, war wohl das kleine Lied Morgens von 1861. Das folgende Jahr entriß uns den deutschen Dichter, Forscher und edlen Vaterlandsfreund. Der volle Strom seiner Dichtung hatte schon vor dem dreißigsten Jahre aufgehört, nur noch zweimal, im November 1829 und im Frühjahr 1834, sich wieder mit gesammelter Kraft ergossen.

Sechsundvierzig Auflagen von Uhlands Gedichten waren zu seinen Lebzeiten erschienen. Auch war eine fast vollständige englische Uebersetzung derselben von Alexander Platt 1848 zu Leipzig ans Licht getreten, die aber in England so wenig Verbreitung gefunden, daß der zweite, erst zwei Jahre nach Uhlands Tod auftretende englische Uebersetzer W. W. Skeat sich nur mit großer Mühe ein Exemplar derselben verschaffen konnte. Nach Uhlands Tode hat Wilhelm Ludwig Holland durch Säuberung von den manchen seit dem ersten Druck verbreiteten, in den folgenden Ausgaben vermehrten, oft sehr störenden Versehen, passendere Satzzeichnung und Wortschreibung, sowie durch die genaue Angabe der Entstehung der einzelnen Gedichte und Aufnahme noch unbekannter sich ein großes Verdienst erworben. Noch vermissen wir die kurze Angabe der Quellen, welche das Tagebuch bei vielen Balladen verzeichnet.

Uhlands Dichtung ist mehr Erguß tiefen Gemüthes als Schwung beweglicher Einbildungskraft; geht ihm die Leidenschaft eines glühenden Herzens ab, so adelt seine dichterischen Ergüsse deutsche Innigkeit und reines Gefühl. Sich von einer Empfindung hinreißen und diese in einem Feuerstrome ausbrechen zu lassen, war ihm nicht gegeben, seine träumerische Natur mußte sich in einen Gegenstand ganz versenken und sich

von ihm durchdringen lassen, ehe es ihn zu lebendiger Gestaltung, anschaulicher Darstellung und voller Begeistigung des aufgefaßten Bildes, des erregten Gefühls trieb. Zunächst ergriff ihn Gottes schöne Natur, in die er sich mit voll hingegebener Seele vertiefte, aber seine Auffassung war nicht heiter, sondern ernst, nicht frisch bewegt, sondern schwermüthig und sehnsüchtig, nicht froh jubelnd, sondern sanft schmachtend; er fühlte sich von ihr herzlich gerührt, wenn er auch später in der vollen Jugend- und Dichterkraft und in heiterm Freundeskreise sich einmal zu Lust und Freude aufschwingen konnte. Noch mächtiger als die Natur ergriff ihn das Weben und Wehen des Volksgemüthes und vor allem der Geist des deutschen Volkes, dessen inniges Gemüth, dessen frommen, reinen Sinn, dessen starken, tapfern Muth, dessen edlen Freiheits- und Rechtssinn, dessen goldene Treue er tiefer und herzlicher empfunden hat als irgend ein anderer deutscher Dichter. „Für eine Poesie für sich, die sich vom Volke abgewendet, die nur die individuellen Empfindungen ausspricht, habe ich nie Sinn gehabt“, äußerte er in spätern Jahren gegen seine Gattin. „Im Volke mußte es wurzeln, in seinen Sitten, seiner Religion, was mich anziehen sollte. Schon von meiner Knabenzeit an habe ich die Poesie so gefaßt. Meine Gedichte sind in der Liebe zum Volke gewurzelt und nur als einen Theil der deutschen Literatur möchte ich sie angesehen wissen.“ Das deutsche Alterthum hatte ihn angeweht, an seinem Marke hatte er sich genährt; und dies, meinte er, müsse bei jedem Dichter der Fall sein, der dauernd wirken wolle. Unser schönes Alterthum sollte neugeboren in seinen Gedichten hervortreten, nichts lag ihm ferner als das so viele bethörende Streben, das Mittelalter in die Gegenwart zurückzuführen, nur

den in seinem Leben, seinem Glauben, seinen Sagen, seinem Dichten waltenden, unvergänglichen Geist wollte er zu dichterischer Gestaltung bringen. Dies that er nicht bloß in der erzählenden Balladenform, sondern auch im Liede, in welchem er erdichtete typische Personen sich ergießen ließ. Einzelne dieser Lieder gehören zu entworfenen oder wenigstens von ihm beabsichtigten Dramen, aber er belebte auch Burgen, Kirchen, Kapellen und Höhen mit Gestalten seiner Einbildungskraft, wie es Goethe in seinem Geistesgruß, in Schäfers Klagelied und sonst gethan hatte. So hören wir den alten lebensmüden König in der Nacht auf dem Thurme nach dem Jenseits sich sehnen (Lied 4), den Harfner beim Hochzeitsmahle an die Vergänglichkeit mahnen (Lied 3), den Schäfer auf einsamem Felde am Sonntagmorgen sein Lied anstimmen (Lied 15), den Hirtenknaben auf dem Berge froh aus voller Brust singen (Lied 17), wogegen der Dichter auch einmal den Gegensatz des unten im Thal singenden Hirtenknaben zu dem nach der Kapelle auf dem Berge ziehenden schauerlichen Leichenzug hervortreten läßt (Lied 13). Etwas anderer Art sind die Lieder, wo besondere Stände das Wesen ihrer Lebensart aussprechen, eine Dichtart, die Gleim u. a. gepflegt, die aber Uhland durch innigere, menschlichere Erfassung gehoben hat, ist ihm auch nicht überall der lebendige Ausdruck gelungen. Hierher gehören das Lied eines Armen (Lied 6), das Jägerlied (Lied 35), des Lied des Gärtners (vgl. S. 13. 91), das Lied des Gefangenen (Lied 37), das „hohe Lied“ von des Märtyrers Seligkeit in der Liebe Gottes (Lied 26), die Gesänge der Jünglinge und der Nonnen (Lied 7 und 16), endlich der zu einem Drama gedichtete Brautgesang (Lied 18). Zuweilen spricht sich ein besonderer Zustand aus,

wie das in den Schmied verliebte Mädchen (Lied 34), Gretchens Freude bei der Heimkehr des edlen Geliebten (Ballade 9), die Gedanken des liebenden Hirten im Winter (Lied 36). Hierher gehört auch der schöne Kreis der Wanderlieder (Lied 56). Von besonderer Art sind die aus einer dramatischen Dichtung herausgebildeten Liebesklänge (Ballade 43), in welchen der verliebte Student und Jäger erzählen, wie sie vergebens nach der Geliebten schmachten. Mit der Aufnahme solcher Arien unter die lyrischen Lieder war Goethe ihm vorangegangen. Auch gehört hierher das unter die Balladen (34) aufgenommene assonirende Lied der Sieger, wo der Ritter beschreibt, wie der Blick der Geliebten ihn so mächtig befeuert habe, daß er alle Gegner niedergeworfen. Aehnlich ist es in dem gleichfalls assonirenden Gedichte der nächtliche Ritter (Ballade 35); hier erzählt die Donna, wie ein Unbekannter, der durch seinen nächtlichen Gesang ihr Herz gerührt, im Kampfe mit Nebenbuhlern für sie gefallen. Der Ausdruck des Gefühls einer typischen Person erweitert sich bisweilen zum Gespräch, wie zwischen Mönch und Schäfer (Lied 17), Hans und Grete (Lied 32), Mutter und Kind (Ballade 25, 1). Sonderbar ist das von Keller (S. 66 f.) mitgetheilte Gespräch Jüngling und Mädchen, wo das Mädchen den sehnsüchtig nach ihm hinblickenden Jüngling nach seinem Hüttchen auf ferner waldiger Höhe einladet, das für sie beide sei. Auch wo der Dichter in seinem eigenen Namen spricht, sind es oft Zustände, in welche er sich hineindenkt, besonders in den der unglücklichen, entsagungsvollen, seltener der glücklichen Liebe. Dieser Art sind Maiklage, mein Gesang, Entschluß, die Abgeschiedenen, das Thal u. a. (Lied 5, 13, 19, 24, 45 u. s. w.). Die Lieder im

eigentlichen Sinne, in welchen sich des Dichters eigene Stimmung ausspricht, neigen sich besonders zu sinniger, oft trüber Betrachtung, aber auch das Gefühl tritt vielfach, freilich nicht überall, mit großer Innigkeit und frischem Gemüthshauche uns entgegen. Bei den Liebesliedern liegt kein wirkliches Verhältniß zu Grunde, nur das Gefühl und Bedürfniß derselben. Uhland selbst äußerte einmal in Bezug auf Schillers Liebe zu Laura: man verkenne ganz die Freiheit der Poesie, wenn man jedes Gedicht wie einen Erguß über ein besonderes Verhältniß ansehe; viel könne in dem Dichter auf dem Wege zum Gedicht vorgehn, d. h. er ändere, idealisire es. Besonders aus manchen seiner kleinen Lieder, gleichsam bloßen Akkordklängen, spricht Uhlands volle Seele. Ueber den Geist solcher kleinen Lieder hat sich K. Mayer, der ein Meister in ihnen war, wenn ihm auch Uhlands Tiefe fehlte, treffend ausgesprochen.*) Vor allem muthen uns die vom Frühlingsgefühle belebten Lieder an, aber auch die übrigen von der Natur ausgehenden sind meist glücklich, oft ergreifend. Ein herzlicher Zug belebt besonders die der Liederkunst und dem Vaterlande geweihten. In den geselligen Trink- und Eßliedern herrscht bei leichtem Flusse und frischer Kraft ein glücklicher Humor. Zuweilen mischt sich eine anmuthig belebende Handlung ein, wie im Waldlied (Lied 21) und im Vorabend (Lied 27). Häufig ist das Lied eine gemüthliche Erzählung, wie im Lauf der Welt, Untreue, die Zufriedenen, Nähe, Nachts, schlimme Nachbarschaft, auf der Ueberfahrt, Dichtersegen (Lied 20. 23. 25. 27. 30. 31. 53. 56). In des Sängers Vorüberziehn (Ballade 29)

*) a. a. O. II, 260 ff.

sieht er, als er aus dem Traum erwacht, einen Sänger sich entfernen, dessen Sang er seinen süßen Traum zuschreiben möchte. Balladenartig belebt wird in dem Liede die drei Schlösser (Ballade 49) die Schilderung des Glückes, das ihm in dem kleinen Hause auf Bergesgipfel seine Clelia gewährt, durch den ausgeführten Gegensatz der zwei andern zerstörten Schlösser, zwischen denen es liegt. Die Sage von der Glockenhöhle (Ballade 85) wird nur durch drei Beispiele ausgeführt, von denen das letzte den gegenwärtigen tiefen Schmerz um des deutschen Vaterlandes Rechtslosigkeit ausspricht. Die Lieder der Vorzeit steht mit Unrecht unter den Balladen (19), da es nur die Freude des Dichters ausspricht, daß diese Lieder jetzt endlich zu Ehren gelangen. Dasselbe gilt von des Sängers Wiederkehr (Ballade 27), die den Gegensatz des künftigen Lebens des Sängers im Munde des Volkes zu seinem Verstummen im Tode darstellt.

Wenden wir uns von den Liedern zu den erzählenden lyrischen Gedichten, so können wir Echtermeyers anspruchsvolle und vielgerühmte künstliche Unterscheidung von Balladen, Romanzen und Mären oder Rhapsodien nicht billigen, was ausführlich in den Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten II, 277 ff. entwickelt ist.*) Uhland gibt

---

*) Hermann Dederich hat, ganz durchdrungen von der Wahrheit dieser Lehre, die er nur etwas anders anwendet, aber nicht verbessert (als Auffassung vom volksmäßigen, idealen und geschichtlichen Standpunkte) in seiner Skizze „Uhland als episch-lyrischer Dichter, besonders im Vergleich zu Schiller" (1873) die Scheidung von Uhlands Balladen in diese drei Arten ohne wesentlichen Nutzen durchgeführt. In der spätern Vertheidigung seiner Ansicht in der Schrift „Ludwig Uhland als Dichter und Poet" (1886 S. 48) übersieht er, daß ich hauptsächlich die willkürliche Verwendung der etwas ganz anderes bezeichnenden Namen

dieser Abtheilung seiner Gedichte die Ueberschrift Balladen und Romanzen, welcher sich auch Goethe im Jahre 1799 bei der Herausgabe seiner neuesten Gedichte und noch in der zweiten Ausgabe der Gedichte bedient hatte; erst bei der dritten setzte er statt derselben das einfache Balladen. Nur zwei Gedichte, die scherzhaften vom kleinen Däumling und vom Rezensenten, hat Uhland auch noch später Romanzen genannt. Im Vorwort wird bloß der Romanzen in eigenthümlicher Weise neben den Liedern in einer nicht sehr ernst zu fassenden Weise gedacht. Schon beim ersten Gedanken an eine Sammlung seiner Gedichte schied er Balladen und Romanzen als besondere Dichtformen. Balladen faßte er „als allgemein verständlichen Kunstausdruck zur Bezeichnung von Sagenliedern in der Weise der nördlichen Völker des Mittelalters“ *); daneben stellte er Ortssagen und Märchen. Romanzen dagegen hießen ihm die Volkslieder im Tone der südlichen Völker, wie er z. B. nur von spanischen Romanzen spricht. Beide Töne in eigenthümlicher Weise nach Bedürfniß des Inhalts anzuschlagen betrachtete er als Forderung des deutschen Sängers, und in beiden Arten ist ihm vortreffliches gelungen, wenn auch der ernste, düstere Ton seiner Begabung gemäßer war als der heitere, anmuthige.

---

für die verschiedenen Arten episch-lyrischer Dichtung verworfen und mein sachlicher Einwand sich gegen Eschenmeyers, nicht gegen seine eigene, die Grenzen verwirrende Ansicht wandte, welche in die Ballade auch noch eine Erweiterung derselben einbezog. Damit hört eben jede wissenschaftliche Scheidung auf.

*) Uhlands Schriften VII, 860. Die Volksballade wird II, 588 als das eigentliche Lied vermöge ihres anschaulichen Inhalts bezeichnet. Vgl. jetzt auch Uhlands Ausführung in Hollands Mittheilungen S. 58—71.

Der Artunterschied der episch-lyrischen Dichtungen liegt in der verschiedenen Mischung begründet, in welcher sich die in ihr verbundenen Elemente finden. Auf der äußersten Grenze der Lyrik liegt das Gedicht die versunkene Krone (83), welches nur die Sage erwähnt, daß im Teiche eine reiche, glänzende Krone liege, und im Gegensatze dazu das behagliche Glück des freien, auf dem Berge wohnenden Bauern ausführt. Im Schlosse am Meere (10) tritt die Klage über den Verlust der Prinzessin, deren sich König und Königin einst so innig freuten, im Gespräche zweier Wanderer hervor. Jede Handlung fehlt auch in der späten Ballade der letzte Pfalzgraf (75), worin dieser nur den Verkauf seiner Güter in einer seinen Charakter bezeichnenden Weise bekundet. An diese gar keine Handlung enthaltenden balladenartigen Lieder schließen sich zunächst diejenigen an, die nur eine Schilderung geben, wie der Sänger (8), welche Ballade aus dem bloßen Gegensatze des still am Sange sich freuenden Knaben und des am Hofe hochbeglückten Sängers besteht, oder eine ganz einfache Handlung einer Person darstellen, wie die Nonne (2), wo die nach ihrem gestorbenen Geliebten sich Sehnende, als sie vor dem Marienbilde niederkniet, durch den Tod mit ihm vereint wird, die Vätergruft (56), die Erzählung, wie der als letzter seines Geschlechts durch eine innere Stimme zur Grabkapelle getriebene Ritter auf den Ruf seiner hier begrabenen Ahnen sich in den Sarg legt, der Leitstern (26), d. h. der Liebesstern, den der aus der Ferne zurückkehrende Liebhaber über dem Hause stehn sieht, in welchem er, nach vergeblichem Suchen, die Geliebte singen hört, der wunderliche Traum (15), wo dem schönen Traum zweier einst glücklich Verbundenen die traurige Wirklichkeit gegenübertritt.

In Graf Eberhards Weißdorn (50) ist die Handlung ganz einfach; der Graf pflegt den in Palästina gepflückten Weißdorn und ruht als Greis unter dem daraus erwachsenen Baume. Daran schließen sich die Balladen, in welchen bei einfachster Handlung zwei Personen hervortreten. Hierher gehören der gute Kamerad (31), eine wehmüthige Erzählung des Soldaten, dessen Kamerad eben neben ihm gefallen, der Räuber (41), wo dieser das Mädchen, von dem sein Herz sich angezogen fühlt, seines Weges ziehen läßt, seine Blicke aber ihm sehnsüchtig folgen, das Reh (53), von dem Jäger, der beim Anblick des Mädchens das Reh laufen läßt, das Schwert (67), die Sage vom jungen Helden, den der alte Schmied zu schwach glaubt, der aber von mächtiger Kraft erfüllt wird, als er das Schwert ergriffen hat, die Entsagung (1), wo die Fürstin dem Sänger zu erkennen gibt, daß sie seiner noch in süßer Erinnerung gedenkt, die Orgel und die Drossel (25, 2 und 3). Nur zwei Personen treten sich auch in Bertran de Born (44) entgegen: hier führt die Erinnerung des gefangenen Sängers an des Königs Sohn, der ihm sterbend die Hand gereicht, die unerwartete Entscheidung des Königs herbei, aber sie eröffnet uns zugleich den Blick in beider Vergangenheit. Von dieser Art ist auch die Behandlung einer neuern Geschichte in der Mähderin (24). Die Ballade der Schäfer (4) stellt eine über eine längere Zeit sich erstreckende Handlung dar; ebenso der Kranz (3), wo eben die Veränderung des Kranzes in den Lebensschicksalen der damit Begabten erscheint. Der Abschied (13) ist insofern eigenthümlich, als hier zwei gleichzeitige Gefühle nebeneinander zur Erscheinung kommen, der schmachtend wegziehende Bursche, der von des Mägdleins

inniger Liebe zu ihm nichts ahnt. Obgleich mehrere Personen in den Balladen der Wirthin Töchterlein (23) und das Schifflein (28) auftreten, bleibt doch die Handlung einfach. In dem lustgen Volksliede der weiße Hirsch (54) treten die drei Jäger hinter einander, ohne irgend eine Einführung, redend auf. Meist hat der Dichter den Verlauf einer Handlung, eine sich weiter verzweigende Begebenheit gewählt, wodurch die Darstellung eine mehr epische Farbe erhält, doch wird auch hier zuweilen durch knappe Fassung eine mehr lyrische Wirkung gewonnen, wie in den Balladen des Knaben Tod (14) und die Rache (66). Aber auch durch andere Mittel hat Uhland die Ballade lyrisch zu stimmen gesucht. So stellt er in Tells Tod (84), nachdem er mit dem ewigen Kampfe der Schweizer gegen Eisgefahren begonnen und kurz die traurige Geschichte erzählt hat, sich selbst als Sänger hin, der den alten im Kampf mit dem Elemente gefallenen Freiheitshelden besingt; die Bidassoabrücke (46) beginnt mit einer rührenden Beschreibung der von und nach der Heimat führenden Brücke; die beiden Lieder der junge König und die Schäferin (21) werden durch Erwähnung der freundlichen Umgebung des Dichters eingeleitet, die im erstern dem Sang entspricht, im zweiten mit dem, was er zunächst zu singen hat, im Gegensatz steht; in der Ballade der Waller (45) stimmt die Schilderung des Wallfahrtsortes und der großen Wallfahrt an Mariens Himmelfahrtsfeste zur Andacht. Merlin der Wilde (58) beginnt gar und schließt auch mit einer Anrede an Freund Karl Mayer, und wir hören, daß der Dichter die Geschichte in einem alten Buche gefunden. Eine Reihe von gelungenen mehr epischen Balladen zeigt, wie geschickt Uhland den Ton der

Erzählung dem Charakter des Stoffes gemäß zu treffen und ein anschauliches Bild der Handlung zu entwerfen wußte, aus dem der Charakter des Helden sich in festen Umrissen hervorhebt; denn es ist ein Irrthum, wenn man behauptet hat, Uhlands Balladen zeichneten mehr den Charakter als die Handlung. Wir erinnern an seine erste ihm ganz eigene Ballade vom treuen Walter (11), an die drei Lieder (20), des Goldschmieds Töchterlein (22), den Rosenkranz (32), Ritter Paris (40), den Grafen von Greiers (63), Graf Eberstein (64), schwäbische Kunde (63), das Nothhemd (73), das Glück von Edenhall (75), den Schenk von Limburg (77), das Singenthal (78), Lerchenkrieg (79), das klassische Ver sacrum (82) und Sängers Fluch (82). Zuweilen greifen höhere Mächte ein, wie in dem Pilger (12) und in dem Ringe (48); im letztern wird dem Ritter die vom Ringe verlangte Auskunft über die Treue der Geliebten auf wunderbare Weise zu Theil. Schauerlich rächt in dem schwarzen Ritter (17) der Dämon des Todes selbst die freyle Aufopferung von Menschenleben. Sonst sucht der Dichter nicht durch Gespenstergeschichten zu schrecken: Junker Rechenberger (62) ist zuletzt launig gewandt, und in der Geisterkelter (61) gar die Gespenstererscheinung als Täuschung aufgelöst. Die Nixen in dem versunkenen Kloster (87) sollen komisch wirken; die Balladen Harald und die Elfen (56 f.) waren für ein elfisches Drama bestimmt und die letztere sollte darin von den Elfen abwechselnd im Chore gesungen werden. Besonders gern wählte der Dichter seine Stoffe aus der alten Heldenzeit, deren Darstellung ihm so trefflich gelang, weil er von ihrem Geist voll ergriffen war. Man gedenke der prächtigen,

lebensvollen Balladen Siegfrieds Schwert, klein Roland, Roland Schildträger, König Karls Meerfahrt, Taillefer (68—72). Auch zur allegorischen Darstellung hat sich der Dichter glücklich der Balladenform bedient. Hierher gehören die Ulme zu Hirsau (51), die Bildsäule des Bacchus (59) und die herrliche verlorene Kirche (86); ihnen reiht sich das prächtige Märchen (88) an. Auch an ein paar launigen Balladen fehlt es nicht: auf das ihn selbst verfolgende Mißgeschick deutet Unstern (47); das Kindermächen vom kleinen Däumling wird zu einer lustigen Romanze verwandt (38), in einer andern der Rezensent als tapferer Ritter verspottet (39). Mehrfach bedurfte der Dichter einer Theilung in zwei oder mehrere Lieder, wie eine solche auch in der ältern Balladen- und Romanzendichtung sich findet. Dahin gehören der junge König und die Schäferin (21), drei Fräulein (16), Graf Eberhard der Rauschebart (76) und der Königssohn (81), in denen die Trennung durch den Inhalt bedingt ist. Diese Gedichte liegen dem eigentlichen Epos am nächsten, das auch in einzelnen Stücken gesungen wurde; aber man darf sie deshalb noch nicht Rhapsodien nennen. In solchen, aber kleinern Romanzen ist auch der ganz in spanischer Weise gehaltene castilische Ritter gedichtet (36), während die gleichfalls spanische, ganz den spanischen Ton anstimmende Legende Sanct Georgs Ritter (37) nur in zwei Gesänge zerfällt. Ganz eigenthümlich ist der Balladenstrauß Sängerliebe (42), den eine Ansprache Uhlands einführt. So hat Uhland alle Töne und alle Formen der Ballade, von der liedähnlichen bis zur vollen epischen Entfaltung versucht, und in den meisten mit Glück, wenn ihm auch die, welche deutsche Helden und deutsches Ritterleben darstellen, und die tiefgemüth-

lichen am vorzüglichsten gelangen. Den Stoff fand er in den mannigfachsten Geschichten und Sagen, die er mit höchster dichterischer Freiheit nach seinem Bedürfnisse umgestaltete, da ihn die Sage nur als Ausdruck von des Volkes Sinn und Gefühl ansprach. Auch bildete er sich wohl Sagen aus einem einzelnen überlieferten Zuge, wie die schöne Münstersage (52), ersann solche zuweilen ganz frei, wie die von den sieben Zechbrüdern (60). Eine außerordentliche Schöpfung ist Ver sacrum (82). Was Uhlands Balladen auszeichnet, ist die lebendige Anschaulichkeit und rein umschriebene Zeichnung der uns den innersten Sinn der handelnden Personen seelenhaft vergegenwärtigenden Handlung, wobei der Dichter sich, wie Goethe, der einfachsten Mittel bedient, da er immer den bezeichnenden Zug auszuwählen, den gleichsam deckenden Ausdruck zu wählen weiß. Daß er in seinen Jugendballaden naiv über die äußere Möglichkeit sich hinwegsetzt, um die ihn anziehende rührende Situation zu gewinnen, wurde bereits bemerkt. Nur selten ließ er von dem Ton der Volkslieder sich zu sehr hinreißen, wie in dem übermäßig gebrauchten wohl und einzelnen Verbindungen. Die Versform ist meist einfach, wie in seinen Liedern, doch weiß er durch glückliche Anwendung der gangbaren Versweisen und bezeichnende Abweichung, besonders die Anwendung eines einzelnen reimlosen Verses und Einschiebung von Versen eines andern Rhythmus zwischen ein gleiches Reimpaar, bedeutend zu wirken. Nur dreimal hat er sich des Nibelungenversmaßes bedient, mehrfach der spanischen Romanze (romance) in kleinen vierversigen Trochäen, wo dieselbe Assonanz durch alle geraden Verse durchläuft, die ungeraden weder Reim noch Assonanz haben. Auch den Wechsel von Reim und Assonanz hatte er

früher, wie manches andere, in Nachahmung der Romantiker, gewagt, aber später aufgegeben. In der Prosodie folgte er der gangbaren Freiheit, besonders auch im Gebrauch der auf en und end schließenden Trochäen als Jamben, vor allem am Anfang der Verse, doch ward er auch hier später sorgfältiger. Ebenso wenig wie Schiller mied er früher den Hiatus im Verse. Vgl. S. 52 und zu Ballade 88 Str. 12. Auch die Reinheit des Reimes hat er erst später mehr beachtet, ohne sich dadurch zwängen zu lassen. Die Sprache fließt rein, leicht und klangvoll, nur sehr selten wird man durch Eigenheiten oder Härten gestört; oft strömt sie mit hinreißender Gewalt oder wirkt durch malerischen Klang.

Zeichnet auch Uhland sich vor allem als Lieder- und Balladendichter aus, so können wir doch auch seine vaterländischen Gedichte nicht hoch genug schätzen. Flossen sie ja nicht aus zähem und eigensinnigem Widerspruchsgeiste, sondern quollen aus dem lautern Borne tapfern Mannessinns und kernhaften Muthes, für Recht und Freiheit trotz allem einzustehn; das Wehen des frischen Hauches deutschen Gemüthes gibt ihnen ewiges Leben. Mag er auch in dem Gedichte das alte gute Recht, wo es ihm galt, eben dieses genauer zu bezeichnen, sich nicht ganz auf der dichterischen Höhe gehalten haben, diese Dichtungen sind, obgleich sie sich größtentheils nur auf Württembergs Kampf um sein ständisches Recht beziehen, rein und frisch aus vollem, für Recht, Volks- und Königsehre warm schlagendem Herzen geflossen, und da Uhland damals auf dem Höhepunkte der Kunstbildung stand, so hell und klar, so mannhaft und herzlich, daß sie nicht allein jenen ehrenhaften Kampf, an den der schlichte, leider von der Gunst der Regierung abhängige Dichter alles

gesetzt, uns von Anfang bis zu Ende in dichterischem Spiegelbilde zeigen, sondern mit unvergänglicher Wahrheit wecken sie in jedem empfänglichen Gemüthe das Gefühl für die über aller fürstlichen Willkür stehenden Volksrechte. Ja daß es sich hier nur um ein ganz bestimmtes Recht eines einzelnen edlen Volksstammes handelt, gibt ihnen einen festen Boden, aus dem sie eine Antäuskraft gewinnen; wirkt ja in jeder wahren Poesie immer das lebendig geschaute Einzelne allgemein, so daß, was die bestimmte Person trifft oder erhebt, von jedem regen Gefühle menschlich erfaßt wird. Und man meine ja nicht mit Notter, diese Gedichte nach einem ästhetischen Maßstabe zu beurtheilen wäre ungerecht. Jedes aus tiefem Gefühl lebendig geflossene Lied eines wahren, Gehalt und Form in sich findenden Dichters ist auch nothwendig ästhetisch vollendet; richten sich ja die Anforderungen, welche die Kunst an ein Gedicht stellt, nach dessen bestimmter Art, und das politische Lied soll eben zugleich zum Gefühl und zum klaren Menschensinne reden. Auch ein Lied des Kampfes für das höchste Gut, für Menschenfreiheit in dem wichtigsten Gebilde des Geistes, im großen Staatsganzen, ist trotz der Verneinung, welche ja die kraftvollste Bejahung in sich schließt, nicht dem Kreise des Schönen entrückt, wenn die Seele sich in ihm ausprägt. In der Sprache und in der Versform zeigen die vaterländischen Gedichte die größte Einfachheit: meist sind es jambische Verse, und zwar ist die abwechselnd reimende vier=, bei größerer Erhebung die achtfüßige Strophe gewählt, nur einmal in einem launigen Gedicht (7) die dazu passende sechsfüßige, einmal in der Anrede an den König (9) die drei Abschnitte andeutende zwölfversige. Trochäisch in Strophen aus zwei Reimpaaren ist nur die schlichte, aber unvergänglich

wahre Ansprache an die Volksvertreter (5), daß sie fest und treu allen Tadlern, Höhnern und Schmähern zum Trotz verharren müssen.

Auf die Abtheilung der vaterländischen Gedichte folgt eine noch kleinere, Sinngedichte, welche theils distichische Stücke, theils, und diese in buntem Wechsel, gereimte und reimlose enthält. Erstere, die durch ein hübsches Distichon eingeleitet werden, beziehen sich zum Theil auf Gestalten der griechischen Sage, an die sich ein größeres Epigramm auf Tells Platte reiht; darauf folgen einzelne knappe Sprüche in der Weise der Alten und auch Goethes, in denen der sinnige Dichter hervortritt. Von den übrigen hätte ein Theil, die an die Geliebte und die unter der Ueberschrift Nachruf vereinigten tief gemüthlichen an die hingeschiedenen Eltern, unter den Liedern stehn sollen, die aus einem Drama genommenen Greisenworte gehören eigentlich nicht hierher; die übrigen sind meist Sprüche auf Hingeschiedene, daneben auch ein Reisesegen und ein Stammbuchblatt. Auch hier hören wir des Dichters rein und innig fühlendes Herz, obgleich nicht überall das Gefühl zur lichten Klarheit sich verkörpert hat. Einzelne unter die Lieder aufgenommene Stücke, Bauernregel (32), an eine Tänzerin (43), auf das Kind eines Dichters (71), ständen besser hier.

In den zu einer Abtheilung vereinigten Gedichten in südlichen Formen, den Sonetten, Octaven und Glossen, bewährt sich des Dichters Kunstfertigkeit, ohne eine besondere Eigenthümlichkeit zu zeigen oder überall als Sieger über die beschränkende Form, mit welcher er gern den Kampf wagte, aufzutreten. Wir hörten oben, wie er sich über die Form des Sonettes erklärte, das im Deutschen, da wir in der Abwechs-

lung der weiblichen Reime hinter den südlichen Sprachen zurückstehen, um so mehr darauf achten müsse, daß der Gedanke dem Gesetze der Reimform entspreche. Uhland hat sich, seit er sich zu dieser Dichtform verstand (vgl. S. 20. 43), vielfach bemüht, vollendete Sonette in dieser Weise zu liefern, von denen er nur eine Auswahl in seine Sammlung aufnahm, aber auch in diesen sind wenige, welche nicht den Druck der Reimnoth verriethen; fast nur die beiden launigen (17 und 19) sind ganz ohne Anstoß und machen einen reinen Eindruck. Uhland hat wie auch Goethe, im zweiten Theile überall statt zwei drei Reime; im ersten Theile reimen immer die innern und äußern Verse der kleinen Strophen, und zwar lauten alle, wie bei Goethe, weiblich aus mit einer Ausnahme (7); in der zweiten Hälfte, wo gleichfalls, zwei Fälle ausgenommen (3. 7), alle Verse weiblich enden, ist die Reimform verschieden, meist die Folge abacbc oder abcabc gewählt, doch finden sich auch andere, während Goethe nur die letztere anwandte. Glücklicher war Uhland im Gebrauch der Stanzen oder, wie er sie nannte, Octaven. Wenn Goethe, nach Heinses Vorgang, in den sechs ersten Versen nur weibliche Reime mit männlichen abwechseln ließ, so hat Uhland sich dies bloß ausnahmsweise (22 und in der zweiten Stanze von 20) gestattet und die Reime reiner, in den bedeutendsten dieser Gedichte ganz rein gehalten. Seltsam hat man behauptet, daß er Octaven zu bauen nicht verstanden. Dann müßte derselbe Vorwurf auch Goethe treffen, bei dem gleichfalls die beiden letzten Verse nicht immer den Abgesang bilden. Beide kannten das Gesetz, bedienten sich aber, der Form mit zweckmäßiger Freiheit. In der Glosse hat Uhland die gewöhnliche Form der Decime gewählt; bei dem

letzten eben glossirten Verse und den ihm entsprechenden Reimversen war er natürlich an die ihm gebotene Form gebunden. Bei der gleichfalls in Decimen geschriebenen Tenzone ließ Uhland nur den ersten und dritten Reim männlich auslauten, nicht, wie der mit ihm streitende Rückert, auch den zweiten.

Ein so warmer Verehrer Uhlands wie Notter hat sich dahin ausgesprochen, daß dieser weder als Volks- noch als Kunstdichter den eigentlichen Heroen der Poesie beigezählt werden könne, da er als letzterer freilich ganz Vortreffliches, ja Einziges gegeben, aber nur wenig, und auch der Volkslieder, welche Einfachheit und Natürlichkeit mit tiefer Poesie verbänden, seien nicht viele, abgesehen davon, daß in Goethes besten Liedern noch viel mehr Poesie sich finde; dazu gehe ihm die welttiefe Grundlage des darstellenden Vermögens ab. Geben wir auch zu, daß unter Uhlands Liedern und Balladen einzelnes unbedeutender und weniger gelungen ist, so hat er doch in so vielen Dichtungen Natur und Landschaft glücklich, zum Theil mit entsprechenden Personen idealisirt, in so vielen die vollsten Töne deutschen Gemüthes angeschlagen, in so vielen die heldenhafte Ritterzeit verklärt, sie ohne alle Ziererei der Romantik uns zurückgezaubert, in so vielen treue, entsagungsvolle Liebe, deutschen Muth und deutsche Sangeslust unvergänglich uns ins Herz gesungen, daß er unter den deutschen Dichtern den Ehrenplatz des Romantikers im edelsten Sinne des Wortes neben unsern großen klassischen Dichtern behauptet, die er durch allseitiges Verständniß und künstlerische Wiedergabe deutschen Wesens übertrifft, da seine Poesie auf innigstem Nachfühlen des deutschen Volksgeistes im Leben wie in alten Dichtungen und Ueberlieferungen beruht, ohne des besonnenen Kunstverstandes

zu entbehren. Wir wissen, daß ihm selbst der Guß kleiner Lieder nicht sofort gelang, er oft ein paar Tage dazu gebrauchte, er zuweilen das Begonnene lange Zeit liegen ließ, weil es ihm nicht genügte. Freilich könnte man meinen, hier zeige sich eben, daß er, als er zur Dichtung schritt, sich noch nicht klar gewesen: aber der volle Zusammenklang selbst kurzer Lieder gelingt nicht immer. Bekannt ist, welche ängstliche Feile Heine anwandte, ehe ihm solche gelangen, die uns wie der frische Guß des Augenblicks erscheinen; auch Schiller änderte vielfach, warf später mehrere schon gedruckte Strophen aus, ja selbst Goethe hat mit vielen seiner Balladen und andern Gedichten lang sich getragen und an dem Entwurf viel geändert, ehe ihm die Form voll und gelungen schien, aber er änderte meist im Kopfe, ehe er ans Niederschreiben kam, und im Diktiren erhielt manches noch eine andere Gestalt. Ein tiefes, reines, innig sich versenkendes Gemüth, verbunden mit sorgsam gebildetem Kunstverstande und Schärfe des Urtheils, die Schwab an Uhland so sehr auffiel, mußte Dichtungen schaffen, die dauernd anregen, das deutsche Gemüth, dem sie entsprossen, immer neu und frisch anheimeln. Und dieser sind nicht wenige, es ist ein ganzer voller duft- und farbenreicher Blumenstrauß, den er dem deutschen Volke bot, das ihn mit stets wachsender Liebe sich angeeignet hat, das noch immer von ihm, selbst von manchen seiner seit achtzig Jahren duftenden Jugendlieder sich angezogen fühlt und für dessen Schulen man eben jetzt eine umfänglichere Verwendung Uhlands als eines echtdeutschen Sängers erstrebt.*) Das ist das Siegel eines Klassikers, eines mustergültigen Dichters für sein Volk.

*) Vgl. Schleußner über die Nothwendigkeit und den Plan der Uhlandlektüre auf den höhern Schulen, im bielefelder Schulprogramm 1876.

Bei seinem hundertjährigen Jubel- und Denkmalfeste zu Stuttgart hat die liebevolle Verehrung des echten, gemüthlichen Schwabendichters, des redlich treuen, unverbrüchlich festhaltenden Volksmannes sich auf die herrlichste Weise ausgesprochen; es waren nicht die Gebildeten allein, sondern das ganze Volk, das ihn in Wort und Bild sich angeeignet hat, feierte seinen großen, so bescheidenen wie stolz seines deutschen Wesens bewußten, nie vom Pfade deutscher Sitte, deutschen Rechtes und deutscher Mannesehre einen Finger breit weichenden Landsmann, der bei aller Verschiedenheit seiner Natur sich doch an den beiden hervorragendsten Dichtern seiner Zeit, den weimarischen Dioskuren, genährt hat und, wie Klaiber in seiner des Geehrten würdigen Festrede es ausgesprochen, mit ihnen das wahre Dreiblatt vollendetster neuen deutschen Dichtung bildet. „Es gibt größere Dichter als Uhland, aber keinen, der so von Grund aus deutsch. Schiller und Uhland sind als Dichter so verschieden, wie nur denkbar, aber wunderbar, gerade das, was ihrem Dichten die sieghafte Kraft verleiht, ist in beiden dasselbe: die glühende Liebe zur Freiheit, die lautere Reinheit des Gemüths, der herrliche Adel der Gesinnung!“ Und der Prälat von Gerock schloß sein Preislied mit den seine Bedeutung warm würdigenden Worten:

Wer so in deutsche Saiten
Und Herzen greift wie du,
Gehört für ewge Zeiten
Dem deutschen Volke zu!

II. Erläuterung der Balladen und Romanzen.

1. Entsagung.

Am 18. und 19. Februar 1805 gedichtet. In der Ausführung eines der ausgezeichnetsten von Uhlands Jugendliedern. Beide Liebende haben entsagt, weil der Unterschied des Standes eine Verbindung unmöglich machte. Der auf dem Schlosse geborene Harfenspieler (Str. 2, 7) ist vertrauter Jugendgespiele der Prinzessin gewesen, aber von Liebesqual in die Welt getrieben worden, wo er sehnsüchtig sich abhärmte (das sind die trüben Wolken Str. 5, 4); im Alter kehrt er zurück, um von der noch immer unvermählt auf dem Schlosse ihrer Väter weilenden, ihrer Liebe treu gebliebenen Jugendfreundin (Str. 2, 1) zu vernehmen, daß sie seiner und ihres jugendlich frohen Zusammenlebens noch gedenke. Am Abend ist er in das Dorf gekommen; in den festlichen Kreis mochte er nicht treten, da er kein fröhliches Lied, nur Klage um seine unglückliche Liebe und um das Glück seiner Jugend singen kann. Seine Erinnerung möchte sich ganz in jene Jugendzeit zurückversetzen; die Geliebte jetzt wiederzusehn ist ihm unmöglich, da ihr heutiger Anblick jene Erinnerung ganz verscheuchen würde, nur soll sie ihm sagen, daß sie seiner noch gedenke. Vorausgesetzt wird, daß der Sänger

in später Nacht singt, wo die Gesellschaft schon entlassen ist, die Prinzessin sich allein auf ihrem Zimmer im Thurme befindet (vgl. Str. 1, 6 f.). Auch sie ist unterdessen gealtert, da beide zusammen jung gewesen. Glücklich wird die Erzählung durch eine belebte Frage des Dichters, der zuerst die Gestalt nicht unterscheiden kann, eingeleitet.*) Er gedenkt dabei nur der nothwendigen Züge. Die schöne Fee (Str. 4, 7) könnte man auf die Erinnerung (Str. 5, 2) deuten wollen, aber dann bliebe das Sinken in den Klee (Str. 4, 5) unerklärlich: die Verse 5—8 enthalten eben eine Erinnerung an ihre glücklich verlebte Jugendzeit; die Fee ist die damals ihn aufsuchende Geliebte selbst.

2. Die Nonne.

Fast einen Monat früher als das vorige Lied, am 20. Januar 1805, gedichtet. Die Jungfrau, die der Liebe zu dem Erwählten ihres Herzens entsagen mußte, ist ins Kloster gegangen und hat ihre Liebe der Himmelsjungfrau geopfert. Als sie die Nachricht vom Tode des Geliebten**) empfangen (wo er gefallen, daß er etwa aus Verzweiflung, wie der Toggenburger, in den

*) Sonderbar steht entwandeln (1) für hinwandeln, da es eigentlich davongehn bezeichnet. Wäre an das Wegwandeln von einem Orte, etwa einer Laube, zu denken, so müßte dieser Ort genannt sein. — Bleich (2) ist ihm der Schein der Sterne (ein toller neuerer Druckfehler war Sonne) im Gegensatze zur Sonne (Str. 2, 8), etwa auch zum kerzenhellen Saale (Str. 3, 1). — V. 4 lautete nach Notter S. 26 ursprünglich: „Was mag ihm beschieden sein?" — Ach (5) drückt des Dichters Mitleid mit dem Harfner aus, dessen Alter sich erst aus dem folgenden ergibt. **) Buhle, im guten Sinne, wie so häufig bei Uhland nach dem Volksliede. Vgl. die Erläuterungen zu Goethes lyr. Ged. II, 338*.

Krieg gezogen, wird nicht gesagt), fühlt sie ihr Herz getroffen, aber sie freut sich, daß sie ihn jetzt, wo er allen irdischen, sie trennenden Verhältnissen entrückt ist, lieben darf. Die Muttergottes aber belohnt ihre sehnsüchtige Liebe dadurch, daß sie die Nonne durch einen raschen Tod mit dem Geliebten vereinigt. Daß die Unglücklichen auf ihr Gebet durch den Tod befreit werden, ist eine geläufige Vorstellung.*) Die Reimform hat dadurch etwas Schmerzliches, daß dem ersten der fünf Verse kein Reimvers entspricht. Ganz anders ist es, wenn der letzte Vers ohne Reim ausklingt, wie in Goethes neuem Amadis. Gewöhnlich reimen in solchen fünfversigen Strophen V. 1, 3 und 5 oder auch 1, 3 und 4. Die Jamben sind rein gehalten; denn eine wie im Volksliede, eigentlich als 'ne gedacht (vgl. 3 Str. 1, 4), ist keine Ausnahme. Eine ähnliche Reimform finden wir im sechs Jahre spätern Traum (Ballade 30), wo alle Freuden die Erde verlassen. Dederich hat zu unserm Gedichte die derbe den Nonnenstand verwünschende Nonnenklage der limburger Chronik herangezogen, die ganz fremdartig ist.

---

*) Auch bei Uhland selbst. Vgl. oben S. 6 f. — Zag ist ihr Schritt (Str. 3, 1), weil sie noch nicht weiß, ob sie wirklich den Gestorbenen jetzt lieben darf; der reinen Jungfrau will sie ihr Herz vertrauen. Als sie vor dem Marienbild (Uhland gebraucht das fremde Mariabild, vgl. Sanct Mariens Bild 33 Str. 7, 1) kniet, fühlt sie sich schon von himmlischer Ruhe erfüllt. — Der lichte Schein (Str. 3, 3) fällt auf das Muttergottesbild, während der Mond die im Klostergarten zu ihm Wandelnde nur trüb beschienen hat (Str. 1, 3). — Muttermild (Str. 3, 4) schaut Maria auf sie, weil sie ihr Gelübde treu gehalten. — Str. 4, 4. Sehr schön bezeichnet das Niedersinken des Schleiers das Senken des Kopfes der Todten. — Nur bis (Str. 4, 2) dürfte etwas anstößig sein, da es auf ein längeres Hinschauen deutet, während wir uns einen raschen Tod denken. Ein und hätte wohl den Vorzug verdient.

3. Der Kranz.

Acht Tage nach 2 gedichtet. Es ist nichts weniger als eine Allegorie von „des Mägdleins Liebe und Leben im Bilde der wachsenden, sich mehrenden (?) und welkenden Blümlein“. Die Fee begleitet das blumenliebende Mägdlein (die edlere Form für Mädel, da Maid dem Verse weniger entsprach) theilnehmend durch ihr ganzes Leben, ja auch noch nach dem Jenseits, zu welchem diese die nachtrauernde Liebe zu dem heimgegangenen Kinde zieht. Alle äußern Verhältnisse des Mägdleins werden geschickt übergangen, etwas sonderbar auch der Tod des Gatten. Das Ganze ist fast ätherisch gehalten. Die Frucht zeigt sich am Kranze erst, als sie des Lebens Leid ertragen hat. — Str. 1, 2. Das volksthümliche wohl findet sich hier, wie 2 Str. 3, 2, ursprünglich auch Str. 6, 2, wo es in ach verändert wurde, und so ungemein häufig bei Uhland. — Werthen (Str. 7, 2), werth gehaltenen, wie 32 Str. 1, 4. — Daß der letzte Vers hier, wie auch in Ballade 4, um einen Fuß kürzer ist, wirkt wie ein nicht voll auslautender Akkord. Aehnlich finden wir bei Goethe den vorletzten Fuß kürzer (Erläuterungen II, 140. 250), auch in der Mitte einer Strophe (vgl. II, 386). Noch größere Freiheit zeigt dessen Lied an ein goldnes Herz (Erläuterungen I, 125).

4. Der Schäfer.

Das einen Tag nach Ballade 3 in demselben Versmaße geschriebene Gedicht erklärte Heine für das schönste aller uhlandischen Lieder. Die Königstochter wird, als sie den schönen Schäfer vorüberziehen sieht, von so sehnsüchtiger Liebe ergriffen, daß sie

ihm verräth, wie gern sie zu ihm herunterkäme, was diesen zum Geständnisse treibt, daß er nach ihrer Nähe verlange. Tagtäglich zieht er seitdem am Schlosse vorüber, wo er immer die Königstochter begrüßt, diese ihm freundlich erwidert. Im Frühjahr sucht er die Geliebte vergebens am gewohnten Platz, und als er ihr endlich in tiefstem Schmerze, sie nicht zu sehn, den gewohnten Gruß zuruft, nimmt ihr noch das Schloß umgebender Geist auf immer von ihm Abschied; denn die Worte: „ein Geisterlaut herunterscholl“, scheinen die Deutung auszuschließen, sie habe nicht sterben können, bis sie noch einen Gruß von ihrem Schäfer vernommen. Daß sie aus Sehnsucht nach ihm verschmachtet sei, ist in der letzten Strophe leise, aber um so ergreifender angedeutet. Bei der glücklichen Kürze, der sich der Dichter bedient, wird auch nicht ausgesprochen, daß während des Winters der Schäfer nicht mehr am Schlosse vorübergezogen ist.*) Dederich nennt das Gedicht ein Gegenstück zur „Nonne“, vergleicht aber damit auch, ebenso wenig zutreffend, „Schäfers Klagelied“ von Goethe.

5. Die Vätergruft.

Das Gedicht fällt in die Tage vom 5. bis zum 7. Juni 1805. Das gewöhnliche jambische Versmaß wird durch den häufigen Gebrauch des Anapästes, der aber nicht mehr als

) Str. 2, 3 f. kann der Gegensatz von hier und dort leicht irre führen. — Str. 3, 1. Entgegenbot eigenthümlich für erwiderte; eigentlich steht es wie entgegentreten. Aehnlich wird entbieten gebraucht. — Str. 6, 2. Das volksthümliche thät, das Uhland gern gebraucht, wie 5 Str. 3, 2. 5, 1, auch später noch, nach Goethes Vorgang. Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. II, 340. — Zum Schlosse ziehn. Dahin, nicht zur Weide, ging sein Sehnen.

einmal in einem Verse sich findet, besonders belebt. Hatte Uhland im Liede der König auf dem Thurme (vgl. S. 9) den Helden seine Sehnsucht nach dem Jenseits aussprechen lassen, so wird hier der letzte Ritter seines Geschlechts auf etwas wunderliche Weise, wie der biblische Ausdruck heißt, zu seinen Vätern versammelt. Es treibt den Alten in voller Rüstung zu der hier fern von seinem Schlosse, nicht etwa auf einem Berge, sondern auf der Heide liegenden Begräbnißkapelle seines Geschlechts, wo seine Ahnen ihn auffordern, sich in den für ihn bereit stehenden Sarg zu legen, was er mit Ehren thun kann. Beim Ruhen auf dem Schilde kann man daran denken, daß man den Letzten des Geschlechts mit Schild und Helm begrub, worauf Schiller im Tell II, 1 deutet.*) — Der Charakter des Schauerlichen ist glücklich gehalten, Ausdruck und Klang bezeichnend.**) Notter bemerkt, das Gedicht werde auf den Lippen des Lesers fast zum Gesang.

6. Die sterbenden Helden.

Unter der Aufschrift die sterbenden Helden schon am 14. Juli 1804 geschrieben, das älteste aller in die Sammlung aufgenommenen Gedichte. Der junge Dichter, der sich in den Chronisten Saxo vertieft hatte, läßt hier einen schwedischen Helden nebst seinem Sohne im Kampfe gegen die eingedrungenen Dänen fallen. Die Namen Sven und Ulf nahm er aus

*) Str. 4, 4 stand früher: „Und nahm zum Pfühle". **) Die Beiwörter sind glücklich gewählt; nur die kühle Stätte (Str. 4, 1) kommt etwas sonderbar, nachdem der Halle schon gedacht ist (Str. 2, 2). — Mochte (Str. 5, 4) ist volksthümliche Umschreibung.

Saxo*), auch den unglücklichen Einfall Haralds in Schweden, der selbst mit dreißigtausend Rittern fiel, während Ringo zwölftausend verlor. Vgl. zu Ballade 56. Bei der Abfassung dieses Wechselsanges schwebte dem Dichter wohl das vor, was Saxo gegen Ende des siebenten Buches von Gunno und dessen Sohn Grimo erzählt. Als Olo dieselben bei einem Raube tödtlich verwundet hat, fordert letzterer den Vater in grimmiger Wuth auf, mit ihm, obgleich sie fast verblutet sind, auf Olo loszugehn, dessen Schultern zu treffen, ihm die Hände abzuschlagen und so durch heldenhafte Tapferkeit sich ewigen Ruhm zu erwerben; Olo müsse mit ihnen zur Unterwelt hinab und seine Asche mit der ihren in derselben Urne vereinigt werden. Gunno stimmt dem Aufrufe des Sohnes bei. Saxo gibt die Rede des Sohnes in asklepiadeischen Versen, die Antwort des Vaters in Distichen. Uhland wollte neben dem Schmerz des jungen schwedischen Helden, so früh vom Leben zu scheiden, die Aussicht der im Kampfe für das Vaterland Gefallenen schildern, in Walhalla, von Allvater Odhin festlich empfangen, ewig mit ihm zu tafeln. Daß daselbst die Geliebten mit den Helden verbunden sind und Gesänge wie auf Erden bei dem Mahl erschallen, ist Uhlands Zuthat, um Sven zu trösten. Sven klagt zuerst, daß er so früh dahin müsse**), nicht mehr Mutter und Geliebte schauen werde, wobei er letztere, insofern auch sie zur Harfe singt, als Sängerin bezeichnet und hervorhebt, wie sie nach

*) Dieser nennt am Anfange des achten Buches unter den Fürsten, die zu Harald standen, Suen, unter denen auf Seiten des Schwedenkönigs Ringo Ulf.

**) Die Norne. Der drei Nornen, der Schicksalsgöttinnen, welche die Lebenszeit des Menschen bestimmen, gedenkt die Edda. An die Nornen als Walküren ist hier nicht zu denken. Vgl. die Erläuterungen zu Klopstock I, 369 f.

seiner Rückkehr späht. Sonderbarer ist die zweite Klage, daß er seinen Festgesang über Liebe und Streit von Helden (ein bestimmter sollte doch genannt sein) noch nicht vollendet habe; der Ausdruck ist hier zu unbestimmt und nicht recht treffend.*) Die dritte Klage, der eigentliche Hauptpunkt, wird mit denselben Versen wie die erste eingeleitet. Das Bedenken, die zwölf Richter, die in Walhalla herrschenden Asen, würden ihn nicht zulassen, weiß der Vater desto leichter mit der Bemerkung, daß er den Heldentod fürs Vaterland gestorben, zurückzuweisen, als sie mit zur eben von ihm bemerkten Flucht der das Vaterland bedrängenden Feinde beigetragen, und sie als Sieger ins Jenseits kommen werden. So fordert er denn begeistert den Sohn auf, mit ihm zu Walhalla, das er schon geöffnet schaut, sich aufzuschwingen. Hiermit erhält das Gedicht einen belebten dramatischen Schluß. Zur Reimform vgl. S. 6 f.

7. Der blinde König.**)

Die am 23. und 24. August 1804 gedichtete Ballade wurde zehn Jahre später, am 5. Dezember 1814, umgearbeitet. Den Stoff bot Saxos Erzählung im vierten Buche von Uffo, über dessen Geschichte Uhland in den Vorlesungen über Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker ausführlich berichtet.***) Als der Dänenkönig Wermund altersschwach und blind geworden, ließ ihn der König von Sachsen durch Gesandte auffordern, ihm das Reich, das er nicht mehr zu beherrschen ver-

*) In Ulfs Erwiderung ist das nachschlagende du (V. 6) hart. **) Vgl. Eichholtz, Uhlands französische Balladen S. 3 ff. ***) Vgl. Uhlands Schriften VII, 218 ff.

möge, abzutreten oder, habe er einen Sohn, diesen mit seinem Sohne um den Besitz des Reiches kämpfen zu lassen. Wermund bot den Gesandten an, er selbst wolle mit dem so ungerecht ihm sein Alter vorwerfenden und sein Reich in Anspruch nehmenden Sachsenkönige kämpfen. Diese erklärten, ihr König werde sich nicht der Schmach aussetzen, mit einem Blinden zu kämpfen, und sie bestanden auf ihrem Antrag. Wermunds Sohn Uffo, der ihm erst im vorgerückten Alter geboren worden, war außerordentlich groß und stark, galt aber für stumpfsinnig und stumm. Darauf hatte der Sachsenkönig seinen Plan gegen Wermund gegründet. Uffo aber, der plötzlich die Gabe der Sprache gewonnen hatte, bat seinen Vater um die Erlaubniß, den Gesandten zu antworten. Dieser fragte, wer da spreche. Da man erwiderte, Uffo sei es, beklagte er sich, daß nicht bloß die Fremden, sondern auch die eigenen Diener seines Unglücks spotteten. Auf ihre Versicherung, sie redeten die Wahrheit, erwiderte Wermund, jedem stehe frei seine Meinung zu sagen. Da sprach Uffo zu den Gesandten: es fehle Wermund nicht an einem Sohne und Nachfolger, der bereit sei mit dem Sohne des Sachsenkönigs zu kämpfen, ja dazu auch noch mit dem stärksten Manne, den dieser mitbringen werde. Ausführlich wird dann beschrieben, wie der Vater sich erst durch die Berührung des Sohnes überzeugt, daß Uffo es gewesen, der so tapfer gesprochen, wie für diesen kein Panzer weit und kein Schwert stark genug ist, bis Wermund ihm zuletzt sein berühmtes, längst vergrabenes Schwert Skrep gibt, das mit einem Schlage auch das Härteste entzweischlägt. Als Kampfplatz hatte man eine Insel der Eider bestimmt, wohin Uffo sich allein begab; der Sohn des Sachsenkönigs erschien mit einem riesigen Kämpfer. Das Volk stand

rings um das Ufer. Wermund hatte sich am äußersten Ende der Brücke aufgestellt, um, sollte sein Sohn fallen, in den Wogen des Flusses den Tod zu finden. Da Uffo, als er von beiden Gegnern zugleich angegriffen wurde, sich vorsichtig zurückhielt, um zu sehn, wen er als den Stärkern zuerst tödten müsse, fürchtete Wermund, Uffo lasse aus Gefühl seiner Schwäche sich die Schläge der Gegner gefallen. Deshalb näherte er sich noch mehr dem Rande der Brücke, um sich sofort herabzustürzen. Kaum aber hatte dieser den andern Streiter vom Königssohne durch List getrennt, so schlug er ihn mit dem ersten Schwertstreich mitten durch. Da rief der Alte, über den Ton (des Schlages) erfreut, er höre das Schwert seines Sohnes. Auf die Frage, wo er den Gegner getroffen, hörte er zu seiner Freude, daß er ihn in zwei Theile gehauen, worauf er sich etwas vom äußersten Ende der Brücke zurückzog. Ebenso tödtete Uffo den Königssohn; auch diesmal rief Wermund, er höre den Schlag seines Schwertes. Als er darauf vernahm, auch dieser sei getödtet, liefen ihm Freudenthränen aus den Augen. Uhland bemerkt*), in poetischer Hinsicht habe sich die Sage bei Saxo zu einem der anziehendsten Bilder abgerundet, das Ganze sei ohne mythische Beimischung, innerlich vom Gemüthe belebt und in einfachen ausdrucksvollen Situationen anschaulich gemacht. Daß der Held in seiner Jugend dumpf und träg erscheine, habe die Sage mit andern gemein, eigenthümlich sei ihr die Zusammenstellung des stummen Sohnes mit dem blinden Vater. Dennoch hat Uhland bei der Bearbeitung die Stummheit mit der großen Jugend vertauscht. Schön und sicher sei die Haltung des blinden

*) a. a. O. S. 216 f.

Greises durchgeführt, fährt Uhland fort; er erkenne den Kampf an dem altvertrauten Klange seines Schwertes. Daß das Heldenschwert seinen eigenen Klang wie der Mensch seine Stimme habe, finde sich auch sonst in Sagen, aber, auf den altersblinden König angewandt, werde dies eindringlicher und bedeutsamer.

Die ausführlich von Saxo erzählte Geschichte mit allem, was dieser von Wermunds frühern Thaten berichtet, hätte zu einer Reihe von Balladen genügenden Stoff geboten, aber der junge Dichter ward nur angezogen von der Angst des in äußerste Noth versetzten blinden Vaters um seinen Sohn und von dessen unendlicher Freude über die glückliche Rettung; die Noth des Reiches und den dadurch erregten Heldenmuth des Sohnes ließ er zur Seite, er suchte nur die Angst des Vaters möglichst zu steigern, was er glücklich dadurch erreichte, daß er ihn für seine beiden Kinder zugleich in allerbangste Sorge setzte, da der glückliche, aber, wie er fürchtet, höchst ungleiche Kampf des Sohnes der Rettung der Tochter gilt. Man verdirbt die schöne Ballade, wenn man darin eine nüchterne sogenannte Idee sucht, etwa daß „des Heldengreisenalters Zierde und Wonne würdige Nachkommen seien, eine Tochter, die durch zarte Liebe und die schöne Kunst des Gesanges tröste, ein Sohn, der des Hauses Ehre schütze und angethane Unbill räche“, oder „daß das Recht, die Ehre und die kindliche Liebe triumphiren über brutale Vergewaltigung“. Aerger kann man Uhland nicht verballhornen.

Die Erzählung wird auch bei Uhland durch eine bewegte Frage eingeleitet, welche mit der Anwort uns ein lebendiges Bild des unglücklichen Königs bietet, der am Meer einer Insel gegenüber steht. Sein Ruf in Str. 2 enthält eiue rührende Schilderung seiner Noth, wogegen die dritte den übermüthigen

Räuber uns selbst vorführt, dessen Riesenstärke alle Ritter*) des Königs zurückscheucht, der endlich, da keiner sich für ihn regt, die Frage stellt, ob er sich denn ganz allein befinde, da er niemand sehn kann, und doch glauben muß, er sei von seinen Rittern umgeben. Nur sein einziger junger Sohn will den Kampf wagen. Der Vater fürchtet freilich des Gegners Riesenstärke, aber es ist sein Sohn und der warme Druck der Hand, mit welchem dieser die Bitte begleitet, bürgt ihm für dessen Heldenmuth. So gibt er ihm denn sein Heldenschwert, dessen Werth er damit bezeichnet, daß die Sänger (die Skalden) es gepriesen, wie die Schwerter der bedeutendsten Helden im Liede gefeiert wurden. Seiner Furcht gibt der blinde König zuletzt nur dadurch Ausdruck, daß ihm, wenn er falle, da er sonst nichts mehr besitze, nur übrig bleibe, gleich im Meer den Tod zu suchen. Die lebhaften Schilderungen des erst besorgten, dann freudig gespannten Lauschens des Alten, sodann der Freude, daß er noch einem glücklichen Alter und einer ehrenvollen Bestattung entgegensehn darf, sind eben so einfach schön gehalten, wie die knappen Antworten auf seine Fragen (die Antwortenden werden mit Recht nicht genannt, die Antwort ist als eine allgemeine gedacht) höchst bezeichnend.**) Besonders schön ist des Blinden Frage: „Was hör' ich . . . rauscht?" Er weiß wohl, daß es nur Sohn und Tochter sein kann, doch will er es bestimmt auch von

*) Uhland hat dafür hier immer das uns sonderbar auffallende Fechter, wozu er durch Saxo veranlaßt wurde, der so athleta braucht. In der prosaischen Erzählung hat Uhland Kämpfer oder Kämpe. **) Str. 9, 1. Der hohe Stein, von welchem herab er ruft, deutet auf das Felsenufer, nicht etwa auf einen Stein, auf welchem er sich mittlerweile niedergelassen. In der frühern Fassung stand Str. 1, 5 Klippenhöh', Str. 6, 5 Felsenhang, hier fehlte die Ortsausgabe.

andern hören. Den Namen Gunilde (Str. 9, 7) fand Uhland mehrfach bei Saxo, so von der treuen Gattin Asmunds, welche diesem im Tode folgt.

Im Jahre 1814 änderte Uhland nicht bloß das Versmaß und den einzelnen Ausdruck, sondern dichtete manches um. Jetzt haben bloß V. 1 und 3 vier Füße, alle reimen wechselnd, nie unmittelbar aufeinander, nur 5 und 7 lauten weiblich aus, während früher das Strophenmaß willkürlich wechselte. Ursprünglich hieß die erste Strophe:

Ein blinder König zog zum Meer,
In graugelocktem Haar,
Es schritt um ihn mit Schwert und Speer
Der edlen Fechter Schaar.
Und als er kam zur Ufershöh'
Da rief er jammervoll,
Daß gegenüber in der See
Das Eiland wiederscholl,

aber schon 1814 änderte er die Strophe, wie wir sie jetzt lesen, nur stand damals V. 1 der edeln Fechter, V. 5 „Er jammert von der Klippenhöh'", V. 7 „Daß drüben in der dumpfen See". Str. 2 fand sich früher V. 3 Harfenklang; V. 5—8 lauteten:

Hier steh' ich klagend am Gestade;
Der Jammer beugt mein Haupt.
Ha, Schande dir, aus stillem Bade
Hast du sie mir geraubt,

wo also ohne Noth die Art des Raubes bezeichnet ward. Str. 3, 5—4, 4 hatten früher die Fassung:

„Zwar bin ich nicht von Königsblut,
Doch hab' ich Kraft und hohen Muth.

Deinen Besten sende mir zum Streite!
Laß sehen, wer die Braut erbeute!"*)
  Und den blinden König fasset Graun
Ob solcher stolzen Rede;
Und seine edeln Fechter schaun
Hinüber still und blöde.

4, 5 stand des Vaters Hand, 6 Sein rascher, 7 „Wohl wag' ich diesen kühnen Stand", 8 „Auch mir ist Kraft". Str. 5 lautete:

„So willt du zu dem Kampfe gehn**)
In Jugendungestüm?
Schon mancher traut' ihn zu bestehn,
Ach! alle sanken ihm!***)
Doch nimm dies Schwert, die starke Wehr,
Das die Skalden all besingen!
Und sinkst auch du, so soll das Meer
Hier unten mich verschlingen.

Str. 6 fand sich V. 1 schäumt und rauschet, 2 Der Kahn wohl, 3 „Und der König steht und lauschet", 4 „Und sie schweigen all'", dann der Schluß der Strophe in der schwachen Fassung:

Doch bald ertönt vom Felsenhang
Der Schilde Stoß, der Schwerter Klang,
Der Fechter Dräun hernieder,
Und die Buchten hallen wieder.

Str. 7 begann:

Da spricht der König rasch und bang:
„O sagt, es ist ein starker Klang

*) Die Verse wurden schon 1804 also umgeändert:
Wohlauf, ihr Wächter an dem Throne!
Die holde Braut dem Sieger lohne!

**) Bereits 1804 geändert in „du ihm entgegen gehn".

***) Diesen Zug vermißt man jetzt.

Meines Schwerts herübergewehet.
O sagt mir, was ihr sehet!"*)
„Der Räuber, ha! er taumelt schon,
Er stürzt, er zuckt im Blute."**)

Str. 8 stand V. 2 „Und der König steht zu lauschen", 4 „Mit dem Ruderschlag und Rauschen?" 8 „Deine Tochter zart und mild!" Der Name Gunilde ist also erst durch den Reim hereingekommen. Str. 9, 2 begann Der Vater da, 3 stand heiter als Verbesserung über wonnig geschrieben. Das Lied schloß:

Du legst, o Sohn, zu mir hinein,
Das Schwert, die starke Wehr;
Du Holde, singst im Sternenschein
Die Klage, sanft und hehr!

8. Der Sänger.

Am 10. Juli 1805 gedichtet. Der Sänger, der im stillen am Busen der Natur sich ausgebildet, gewinnt hohen Ruhm, wenn er, zum Jüngling herangereift, auf seinen Wanderungen bei großen festlichen Versammlungen oder im Königssale singt; bei letzterm verweilt der Dichter, um das hohe Glück zu schildern, daß er nicht bloß höchsten Ruhm, sondern auch die Ehre genießt, von edlen Frauen bekränzt zu werden. Die Herzens-

*) Schon 1804 also geändert:

Da ruft der blinde Greis so bang:
„Wohl hört' ich einen starken Klang
Meines Schwerts herüberwehen.
Sagt an mir, was geschehen!"

**) Auch hier trat schon 1804 die Aenderung ein „Er stürzet in sein Blut".

freude, welche der Schluß bezeichnet, bildet einen offenbaren Gegensatz zum Gefallen der Elfen, die hier doch etwas sonderbar hereinkommen (vgl. zu Ballade 56), und dem eigenen Gefallen an den bewußtlos ihm entquellenden Liedern in der ersten Strophe. Seltsam sagt Sintenis, Goethe besinge im Sänger die einzelne Situation, Uhland eine längere Periode oder den ganzen Lebenslauf. Beide Gedichte haben nur die Ueberschrift gemein.

9. Gretchens Freude.

Am 14. September 1805 gedichtet. Eine unendlich frische Darstellung des Glückes, welches das Mädchen bei dem Anblick des von dem Turnier*) siegreich zurückkehrenden, in treuer Liebe ihr zugewandten Königssohnes**) empfindet, dessen Gruß ihr gilt und dessen herzigen Liebesbesuch sie am Abend erwartet. Str. 3—6 gefällt sie sich im Gegensatz des muthigen Ritters und des mit ihr so minniglich spielenden treuen Liebesherzens. Dramatisch belebt wird das Lied durch den Gruß des Vorüberreitenden (Str. 7 f.) und durch die Erinnerung, daß er in des Vaters Schloß einkehrt, um abends von dort zu ihr zu schleichen. Das Lied ist eben nur eine glückliche Schilderung dieser Situation, wobei man von der Sittlichkeit des Verhältnisses ganz absehn muß. Eine viel tiefere Neigung zeigt freilich Goethes Klärchen im Egmont.***)

*) Turnei ist die den Romantikern beliebte, aus den Minnesingern genommene Form, bei welcher das provenzalische tornei zu Grunde liegt. Uhland braucht es in lyrischen Gedichten regelmäßig, sonst Turnier. **) Im ersten Druck im Pantheon stand Str. 2, 3 adelich statt ritterlich. ***) Str. 4, 2. Des Ritterspieles Dank, der ihm von schöner Hand ertheilte Preis, den

10. Das Schloß am Meere.

Am 4. und 5. Dezember 1805 gedichtet. Eine durch den Gegensatz das Gefühl tief ergreifende Darstellung des Schmerzes des Königs und der Königin um den Verlust der blühenden Tochter. Wir haben uns zwei Wanderer zu denken, von denen der eine an den andern, den sein Weg am Schloße vorbeigeführt, die Frage richtet, ob er das hohe, froh belebte, schöne Schloß auf dem Felsen am Meere und darin König und Königin mit der Tochter gesehen habe. Der Gegensatz ist mit feinem Sinn ausgeführt, auch darin, daß der erstere es in lieblicher Heiterkeit im Abendroth eines sonnenhellen Tages gesehen, wo es bald in die spiegelhelle Flut hinabzusteigen, bald in die goldenen Wolken sich zu erheben schien, während der andere es in der trüben Beleuchtung einer nebligen Mondnacht erblickte. Als aber der Abend kam, hörte der eine das stürmische Branden des Meeres, das an dem nebligen Abend, wo der andere es schaute, düster ruhte. Das frische Branden des Meeres dient dem Dichter nur gleichsam als einleitendes Bild zu dem vom Schlosse herabschallenden Sang und Saitenspiel bei festlicher Versammlung (vgl. Ballade 1 Str. 3, 1 ff.); ihm entgegen steht ein Klagelied, das der andere hört, was nicht auf den Trauergesang eines Sängers, sondern auf die Jammerklage der verzweifelnden Eltern geht. Der Wechsel zwischen der

---

er am Helme befestigt hat. Hier wird er von Gold gedacht, wogegen er Ballade 32 nach der Sitte der Zeit ein Rosenkranz ist. — Str. 8, 2. Bei dem Hinknieen vor dem Könige denkt sie sich ihn als Abgesandten seines königlichen Vaters, der ihm seinen Helm zum Turnier gegeben hat.

Mehrheit und der Einheit von Halle (V. 15 und 19) soll keineswegs bezeichnend sein. Der Fragende, der schon vernommen, daß im Schlosse Trauer herrsche, kann die freilich hiernach etwas unzeitige Frage nach König und Königin nicht unterdrücken; doch die erregte Sorge fühlt sich eben gedrängt, das ganze geahnte Unglück zu vernehmen.*) Das Gedicht ist freilich etwas stark romantisch gefärbt, besonders darin, daß König und Königin mit Krone und Königsmantel, die Tochter an der Hand, oben einherwandeln und dort von unten gesehen werden. Mehrfach tritt der Anapäst, einmal ein doppelter in demselben Verse, statt des Jambus ein. Auffallend häufig erscheint der schlaffe Trochäus statt des Jambus (V. 3. 14. 16. 18. 21. 25. 27. 28).**)

Man kann das Gedicht nicht schlimmer mißverstehn, als wenn man in dem Fragenden einen Königssohn sieht, der auf dem Schlosse gastliche Aufnahme gefunden und „seitdem das Bild der schönen Jungfrau im Herzen trägt". Daraus hat man denn herausgesponnen, ein langwieriger Kriegszug halte diesen fern von der Heimat zurück, und er lasse einen fahrenden Mann der aus dem Lande seiner Sehnsucht gekommen, in sein Zelt rufen und folge ihm nach dem Schlosse, ohne aber das Geheimniß seiner Liebe zu verrathen. Hätte der Dichter dies beabsichtigt, so wäre die Ausführung völlig verfehlt. Freilich deutet Uhland sonst wohl das Unglück des Liebenden bloß an, aber, wo es gerade die Trauer über dieses galt, konnte er es unmöglich völlig übergehn.

---

*) Darführen, hinführen, ist ungebräuchlich. Luther sagte so: „Also ward Herr Leonhard dargeführt." **) Statt golden, goldnen (Str. 1, 3. 6, 4. 7, 4) stand ursprünglich gülden, güldnen, Str. 7, 2 lichte statt schöne.

11. Vom treuen Walter.

Diese erste von einer Handlung belebte, frei gebildete Ballade Uhlands ward vom 9. bis zum 16. Dezember 1805 im Versmaße von Goethes untreuem Knaben gedichtet. Die dramatisch belebte Darstellung ist meisterhaft durchgeführt, die äußere Handlung so klar gezeichnet, wie das tiefe Gefühl des Liebenden, daß mit der Treulosigkeit des seinem Herzen einst so theuren, frommen Mädchens, dessen Fall er herzlich bedauert, seine Liebe auf ewig hin ist, wahr und ergreifend hervortritt.*) Nie, bemerkt Notter, sei die Unwiederbringlichkeit der einmal verlorenen Liebe heiliger besungen worden. Bemerkenswerth ist, daß in unserer Ballade nie die Rede besonders angeführt wird, wie es auch Goethe gethan, so im Sänger, im Erlkönig und in der zu unserm Gedicht im schärfsten Gegensatz stehenden launigen Ballade Ritter Curts Brautfahrt, während sonst meist in demselben Gedichte bald die Einführung steht, bald fehlt. Nur eine Rede, die nicht eingeleitet war, fanden wir Ballade 2. 3, den Wechsel Ballade 1. 7.

12. Der Pilger.

Am 30. Januar 1806 gedichtet, wohl durch Schillers Lied der Pilgrim (Erläuterungen II, 34 ff.) veranlaßt, nicht durch die bei Schiller zu Grunde liegende, in Deutschland früher sehr verbreitete pietistische Allegorie John Bunyans, The

*) Str. 1, 3 „gar in tiefer Ruh“. Gar steht nach früher allgemeinem Gebrauch vor statt nach der Präposition. — Str. 3, 4 fand sich ursprünglich die Wortfolge weichen, weißen. Die Farbe fiel ihm schon in die Augen, ehe er die Weichheit bemerkte.

Pilgrims progress*), ist eine rein mystische Anschauung in welche sich der Dichter mit vollem Gefühl versetzt.**) Der Pilger, den ein Engel aufgefordert, nach der Gottesstadt auf Erden***) zu wallen, fühlt sich nach langem Wandern ihr schon nahe: sie muß an dem Strom liegen, an dem er wandert, diese Felsen müssen sie schon von ferne schauen†); bereits glaubt er ihr Glockengeläute zu hören, sie im Haine vor sich im Abendroth zu sehn.††) Aber vor Ermüduug kann er nicht weiter; seine Sehnsucht hofft sie einstweilen im Traume zu sehn. In diesem öffnet sich ihm der Himmel, aus dem ihm ein Engel erscheint, der ihn mahnt rüstig fortzustreben†††), worauf er denn sofort sich erhebt. Gestärkt durch die Mahnung, gelangt er nach längerm Wallen an das goldene Thor der Gottesstadt, die ihm, wie die Mutter ihrem Sohne ihre Arme, die Pforte, erschließt und ihn mit dem ersehnten himmlischen Gesang als rüstigen Pilger empfängt.

13. Abschied.

Am 15. Mai 1806 gedichtet (S. 16), in Strophen aus zwei jambischen Reimpaaren, einem männlich auslautenden und einem eine

*) Vgl. zu Schillers Braut von Messina S. 98***. **) Dederich findet darin „Sehnsucht nach dem ewigen Ideale, nach der Glorie des Jenseits". ***) Zur Gottesstadt vgl. Goethes Divan IV, 11 mit unsern Erläuterungen S. 268. †) Ursprünglich stand Str. 2, 3 „fernen, sonnenhellen Hügel" statt „sonnenhellen Felsenhügel". Der Begriff des Fernen findet sich im folgenden Verse und Str. 8, 1, aber freilich auch Str. 3, 4 „Felsenreihn". ††) Statt durchblüht (St. 3, 2) hatte sich später der Druckfehler durchglüht eingeschlichen. Blühen wird von jedem strahlenden Glanze, auch von der weißen Farbe, wie vom Schnee, gebraucht; hier wie häufig, steht es vom Roth. Durchblüht den Hain, strahlt durch den Hain. †††) Str. 8, 1 deutet „Er schwindet in die Morgendüfte" offenbar auf den Traum, dessen Gebilde in Luft sich auflösen, wie es schon von dem Traumbilde in der Odyssee (IV, 839) heißt.

Silbe kürzern, die beide auch den Anapäst, selbst drei in einem Verse, zulassen. Die Ballade schlägt den echten Volkston an, dem auch weiter, ja weiter (Str. 8, 1) angehört. Nach der glücklichen Einleitung des Dichters in der ersten Strophe, schildert Str. 2 zunächst, wie die Freunde mit dem Scheidenden zum Wirtshaus ziehen, wo sie beim Weine den Unmuth desselben vergebens zu verscheuchen suchen.*) Bestimmt genug wird die Liebe des Burschen dadurch bezeichnet, daß er am allerletzten Hause aufschaut, aber schmerzlich die Augen niederschlägt, da das ihm herzlich gewogene Mädchen seine Liebe nicht durch einen Gruß zu verrathen wagt. Seine Genossen rufen dieses, das so viele Blumen vor sich hat,**) um eine für den Scheidenden an, doch die Liebende zieht sich zurück, nachdem sie vernommen, wie sehr er nach einem Liebchen sich sehnt***), was ihren Schmerz verschärfen muß, da er für sie nichts zu fühlen scheint.

14. Des Knaben Tod.

Die durch knappe, ergreifende Darstellung ausgezeichnete Ballade ist einen halben Monat später als 13. (am 1. Juni)

---

*) „Der da innen mir brennet und glühet", sein Seelenschmerz. Daß dieser nur mit dem Abschiedsweine fliehe (Str. 3, 3 f.), kann doch nur heißen, wenn dessen Wirkung vorüber. Man sollte nicht statt nur erwarten. Auch fällt es auf, daß die Genossen auf diese deutliche Aeußerung seines Schmerzes gar nicht eingehen. **) Gelbveiglein hat Str. 4, 4 die erste Silbe kurz, wogegen Gelbveigelein Str. 9, 2 einen doppelten Jambus zu bilden scheint, doch könnte man auch und als Länge nehmen, so daß der Vers anapästisch schlösse. ***) Sein Wort, das Sträußchen würde an der Sonne verwelken, vor dem Winde zerstieben, deutet auf den Glauben, daß Sträuße Liebender länger dauern. Ursprünglich standen die beiden Verse (Str. 7, 3 f.) in umgekehrter, weniger richtiger Folge.

gedichtet, in demselben Versmaß wie dieses, nur sind die Reimpaare sich ganz gleich. Im folgenden Jahre wurde sie verkürzt; die ursprüngliche Fassung kennen wir nicht. Der Knabe, dem sein Vertrauen auf Gott getäuscht, wendet sich im letzten Augenblick an die heilige Jungfrau, wobei die Warnung der irdischen Jungfrau, welcher er sich nur dunkel erinnert, mitwirkt.*) Die Warnung am Anfange kommt wohl von einem Wanderer, der dem Knaben vor dem Walde begegnet. Die in der Weise des Volksliedes wiederholte Bezeichnung junger Knabe wirkt ebenso wenig störend wie die absichtliche Wiederholung des Beiwortes dunkel in der Erwiderung (Str. 1, 4). Sonst hat der Dichter nur sehr wenige, aber bezeichnende Beiwörter, schwarz vom Walde Str. 2, 3, das malerischer als das frühere dunkel ist, finster vom Räuberhause, mit dem Gegensatze hold von der Jungfrau (Str. 3, 1.) Der Ausdruck ist so knapp wie kräftig (vgl. die Wiederholung von es Str. 2, 2 f., sie Str. 4 3 f.). nur Str. 2, 4 dürfte etwas matt abfallen.

15. Traum.

Am 28. und 29. Oktober 1806 gedichtet, aber trotz der längern Zeit, welche Uhland auf die drei kleinen Strophen verwandte, vielleicht sein unglücklichstes Gedicht. Die in der Klosterzelle Liegende und der im tiefen Thurme Gefangene träumen in der Nacht, daß sie bleich und krank im schönsten Garten wandeln, aber durch das Glück ihrer Liebe wieder jung und gesund werden. Dabei tritt gar nicht hervor, was sie ins Kloster und ins Gefängniß gebracht, ob etwa der Vater des

*) Nach Dederich wäre die Ballade „allegorisch gehalten".

Mädchens den Liebhaber gefangen hält und die Tochter ins Kloster gesperrt oder ob diese aus Verzweiflung, daß der Geliebte nicht wiederkehrt, in dieses gegangen.*) Daß sie auch im Traume sich zuerst kranker fühlen, spricht der Schluß der ersten und zweiten Strophe aus. Das Morgenglöcklein weckt beide zur traurigen Wirklichkeit auf. Sollte etwa auch diese Ballade ursprünglich ausgeführter gewesen sein und durch die Verkürzung verloren haben? Wie man in unserer Ballade eine Allegorie hat sehn können, verstehe ich nicht. Ebenso wenig finde ich „Heinesche Manier" darin; denn bei Heine sind die grellen Gegensätze ganz anderer Art.

16. Drei Fräulein.

Die drei Romanzen wurden am 31. August 1806 gedichtet. Der etwa einer Sage entnommene Stoff, daß ein Ritter die Geliebten seiner drei Töchter nach einander tödtet und das, was er denselben genommen, gerade der betreffenden Tochter mitbringt, diese den Ermordeten aufsucht und bei ihm stirbt, ist doch gar zu wunderlich. Ein solcher Zufall ist mehr als abenteuerlich; dabei wirkt es äußerst erkältend, daß weder der Vater noch die andern Schwestern an dem angerichteten Unglück irgend theilnehmen. Die Fräulein werden durch die verschiedene Farbe der Kleider unterschieden, und das, was der Vater ihnen mitbringt, entspricht dem in der Wahl des Kleides sich verrathenden Charakter. Die Eintönigkeit, daß die zwei ersten Strophen mit wenigen nöthigen Abwechslungen zurück-

*) Nach dem weiblichen zwo Str. 1, 3 erwartete man im vorigen Verse zween. — Ins Blumland sitzen, wie Klopstock (Oden 2, 3, 18) sich in die Blumen setzen sagt.

kehren, wirkt eher puppenspielartig als echt volksthümlich, und bei der sonst streng durchgeführten Gleichmäßigkeit fällt in der dritten Romanze deren Verletzung um so unangenehmer auf, da hier (nach der zweiten Strophe) eine eingeschoben wird. Auch sonst findet sich mancher Anstoß, z. B. daß das erste Fräulein den Leichnam selbst in die Vätergruft ihres Geliebten trägt, das dritte schon das Grab ihres Gärtners aufgeworfen findet.*) Am dichterischsten ist der Schluß der zweiten Romanze. Das Versmaß hat das Eigene, daß zwischen das schließende Reimpaar sich ein reimloser Vers einschiebt, wir demnach den Schlußreim vermissen. Aehnlich in der fünfversigen Strophe Ballade 22. Ganz anderer Art ist es, wenn ein reimloser Vers schließt, wie in Ballade 11. Notter zählt unsere Ballade zu denjenigen, bei welchen der gefeierte Dichter nur so thue, als ob das auch Poesie wäre. Fast sollte man meinen, er habe hier beabsichtigt, aus einem ungefügen Stoff durch glückliche Bearbeitung etwas zu machen.**)

17. Der schwarze Ritter.

Am 1. und 2. Dezember 1806 in einer ganz besonders wirksamen Reimform gedichtet, da zwischen das letzte von zwei gleichen trochäischen Reimpaaren sich ein jambisches einschiebt, dessen erster Vers um zwei, der zweite um einen Fuß kürzer ist als die trochäischen Verse. Schon die beiden kürzern steigen=

*) Hier stand V. 6 ursprünglich Liljen, V. 7 sazte, wie im ersten Liede Str. 2, 6 kühnen statt stolzen. **) Deberich sieht darin die dämonische Gewalt des Zufalls, der den Vater zum unmittelbaren Werkzeuge des Verderbens seiner drei liebenden Töchter mache. Aber das ist ja schlimmer als das ärgste Schicksalsdrama, daß der Vater dreimal ausreitet, um den Liebhabern seiner Töchter, und damit diesen selbst den Tod zu bringen.

den Verse geben einen bewegten Wechsel, wie z. B. in Goethes Braut von Korinth und in der Wirkung in die Ferne, noch mehr der Uebergang aus dem Trochäus in den Jambus. Anderer Art ist Ballade 64, wo die kurzen Halbverse beide auf den Schlußvers reimen.

Wie nicht selten beim Turnier ein unbekannter Ritter einreitet, so hier der Tod, welcher den Frevelmuth des Königs bestraft, der seine Freude daran hat, im blühenden Frühling viele Ritter im Turnier durch seinen überstarken Sohn tödten zu lassen. Freilich ist nicht bestimmt gesagt, daß die Besiegten alle den Tod fanden, aber nur dadurch kann die Rache des Todesgottes hervorgerufen werden. Dieser besiegt den Sohn, mordet nicht bloß diesen, sondern auch die Tochter durch den ihr gereichten Becher und höhnt den verzweifelnden Vater, der mit Schrecken seinen Eintritt bemerkt und sein Beginnen verfolgt hat, durch das bittere Wort, er breche Rosen im Frühlinge. Der schwarze Ritter ist keineswegs allegorisch, auch nicht „die schwarze Schicksalsmacht“, sondern der Tod selbst, worüber seine erste Erwiderung, er sei ein Fürst von großen Reichen, vor dessen Namen alle zittern würden, keinen Zweifel läßt. Bei Homer ist Hades der Herrscher der Unterwelt; Euripides brachte den Tod in der Alkestis auf die Bühne, wo er ihn den dunkelgekleideten Herrscher der Todten nennt. Die ganze Darstellung ist durch die scharf ausgeprägten Gegensätze, bezeichnende Kürze und glücklich ausgewählte Züge von gewaltig ergreifender, sich bis zu Ende steigernder Wirkung. Daß das Turnier gerade zu Pfingsten stattfindet, entspricht der anderswo von Uhland hervorgehobenen Sitte, solche im Monat Mai anzustellen, wozu man die Ritter von allen Ländern entbot; hier

aber fällt es dem Könige ein, gerade zur Zeit, wo alles blüht, seine Ritter mit seinem unüberwindlichen Sohne auf den Tod kämpfen zu lassen. Daß „aus allen Hallen ein reicher Frühling breche“, soll freilich nur den Austritt so vieler in jugendlicher Kraft prangender Ritter bezeichnen, aber dem König liegt doch die Lust im Sinne, die er beim schönen, sein Herz nicht erfüllenden Frühling sich dadurch verschaffen will, daß sein Sohn so viele tödtet. Darauf deutet denn das bittere Schlußwort des Todes. Freilich könnte man meinen, da der Tod selbst daran seine Freude haben müsse, könne er keine Rache üben, aber eine solche nüchterne Betrachtung brauchte der Dichter eben so wenig anzustellen, wie es in ähnlichen Fällen die Volkssage thut. Die Rache konnte ihm eben keiner so wirksam üben als gerade der Tod.*)

18. Der Rosengarten.

Bei unserer am 10. April 1807 entstandenen Ballade lag dem Dichter zunächst die Sage vom Kampfe Siegfrieds, Dietrichs und ihrer Helden im Rosengarten bei Worms im Sinne, welche das Gedicht vom großen Rosengarten, „der letzte Trieb der erlöschenden poetischen Kraft“ der ältern deutschen Volksdichtung, darstellt. Wenn dort Chriemhilde Dietrich von Bern

---

) Mit dichterischer, besonders bei trochäischen Versen zu statten kommender Freiheit tritt mehrfach (Str. 1, 3. Str. 2, 3. Str. 5, 3. Str. 8, 2), das Zeitwort ohne ein sonst nöthiges es voran. — Nach Str. 5 muß Punkt stehn; die folgende hebt neu an mit dem Präsens tanzt. — Str. 3, 3. Zeichen, auf dem Schilde. Der Dämon der Vernichtung, führt kein solches. — Thät, thäten (Str. 5, 4. 6. 9. 3) gehören dem Volksliede an (vgl. S. 117), auch der ältere Gebrauch von Muth (Str. 6, 4). — Str. 10, 2 stand ursprünglich mir statt des bezeichnendern hin, langer statt des zu dumpfer passendern hohler.

einladen läßt, mit zwölf seiner Helden nach Worms am Rheine zu kommen, um in ihrem von zwölf ritterlichen Wächtern gehüteten Garten Rosen zu brechen, und der von ihr hochmüthig herbeigeführte Kampf zu ihrem großen Schaden mit ihrer ärgsten Demüthigung endet, so hat die Königin hier allen Rittern den Besuch ihres von drei Wächtern beschützten Gartens verwehrt, aber drei Ritter, welche den Eingang erzwingen wollen, tödten die Wächter und zertreten die Rosen. Als diese das Unglück sieht, senkt sie die treuen Wächter auf Rosenblätter in die Erde und schafft einen Liliengarten, dessen Wacht sie Sonne, Mond und Sternen übergibt. Lilien wachsen als Zeichen himmlischen Lebens aus den Gräbern; sie deuten auch sonst in der Sage auf den Uebergang ins Jenseits. Diese frei gebildete Sage ist ohne rechten Gehalt und Wirkung. Freilich findet Dederich sie „trefflich gewandt und gemüthvoll umgestaltet". Die Darstellung ist in romantischem Sinne gehalten, mit den erst in der Sammlung der Gedichte gemäßigten Freiheiten der Sprache der Romantiker.*) Wenn die drei Fräulein beim Rosenbrechen sich in die Dornen stechen, daß ihnen die Hand blutet, so ist dies als ein Vorzeichen des folgenden blutigen Streites gedacht. Ueber die Versform vgl. oben S. 22.

---

*) Ursprünglich fand sich V. 1 Von ei'm, 5 im Reich, 9 hört, viel junge, 11 zarte, 12 hinein, 13 „Möchten zertreten der Rosen Art", 15 Frau Königin zart, 17 Da (statt Und), 26 „Da han sie all drei gesprochen", 40 Wund', 44 der Röslein Art, 48 Getödtet (statt Erschlagen), 53 f. „Wo sind der Lilien Wächter, Die mir nicht getödtet werd'n?", 56 „Bei Nacht der Mon (so!) und die Stern". 50 war Erde Druckfehler, der in die beiden ersten Ausgaben der Gedichte überging. Güldene (V. 7) hat Uhland beibehalten (während er Ballade 12 golden schrieb), auch dannen (16), das die Schriftsprache nur noch in der Verbindung von dannen kennt, und herfür (20. 32).

19. Die Lieder der Vorzeit.

Am 10. Juli 1807 auf Veranlassung von des Knaben Wunderhorn (vgl. S. 12) gedichtet, das er hier herzlich begrüßt als Stätte so vieler Stimmen der Vergangenheit. Schon als Knabe hat er beim Anblick der öden Burgen, der alten Städte mit ihren hohen Münstern geahnt, daß hier einst die Liederkunst gewaltet, welche des Menschen Freuden und Leiden gesungen, was er dann später in alten Büchern gefunden. Die Lieder sind als Jungfrauen gedacht, die einst im Kreise der Edelfrauen geherrscht, aber in der Zeit des Verfalles geflohen und nach allen Seiten zerstoben seien. Str. 3 f. bezeichnen in freier Allegorie verschiedene Arten derselben, Lieder der Gefangenen, der in der Irre Verschmachtenden, der unglücklich liebenden Mädchen und der zum Herzen des Volkes sprechenden Sänger. Der Schluß fordert die heitern wie die ernsten Lieder auf, sich in Heidelberg einzufinden, wo er ihnen festlichen Empfang verspricht. Arnim und Brentano hatten um Beiträge zur Fortsetzung des Wunderhorns gebeten.*)

20. Die drei Lieder.

Am 10. November 1807 in echtem Volkstone mit jener markigen, ergreifenden Kürze gedichtet, die Uhland so meisterlich handhabt. Freilich ist das Ganze ein phantastisches Bild aus der sang- und klangreichen Ritterzeit. Das Volksmäßige tritt in dem mit und aber eingeleiteten Refrain, dem aus seinem

*) Ursprünglich stand V. 3 alle, 16 bebend (statt zagend), 21 Ach! manche, 28 Wenn, 39 singt (statt wallt).

verkürzten sei'm (Str. 5, 3 f.), das auch später unverändert stehn blieb, dem treuherzigen wohl (Str. 4, 1) und der Wiederholung des Beiwortes hoch (Str. 1, 1. 4, 4) hervor; auch das rothe Blut ist dem Volkslied entnommen. Die Versform stimmt wesentlich zu der von Ballade 14, nur klingt sie weicher aus, da das zweite Reimpaar eine Silbe mehr hat. Das Ganze ist glücklich ersonnen; der einmal jambisch, einmal trochäisch gebrauchte Name Sifrid (wie Uhland statt Siegfried schrieb) ist glücklich gewählt. Die Rückbeziehung auf des Königs Wort, das schönste Lied, Str. 5, 1 wirkt bedeutsam. In der zweiten, dritten und fünften Strophe, welche die Lieder enthalten, wird der Schluß mit dem scharf hervorhebenden und aber wiederholt.

21. Der junge König und die Schäferin.

Diese beiden unendlich frischen und anmuthigen Lieder wurden vom 5. bis zum 9. Dezember 1807 gedichtet, aber bei der Aufnahme in die Gedichte vielfach umgestaltet.*) Der Name

*) Die bedeutenden Aenderungen sind hauptsächlich zwiefacher Art. Einmal erkannte der Dichter, daß der Königssohn nicht die Krone haben könne, sondern nur der König. Ursprünglich stand in der Ueberschrift Königssohn statt junger König und Str. 5 Der schöne Königssohn, dem im entsprechenden Reimverse davon entsprach; Uhland schrieb dafür Der König wohlgethan und voran, wie er I, 12, 4 „Und wärs ein Königssohn" in „Und wenn es ein König wär'" änderte und danach auch den entsprechenden Reimvers, der früher lautete: „Ich bot sie manchem schon". Zahlreicher sind die Veränderungen, welche die Ersetzung der früher mehrfach zugelassenen Assonanz durch den Reim bedingte. So wurde geändert I, 6, 1: „Er ging zu einem Bronnen". 7, 1—3: „Ich weiß, warum sie sangen Und glänzten also baß: Weil auf des Bronnens Rande". 9, 3: „Wärst du ob mir erschrocken", 10, 1 er-

des jungen Königs Goldmar stammt von dem Zwergenkönig Goldemar, der mit goldener Krone erscheint, die er auch hier beim Auszuge auf dem Haupte hat. Die Erzählung ist geschickt ersonnen, wenn sie auch freilich einen märchenhaften Charakter trägt, da das Auftreten der Königstochter als Schäferin an der Quelle, die doch nicht allzuweit von des Königs Schlosse zu suchen sein wird, und ihre heimliche Rückkehr zu dem glücklich wieder gewonnenen Schlosse ihres Vaters nichts weniger als wahrscheinlich sind. Alle zur klaren Vergegenwärtigung nöthigen Züge sind an passender Stelle gegeben; dahin rechnen wir besonders I, 21—23. Beide Reihen sind auf echt volksthümliche Weise eingeleitet und geschlossen. Der erste beginnt mit der Erwähnung des fröhlichen Mais, des grünen Plans und der goldenen Sonne, welche des Sängers Liederlust erwecken. Irrig läßt man diesen unter der Linde singen, wo zum Reigen Lieder erschallen. Die heitere Umgebung erregt im Sänger die Erinnerung an den gleichen lieblichen Tag, an welchem sein junger König ausgezogen. Der erste Reihen schließt in ähnlicher Weise, wie manche englische Balladen: das Abbrechen und Wiederan-

---

schrocken (was das frühere erschrocken ganz passend wiederholte) statt erblichen und dann 3 f.: „Ich meint', ein loser Vogel Sei geflogen durch den Hag". II, 20 („Ich will zum Gruß ihr bieten u. s. w.") fehlte früher, und die drei letzten Verse von Str. 19 lauteten: „Das Lämmlein und den Stab. So mög' euch Gott behüten! Ich zieh in's Thal hinab." Außerdem finden sich folgende Abweichungen. Die beiden Theile des Gedichtes waren Erster und zweiter Reihen überschrieben. I, 2, 4 stand Durchs statt Das, 15, 1 umpfangen, 16, 3 Schäferin (Druckfehler), 19, 4 Bronnens, 20, 4 blutgen Stand, 26 Reihe, II, 1, 2 Trommeten und Schwerterklang, 8, 3 ohne die weniger passenden ( ), 12, 4 schönen statt höhern, 15, 4 Zier statt Blum', 22 das ältere, noch von Herder regelmäßig gebrauchte willt statt willst. Vgl, S. 126. Die Nominativform Bronne ist jetzt durchgeführt.

knüpfen werden mit dem Auffliegen eines sich anderswo niederlassenden Vogels verglichen. Den zweiten Reihen beginnt der höchst sinnig ausgeführte Gegensatz des zu besingenden Kämpfens und Tödtens zu der überall sich zeigenden Frühlingslust; er schließt mit einer neckisch heitern Andeutung des Herzens und Küssens des mit seiner königlichen Schäferin unerwartet verbundenen treuen jungen Königs. Im echten Volkstone ist auch die Frage und Antwort I Str. 7, dann die Ablehnung der Beschreibung des Siegesfestes II Str. 6 f. Vorzüglich ist der Charakter der naiven Schäferin dem verliebten jungen König gegenüber gehalten. Was die Königstochter II, 21, 1 ihm mit heller Stimme zugerufen, wird nicht gesagt; denn Str. 22 f. spricht sie erst später. Ton und Ausdruck sind durchweg im besten Volkssinne gehalten.*)

22. Des Goldschmieds Töchterlein.

Am 28. Januar 1809 in einer fünfversigen Strophe gedichtet, in welcher sich in ähnlicher Weise vor dem letzten Reimverse ein reimloser einschiebt, wie in der siebenversigen Ballade 16. Die ursprüngliche Fassung war ausführlicher. Str. 2, 4 stand früher: „Fass' mir ein Halsgeschmeide“. Zwischen Str. 2 und 3 fand sich:

*) Wir bemerken den Gebrauch von wohl und thät, „Herr Goldmar“, das durchgängig im ersten Reihen steht, daß (I, 7, 2) für sehr, als, das auch Goethe noch für wie gebraucht (I, 10, 2), das alte was für war (I, 16, 2), Gaden für Zimmer (II, 15, 1). Auch da ist besonders I, 5, 4 in der Volksweise verwandt zur allgemeinen Bezeichnung des eintretenden Zeitpunktes. — Druckfehler späterer Zeit waren I, 9, 3 Schreck statt Schrecken, II, 10, 1 Und statt Um, 20, 1 Stimme statt Stimm'. I, 24, 2 ist Bronn beizubehalten, da der Dichter Bronne nur aus Versnoth braucht.

Und als in kurzem war bereit
Das reich demantne Band,
Da nahm Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
Den Halsschmuck in die Hand.

„Ach! wunderselig ist die Braut,
Die solches tragen soll.
Ach! steckte mir der Ritter traut
Nur an die Brust ein Blümlein,
Wie wär' ich freudenvoll!

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Den Schmuck er wohl beschaut.
„O schmiede, lieber Goldschmied mein,
Hiezu ein goldnes Kränzlein,
Ins Haar der süßen Braut!"*)

Als Uhland beide Fassungen an Freund Mayer schickte, fragte er ihn, welche von beiden ihm besser anstehe; in der kürzern werde zwar die Braut weniger geschmückt, was ihm doch nicht ganz lieb sei, allein es sei auch die vielleicht ermüdende öftere Wiederholung vermieden, und dann seien eigentlich auch nur Kranz und Ring, nicht auch ein Halsband, Insignien einer

*) Die übrigen Abweichungen der ersten Fassung waren Str. 1:
Ein Goldschmied war in einer Stadt,
Der faßt' viel edler Stein'.
Das reichste Kleinod, das er hatt',
Das war die jung' Helene,
Sein theures Töchterlein,

5, 4 „Zuletzt ein Demantringlein", 8, 3 f. „Du hast gemacht, o Goldschmied mein, Gar fein die Kleinod' alle", 10, 3 mit Fleiß und Müh', 12, 1 f. „Der Ritter da des Bandes Glanz Ihr um den Nacken wand", 12, 4 f. „Für die ich Halsband, Kränzlein, Dazu den Ring bestimmt." — Str. 10, 2 war die schöne (statt feine) Maid ein später eingeschlichener Druckfehler.

Braut. Man geht in dem Preisen unseres Liedes doch zu weit, wenn man schon die Ueberschrift dichterisch findet; hat diese ja mit der Dichtung nichts gemein, und sie ist bloß mit Bezug auf die erste Strophe gewählt.

Die innige Liebe des Mädchens zu dem so hoch über ihm stehenden Ritter wird auf anmuthig überraschende Weise belohnt, da der edle Herr, von ihrem lieblichen Wesen angezogen, nur um sie zu sehn, den Laden des Vaters betreten und bei ihm den Brautschmuck bestellt hat. Sehr glücklich läßt der Dichter Helenens liebliches Wesen zuerst vom Vater selbst bezeichnen, der in ihr sein höchstes Glück findet. Daß der Ritter das Mädchen begrüßt, wird nur das erstemal hervorgehoben, obgleich wir uns diese immer gegenwärtig zu denken haben. Steudener*) hat bereits zu Str. 2, 3. 3, 1 auf ein von Uhland mitgetheiltes Volkslied (15 A), verwiesen, wo die Nachtigall singt:

Ach, lieber, lieber Goldschmied mein,
Mach' mir von Gold ein Ringelein,

und es weiter heißt:

Und da das Ringlein war bereit,
Groß Arbeit war daran geleit.

Die Herzensliebe des Mädchens bei Betrachtung des kostbaren Schmuckes, der die Beglückte zieren soll**), spricht sich

*) Zur Beurtheilung von L. Uhlands Dichtungen (Brandenburg 1852) S. 6 f.

**) Wenn sie das Kränzlein Krönlein nennt, so spricht sich darin die Schätzung des hohen Werthes dieses Schmuckes aus. Der Ritter hat nur ein köstlich Kränzchen vom Goldschmied verlangt; später, als er dieses der Braut aufsetzt, wird hervorgehoben, daß es von Gold war, wogegen dort beim Ringe der Demanten (Str. 4, 5) nicht gedacht wird. Auch mit theurem Demantstein (Str. 6, 2) deutet auf eine Mehrheit von Steinen.

hübsch aus; damit dies noch mehr geschehe, möchte man wohl die ausführlichere Fassung zurückwünschen, aber dann verlangte man auch Str. 4, 3 statt des einfachen Schenkens, das gegen das vorangegangene an die Brust stecken abfällt, das Umhängen; zu dem Wunsche des Ansteckens einer Rose, des Umhängens eines Rosenkranzes bildet das Schenken einer seiner eigenen Locken (Str. 7, 3 f.) eine schöne, ihre Liebe verrathende Steigerung, die in Wirklichkeit dadurch die allerhöchste wird, daß er sich selbst ihr zum Gemahl gibt. Die ganze Darstellung ist einfach treffend im besten Volkssinne.*) Nur die letzte Strophe stört etwas den reinen Eindruck; wenigstens den Schluß wünschte man anders.

23. Der Wirthin Töchterlein.

Am 24. Dezember 1809 gedichtet, in demselben Jahre, in dessen ersten Monat das vorige Gedicht fällt. Eine ergreifende Umdichtung des gleichnamigen, in demselben Versmaße geschriebenen und wörtlich so beginnenden Volksliedes in des Knaben Wunderhorn (bei Simrock 32). Die unendlich innige Liebe spricht sich in der Steigerung außerordentlich rührend aus. Notter bemerkt, der Dichter müsse seiner Nation um so theurer sein, als er diese weiße Rose auf den Stamm eines schmutzigen (?) Volksgesangs geimpft habe. Aber sei auch die Art, wie der Gedanke ewiger Liebe und Treue hier auf eine für alle Gesellschaftsklassen gleich ansprechende Weise dargestellt werde, im höchsten Grade zu loben, so fühle der Gebildete sich doch durch

*) Statt des niedrigen Bude (V. 1) würde man lieber Laden lesen. — In der vorletzten Strophe stören ich's (mit elidirtem das) und der Ausfall des ich nach dem zweiten Für die. Man läse beidemal dafür lieber Der ich.

die gewählte, ihm ein gewisses Herabsteigen zumuthende Form wenn nicht fremd, doch etwas künstlich angesprochen. Der schroffe Uebergang in der Frage vom Bier und Wein zu der Wirthin Töchterlein beruhe, möge er auch den Volksliedern abgelauscht sein, doch auf einer gewissen Unbeholfenheit des Gemüths, das bei aller Tiefe der Empfindungen noch nicht genügend zu nuanciren vermöge. Solche schneidende Gegensätze, wären sie auch im Munde des Volkes selbst oft von höchst erschütternder Wirkung, dürften doch als Aeußerung eines feinfühlenden, zarten Sinnes minder am Platze sein. Als ob auch nicht der Kunstdichter das tiefe Volksgefühl in seiner rauhen, dieses gerade für den reinen Sinn hebenden Schale darstellen dürfte! Und das in jener Frage getadelte Schroffe ist eben gar nicht vorhanden. Den drei Burschen ist es besonders um das wunderliebliche Mädchen zu thun, das ihnen den Genuß von Bier und Wein durch sein süßes Wesen weiht. Der gewöhnlichen Frage nach Bier und Wein schließt sich, da sie gleich das Mädchen vermissen, ganz unverbunden die Erkundigung nach diesem an. Außerordentlich schön ist es gedacht, daß der eine, der am wenigsten von dem Mädchen angezogen worden war, den Schleier der Todten lüftet, wo er denn von inniger Liebe ergriffen wird, der andere, der dem Mädchen herzlich gut gewesen, den Anblick nicht ertragen kann, und deshalb nicht allein den Schleier zudeckt, sondern sich weinend abwendet, der dritte dagegen, der von herzlicher Liebe zu ihr erfüllt war, den Schleier wieder lüftet und den bleichen Mund mit der Versicherung, die Hingeraubte immerfort zu lieben, küßt.*) Daß

*) Liebrecht gedenkt in dem Jahrbuch für romanische und englische Litteratur II, 122 f. einer ähnlichen Liebesgeschichte aus Birma, aber

Uhland gesagt haben soll, der Dritte sei er selbst, weshalb er den Gesang des Liedes nicht ertragen könne, ist ebenso willkürlich erfunden, wie die damit verbundene Behauptung, der Dichter sei unvermählt gestorben, eine offenkundige Unwahrheit ist.

24. Die Mähderin.*)

Uhland las unter der Aufschrift Opfer der Liebe im nürnberger Correspondenten vom 13. November 1814: „Vor einiger Zeit starb in dem Dorfe Disouguin bei Aire, in der ehemaligen Grafschaft Artois, ein Mädchen Marie Josephe Dalb, als Opfer einer unmenschlichen Härte, nach einem mehr als elfjährigen Leiden. Sie war Dienstmagd bei einem Pächter, liebte den Sohn ihres Herrn mit aller Stärke eines jungen Herzens, und wurde eben so von ihm wieder geliebt. Der Vater will in keine Verbindung willigen, weil Marie arm ist. Einst zur Erntezeit sagte er im Scherz, aber ernst sich stellend, zu ihr: ‚Marie, wenn du binnen jetzt und drei Tagen dieses Stück Feld abmähst, ohne daß dir jemand dabei hilft, so sollst du meinen Sohn haben.' Das liebende Geschöpf, diesem Wort vertrauend, beginnt das Werk; die Liebe gibt ihr ungewöhnliche Stärke, sie arbeitet Tag und Nacht; und als sie es vollendet hat und den

---

die Aehnlichkeit ist doch eine sehr entfernte. Von drei Jünglingen erklärte einer den Eltern eines Mädchens, er werde, sterbe sie vor dem fünfzehnten Jahre, die Erfüllung der Leichengebräuche übernehmen, der andere will die Leiche verbrennen lassen und für die Sammlung der Asche sorgen, der dritte an ihrem Grabe wachen. Da das Mädchen auf wunderbare Weise wieder ins Leben gerufen wird, machen alle drei auf sie Anspruch, aber nur dem dritten wird sie zugesprochen, weil dieser das Schwierigste übernommen gehabt.

*) Vgl. Holland „Ueber Uhlands Gedicht die Mähderin" (1874).

verheißenen Lohn fordert, weist der Vater sie schnöde mit den Worten ab: „Ho, Närrchen, es war ja nur Spaß!“ Das hatte die Arme nicht erwartet. Getäuschte Hoffnung und die übermenschliche Anstrengung in den letzten Tagen und Nächten versetzten sie in einen bewußtlosen Zustand, aus dem sie auch nicht mehr erwachte; ihr Körper hatte alle Spannkraft verloren. Seit zehn Jahren war sie ohne Bewußtsein, ohne Gefühl und gänzlich bewegungslos; sie hatte während dieser Zeit nichts als Wasser mit etwas Honig vermischt, genossen. Seit zwei Jahren hatte sie sich nicht selbst von der Stelle bewegt, und kein Lebenszeichen von sich gegeben als ein fast unmerkliches Athemholen, und daß sie das dargereichte Honigwasser hinunterschluckte.“ Die Dichtung entstand fast ein Vierteljahr später, am 9. Februar 1815. Der Dichter schließt mit dem rührenden Bilde der nach der entsetzlichen Täuschung ihres liebeseligen Herzens der Welt ganz abgestorbenen, nur in ihrem Schmerze lebenden Armen, nachdem die leidenschaftliche Rastlosigkeit, die gestellte Bedingung zu erfüllen, ihre begeisterte Liebe offenbart hat. Galt es ja, die liebende Mähderin (Str. 9, 4) darzustellen, woneben weder der Unwille über den herzlosen Vater, der eine solche Liebe für unmöglich gehalten, noch ihr Geliebter in Betracht kommt, wie sehr wir im Grunde auch über die Stellung des letztern zur Unglücklichen etwas zu erfahren wünschen müßten, ließe die glückliche, uns ganz hinreißende Erzählung eine solche Frage in uns aufkommen. Schon in den ersten Worten deutet der Pächter auf ihre Neigung (Str. 1, 2); die Macht der beseelenden Liebe wird Str. 2, 2 f., die selige Hoffnung ihrer Erfüllung Str. 6, 2, ihr Glück in den Freudenthränen Str. 6, 4 bezeichnet. Die Darstellung ist rasch belebt

und höchst anschaulich bei aller Einfachheit. Das Versmaß entspricht der im größten Theile des Gedichtes geschilderten Rastlosigkeit. Es sind sechstehalbfüßige jambische Verse, von denen alle Jamben mit Ausnahme des ersten Fußes anapästisch sind; nur zu besonders malerischem Ausdrucke tritt dreimal auch sonst ein Jambus ein: Str. 1, 3 „Ja, mähst du die Wiese mir ab von jetzt", Str. 3, 1 „Der Mittag glühet", Str. 8,2 „Erstarret das Herz, ihr brechen".*) In dem zweimal beginnenden Guten Morgen könnte man das erste e elidiren.**) Das auf Anlaß des Verses mehrfach mit dem Artikel nachfolgende Beiwort oder Participium (Str. 1, 4. 2, 1. 5, 4) ist der neuern Dichtersprache gemäß.**)

25. Sterbeklänge.

Das erste der drei erst in der achten Ausgabe unter dieser Ueberschrift verbundenen Gedichtchen ist vom 4. Oktober 1810, die beiden andern sind viel später, am 14. und 15. Juni 1834, gedichtet, alle in vierfüßigen jambischen Strophen, worin nur die geraden dreifüßigen, nicht die ungeraden vierfüßigen Verse reimen. Sie beziehen sich sämmtlich auf die Freude Sterbender an Musik, freilich in sehr verschiedener Weise: in dem einen

*) Auch Str. 9, 1 f. sollte man einen ruhigern Ton erwarten, der leicht zu erreichen gewesen wäre durch den Wegfall des zweiten so und des das.

**) Die Mahden darnieder strecken Str. 2, 4 steht proleptisch; denn Mahd heißt die abgemähte Frucht, nicht, wie es Götzinger faßt, die Wiese. — Str. 5, 3 bildet einen Gegensatz zum vorigen Verse; sie verlangt weder zu rasten trotz der duftenden, einschläfernden Mahden, noch der Nachtigall zu lauschen. — Str. 9, 1 „Stummer, erstorbener Weise" bestimmt das so näher; sie achtet nichts mehr, als wäre sie stumm und erstorben (abgestorben). Das wiederholte so, das zweitemal, wie V. 4, in volksthümlicher Weise, fällt auf.

glaubt das sterbende Kind unendlich liebliche Musik zu hören, in den andern verlangt es Musik und Gesang; im ersten spricht es mit der Mutter, im zweiten mit dem anwesenden Nachbar, wogegen im dritten die Umgebung nicht näher bezeichnet wird. Das sonderbar Ständchen überschriebene Lied führt sehr fein die Einbildung Sterbender aus, himmlische Musik zu vernehmen. Im Entwurf zum Lustspiel die Serenade (1809) sagt der Student Claros: „Ich glaube, wenn wir verklärt werden, so geschieht es durch die Melodie der himmlischen Chöre, und nicht umsonst sagt man, daß die dem Tode Nahen öfters selige Musik hören; denn das ist der Uebergang in das Geisterreich.“ Das zweite Stück bezeichnet die wunderbare Empfindung des auf den Wunsch der Sterbenden die Orgel spielenden Nachbars, die seinen Tönen einen eigenen andächtigen Klang gibt. Die Orgel fällt freilich in einem Privathause auf. Das sterbenskranke Kind wünscht im dritten Gedichte die Drossel im Zimmer zu hören, da es das Bett nicht mehr verlassen kann. Die anfangs trauernde Eingefangene wird durch den sehnsüchtigen Blick der Sterbenden so bewegt, daß sie ihr zu Liebe schön und hell schlägt. Die Darstellung ist einfach treffend, aber ohne musikalischen Wohllaut.

26. Der Leitstern.

Das am 27. und 28. November 1809 gedichtete Lied ist kein Klang aus voller Brust. Der Liebende hat auf dem Meere immer nach dem Liebessterne, dem Abendsterne, geschaut, der ihn jetzt glücklich nach Hause gebracht und ihm in der Vaterstadt seiner Braut (nicht auch seiner eigenen?) nach langem Suchen über dem Haus erscheint, wo er eben die Geliebte zum Saitenspiele singen hört. Die Situation, daß er seine Braut nicht

erfragen kann, ist etwas seltsam, die Ausführung breit und nicht recht fließend. Schon der beginnende Relativsatz, der sonst von den Dichtern, besonders Goethe, oft mit besonderer Kraft angewandt wird, muß hier, wo er die Person umschreiben soll, welche das Gedicht uns vorführen will, störend wirken.

27. Des Sängers Wiederkehr.

Am 10. März 1815 gedichtet. Wenig gelungen ist die Ausführung, wie der mit den Symbolen seiner Kunst auf der Bahre liegende todte Sänger, wird er auch, wenn seine Zeitgenossen hingegangen, ganz vergessen, doch später in unsterblichem Ruhme lebt. In der ersten Strophe wirkt die mythologische Bezeichnung des Lorbeers erkältend, ebenso in der zweiten die in den Armen des Todten liegende Leier, wenn man nicht an einen mittelalterlichen Sänger denkt. Die Bestattung selbst ist nicht erwähnt, vom Schlummer des Sängers und dem Verstummen seiner Lieder wird gleich auf das spätere Wiederaufleben derselben übergegangen. Störend ist die Bezeichnung der spätern Zeit durch jetzt, auch die Schlußstrophe nichts weniger als treffend.*)

28. Das Schifflein.

In diesem am 28. Januar 1810 gedichteten Liede erschallt wieder ein voller Brustklang. Es beruht, wie Notter sagt, bei aller in ihm wohnenden Poesie auf einem so ungesuchten, jedem

*) Daß er verjüngt, verkläret wandelt, ist kein glückliches Bild, unanschaulich, daß er den Lebenden vereint ist, mit ihnen lebt, daß keine Spur vom Hauche des Grabes sich zeigt. Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet, können nur die ihn überlebenden Zeitgenossen sein, die ihn bald vergessen haben, aber wenn diese todt sind, werden seine Lieder wieder aufleben.

Menschen nahe liegenden Motive, daß es unter den verschiedensten Klassen Eingang finden muß. Das unvergeßliche Zusammenfahren wildfremder, aber heiter zusammenstimmender Menschen auf einem den Fluß hinabgleitenden Schifflein, das sie in engste freundliche Verbindung bringt, wird höchst anmuthig in bestem Volkstone besungen. Nachdem der Gegensatz des harten Anstoßens zum lieblichen Hinunterfliegen hervorgehoben ist, wirkt die den Schmerz des Scheidens auf Nimmerwiedersehen andeutende Frage ergreifend. Jeder Zug, jedes Wort ist ganz an seiner Stelle, selbst das drin (im Schifflein) wandern, das auf die Fahrgäste deutet, die sich auf der Wanderschaft befinden.*) Der von der Sonne gebräunte Jäger bildet einen Gegensatz zum Lustreisenden. Als der Dichter bald darauf, im Mai 1810, auf einer Jacht, die von Mainz nach Coblenz fuhr, sich befand, fiel ihm „das sonderbare Zusammentreffen mit seinem Liede das Schifflein" auf. „Ein unbekannter Reisender blies das Posthorn (wohl an der Lurlei), zwar ziemlich schlecht, aber die Töne verklärten sich im Wiederhall, da zog ein anderer eine Flöte hervor und dann stimmte die Gesellschaft mit Gesang ein." Zum Waldhorn vgl. Ballade 49, 16.

29. Sängers Vorüberziehn.

Das wenig bedeutende, aber in süßem Wohllaut fließende Lied fiel auf den 3. Februar 1810. Die Träume werden nur

*) Str. 2, 4 tritt die Folge unverbunden hinzu. — Str. 3, 2 Habe, Handhabe, der mit einer Zwinge (Stift) befestigte Griff. Stöcke, die man zum Flöten brauchen kann, sind lustigen Wanderern beliebt. — Str. 4, 2 „Als fehlt' ihr gar die Rede", als könnte sie gar nicht sprechen. — Str. 5, 1 f. Das Schlagen der Ruder stimmt gleichsam in die Musik und den Gesang melodisch ein.

durch das Fliegen in das goldene Fabelland, später durch die Bezeichnung Wunderträume und die Vermuthung näher angedeutet, daß der vorübergegangene Harfenspieler ihm diese in die Seele gesungen. Das Gedicht gewinnt nicht durch die hineingetragene Allegorie, des Dichters Träume seien der Wirklichkeit fremd.

30. Traum.

Am 28. November 1811 gedichtet in einem ähnlichen Versmaße wie Ballade 2, nur reimen von den vier auf den reimlosen Vers folgenden Versen hier die innern und äußern, dort die geraden und ungeraden, und mehrfach tritt statt des Jambus der bewegte Anapäst bezeichnend ein (Str. 1, 5. 3, 3. 5, 3. 6, 4. 8, 3).*) Schon zwei Jahre vorher hatte Uhland sich dieses Versmaßes im guten Kameraden (31) bedient. Bei den von der Erde wegfahrenden Freuden liegt die auch von Goethe in seinem Märchen benutzte Sage von Elfen und Zwergen zu Grunde, welche, wenn sie ein Land, wo sie bisher als freundliche Geister gewaltet, verlassen wollen, von einem am Ufer stehenden Fährmann**) ein Schiff miethen, das sie über den Fluß setzen soll, wobei sie selbst unsichtbar bleiben. Vgl. Grimm, deutsche Sagen I, 227 ff. Die in leichtem, frischem Tone glücklich durchgeführte Ballade beginnt mit einer anschaulichen Schilderung des trübsinnig auf einem Meerfelsen ruhenden Dichters, der alle Freuden von der Erde wegeilen sieht. Der

*) Str. 4, 4 ist der Vers „Musicirten, sangen" unvollständig. Wahrscheinlich ist am Anfang Sie ausgefallen; auch der folgende Vers würde wohllautender, wenn ein Sie voranträte. — Str. 4, 1 schlich sich 1834 der Druckfehler im (statt dem) Zuge ein. In der Ueberschrift fehlt Des, abweichend von 27. — **) Ferge, wie es auch 84 Str. 5, 3 steht, schon althochdeutsch verjo.

Bootsmann wartet ungeduldig in seinem buntgewimpelten Schiffe auf Fahrgäste. Den lustigen, glänzenden Zug der aus der Ferne Anziehenden bezeichnet Str. 3, wogegen deren fröhliches Treiben erst Str. 4, nachdem sie näher gekommen, beschrieben wird. Voran schwärmten die Kinder, die sich des Auszugs ganz besonders freuten; die Erwachsenen der glänzenden Gesellschaft tranken, spielten und tanzten. Es galt dem Dichter hier nur, sie charakteristisch zu bezeichnen; wir hören, was sie treiben und daß sie bekränzt sind, sonst wird ihre äußere Gestalt nicht bezeichnet, nur ihr englischer Glanz erwähnt. Kaum will der Dichter sie alle als Kinder bezeichnen. Der Schiffer freut sich der lustigen Gesellschaft und ist besorgt, daß keiner zurückbleibt. Str. 6, 2 fügt der Dichter mit schmerzlicher Hervorhebung hinzu „die Freuden allzumal", wie er auch schließlich (Str. 7, 4) das fern wiederholt, wogegen Str. 5, 4 am Schlusse der Rede der Scheidenden das hinzutretende „all von der Erde fern" den Widerwillen der Scheidenden gegen die Erde bezeichnet, der zuletzt noch durch ihre Eile (Str. 7, 2) veranschaulicht wird.

31. Der gute Kamerad.*)

Das schon im September (zwischen dem 5. und 29.) 1809 im Versmaße der vorigen Ballade gedichtete Lied ist eine unvergängliche Perle echten Volksgeistes. Die herzlichste Freundschaft zu dem an seiner Seite gefallenen Kameraden spricht der Redende in jeder der drei Strophen eigenthümlich und treffend aus; zuerst das treuherzige: „Einen bessern findst du nit" (in Nachbildung des Volkstons), dann das ergreifende „Als wärs

*) Vgl. Goerth in Herrigs Archiv XXXV, 397.

ein Stück von mir“ (ein volksthümliches animae dimidium meae), endlich das Reichen der Hand des Sterbenden mit dem Wunsche des Zurückbleibenden, daß er auch drüben sein guter Kamerad bleiben möge, wobei es unendlich wirksam ist, daß er, trotz seiner innigen Liebe, doch pflichttreu seinen Dienst verrichten muß, der den Feinden, denen der Freund zum Opfer gefallen ist, Tod bringen soll. Der Sterbende hat ihm keinen Gruß an sein Liebchen aufgetragen, wie der in Schillers wohl vorschwebendem Gedicht Die Schlacht fallende Franz.

32. Der Rosenkranz.*)

Am 27. Juli 1810 gedichtet. Dem vom Alter gebrochenen Ritter, den es, obgleich er zum Kampfe unfähig geworden, zu dem ausgeschriebenen Turnier zieht, geht erst heute, im Anblicke der jungen Prinzessin, welche zum erstenmal den als Preis ausgesetzten Rosenkranz ertheilen soll, das Glück der Minne auf; das Herz bricht ihm darüber, daß er zu alt, zu früh geboren ist, um sich der Herrlichen zu erfreuen, doch den Todten schmückt die Prinzessin mit dem dem Sieger bestimmten Kranze, da er mehr als irgend einer gethan, ein freudloses Leben in stetem Kampfe geführt hat. Verfehlt ist es Notters Annahme (S. 156), in Strophe 6—9 lasse der durch seine Aeußerlichkeit nicht für Liebesglück begünstigte Dichter uns tief in sein eigenes Innere hinabblicken. Unser Ritter hat keineswegs nach Liebesgunst geschmachtet, vielmehr die Liebe nie seine Brust getroffen; heute zum erstenmal ergreift ihn der das Herz be-

*) Eine Zeit lang hatten die Ausgaben durch Druckfehler der Rosengarten, während das Inhaltsverzeichniß das unverkennbar Richtige gab.

wältigende Reiz hoher Frauenschönheit. Notter findet (S. 404) das Gedicht mit Recht nach Form und Gedanken vortrefflich, nur der Ausdruck, der Panzer liege ihm noch am Leibe, wie dem Drachen seine Haut (Str. 5, 3 f.), scheint ihm widerlich und unwahr. Im Munde des derben, sich selbst jetzt widerwärtigen Streiters ist das übertriebene Bild, noch habe er den Panzer so wenig ablegen können, wie der Drache seine ihm zur Abwehr dienende Haut, kaum ungeschickt. Auch hier findet das Turnier im schönen Monat Mai statt (vgl. oben S. 137), der im Süden schon die Trauben zur Blüthe bringt (Str. 2, 7). Die Prinzessin sitzt in einer Rosen- und Rebenlaube; andere neben ihr sitzende Damen werden entschieden ausgeschlossen, sie allein ist die Königin des Festes.*) Die Beschreibung des eintretenden Ritters bildet zu ihr einen scharfen Gegensatz. Ergreifend wirkt die Schilderung des freudelosen Lebens, das den Ritter auch übers Meer getrieben und in Gefangenschaft gebracht (Str. 5, 5 ff.), woran sich die Klage schließt, daß er nie das Gefühl der Liebe gekannt, deren Glück ihm erst in dieser Wundererscheinung aufgegangen. Freilich ist dieses seltsame Ereigniß so einzig, daß wir es auch dem Dichter kaum glauben. Die Anrede schönste Jungfrau ist aus vollster Seele geflossen. Störend dürfte die fast wörtliche Wiederholung der Beschreibung des Dichters (Str. 1, 1—4) in der Rede des Ritters (Str. 7, 5 ff.) sein. Jetzt erst, wo ihm die Jungfrau erschienen, scheint ihm die goldene Zeit gekommen, in welcher nach der schönen Dichtersage keine böse Leidenschaft herrschte, ein ewiger Frühling waltete.**) Sie wird des Reiches Herrscherin sein, weil

*) Zu werth (Str. 1, 4) vgl. S. 116. **) „Frühling ewig sich erneut“

ihr hohes, reines Wesen über alle herrschen muß. Der Schluß ist durch seine Einfachheit um so wirksamer.*)

33. Jungfrau Sieglinde.

Unsere am 22. März 1812 gedichtete Ballade dürfte in gewisser Weise im Gegensatz zur grimmen Chriemhilde des Nibelungenliedes gedichtet sein. Siegelinde erregt ohne ihre Schuld einen blutigen Kampf, in welchem Heime fällt, den die Liebe zur Verletzung der Hofzucht hingerissen hat. Diese unterdrückt das bittere Gefühl ihres Schmerzes, geht aber als reine Jungfrau, nachdem sie so viele ihretwegen hat fallen sehn, in das Kloster. Daß sie den Jüngling geliebt, tritt nirgends hervor. Schon Steudener (S. 8) wies auf das Volkslied (bei Uhland 95) hin, wo die Jungfrau, die ihren Geliebten bei einer Linde erschlagen gefunden, ihn begräbt und dann ins Kloster geht. Daß das unschuldig veranlaßte Unheil ein Mädchen ins Kloster treibt, ist ganz im Sinne mittelalterlichen Gefühls. Vielleicht lag dem Dichter eine der ähnlichen Klostersagen im Sinne. Den Namen der Sieglinde nahm Uhland von Siegfrieds Mutter Sigelint, den des edlen Heime von dem grimmen Heime, einem der zwölf Helden Dieterichs von Bern, der durch einen Riesen fällt. Wie im Nibelungenliede Chriemhilde zum Münster geht, ja bei einem solchen Gange der verderbliche Streit mit Brunhilden ausbricht, so begibt sich hier Sieglinde früh morgens zum Münster. Daß

(Str. 8, 6), ewiger Frühling hat sich wieder eingestellt. Der Ausdruck ist etwas hart, wie auch zwei Verse vorher erst für jetzt erst.

*) Doch stört vor Blumenkranz der Ausfall des Artikels. Im vorletzten Verse läse man lieber das die beiden Verse inniger verbindende er statt es. Die Nachstellung von wenig deutet auf Reimnoth.

dieses ein großes Unglück zur Folge habe, wird gleich in der ersten Strophe hervorgehoben, wie ähnliche Vorherverkündigungen der spätern Noth häufig im Nibelungenliede sich finden, wie z. B. bei dem Kirchgange der beiden Königinnen sogar mehrmal. Das Wehe bringen Sieglindens Reize, die den edlen Heime in Folge eines unglücklichen Zufalls hinreißen, und das strenge Halten des alten Ritters, den wir gern mit Namen bezeichnet sähen, auf Zucht und Ehre. An dem beginnenden „Das war Jungfrau Sieglinde, Die wollte früh aufstehn" hat Notter (S. 375) mit Recht Anstoß genommen. Manche Volkslieder beginnen mit „Es wollt' ein —" und Infinitiv, wo von einer wirklichen Handlung die Rede ist, eines, wo ein Mädchen einen Verwundeten im Walde findet, der unter ihren Händen stirbt, mit: „Es wollt' ein Mädchen früh aufstehn." Die Absicht, den Ausdruck zu heben, ist nicht gelungen; erträglicher wäre „Es wollt' Jungfrau Sieglinde Am Morgen früh aufstehn". Uebereinstimmend mit altem Gebrauch ist die Stätte vor der Kirche, wo Heime sitzt, durch drei Lindenbäume bezeichnet, die später bei dem Ausbruche des Kampfes (Str. 5) glücklich verwandt werden. Wie sehr Uhland überhaupt den Lindenbaum liebt, führt Steudener (S. 3 ff.) aus, obgleich auch die Eiche und andere Bäume bei ihm zu ihrem Rechte kommen. Nach dem blutigen Ende des Kampfes, in welchem nicht bloß der sich tapfer wehrende Heime fällt, nimmt Sieglinde, von der wir während des Kampfes etwas auffallend gar nichts hören, die dem Todten im Kampfe entfallene Rose wieder auf und geht zur Kirche, wobei der Dichter den Schluß von Str. 1 mit der nothwendigen und bezeichnenden Aenderung des letzten Verses in: „Wer thät ihr was zu Leide?" wiederholt. Die Worte

sollen nur besagen, daß sie jetzt ganz ungestört ins Münster der Muttergottes ging. Daß sie vor dem Marienbilde niederkniet, wird ebenso wenig gesagt, als wo dieses im Münster gestanden. Sieglinde büßt für das durch ihre Reize veranlaßte Unglück, indem sie sich der heiligen Jungfrau in dem mit dem Münster verbundenen Frauenkloster widmet.*) Ueber die Versform vgl. S. 52.

34. Der Sieger.

Am 1. Juni 1809 dichtete Uhland zu der ihm im Sinne liegenden dramatischen Bearbeitung des Volksbuches von König Eginhard unsere Erzählung seines Helden an den alten Ritter Dietwald; dieser hat sich in Adelheid, die Tochter des Kaisers Otto, des Feindes seines Stammes, verliebt, welche sich im Kloster zu Regensburg befindet und nächstens als Nonne eingekleidet werden soll. In der vier Monate später fallenden dramatischen Ausführung hieß es:

Eginhard.
Gedenkst du des Turniers zu Regensburg?
Der Baiernherzog gabs.

Dietwald.
O ja; wie saßen
Die schönen Damen rings auf dem Gerüst!

*) Str. 1, 6 ist die Verbindung „mit Blumen und Geschmeide" dichterisch frei. — Str. 2, 4. Von den vielen leisen Worten wird nur die letzte Rede angeführt, und das zufällige Herabwehen der Rose dann Str. 3, 1 f. durch „So sprach der Jüngling leise" angeknüpft. Kühn ist wegpflücken (6) gebraucht. — Str. 4, 2. Sieglinden, wofür man Sieglindens erwartet. — Chor, vom Gefolge, dem Reime zu Liebe. — Str. 6, 7 ist der Apostroph nach thät irrig, da thät volksmäßige Form für that ist. — Str. 7, 4. Mariens war die ältere, nur durch Druckfehler zu Marien gewordene Lesart. Ballade 2 Str. 3, 2 steht Mariabild.

Eginhard.

Die andern waren Laub nur, Adelheid
Die Rose.

Dietwald.

Adelheid, des Kaisers Tochter?

Eginhard.

Wie ich aufblickte, traun! es wollte da
Des Herzens Schlag den Panzer mir durchbrechen,
Der Wangen Glut durchbrennen das Visier.
Ihr sanftes Augenlicht, es war in mir
Zu Flammen, ihrer Rede mildes Wehn
Zum Sturme, sie, der schöne Maientag,
In mir zum tobenden Gewitter worden,
Und, alles niederdonnernd, brach ich los.

In unserer Ballade bedient sich der Dichter der Form der spanischen Romanze mit durchlaufender Assonanz (oben S. 34). Die ungeraden Verse lauten hier männlich aus, die geraden assoniren auf o—e.*)

35. Der nächtliche Ritter.

Die in spanischem Ton gehaltene frei erfundene Romanze ward am 11. Juli 1810 in der spanischen Romanzenform gedichtet, doch lauten hier alle Verse weiblich aus.**) Die Ballade ist einfache Erzählung der edlen Dame, wie ein Ritter, der in

) V. 1. Turnei. Vgl. S. 128. **) Zu den kaum zu billigenden Abweichungen, die sich Uhland auch anderwärts gestattet, gehört der männliche Ausgang von V. 1 und 9. Mit Ausnahme von 34 sind alle spanischen Romanzen Uhlands in vierversigen Strophen gedichtet, was auch dadurch äußerlich bezeichnet wird, daß nach je vier Versen der folgende im Drucke herausgerückt wird. Eigentlich widerspricht dies dem Wesen der spanischen Romanze, da die Assonanz in ihr durchläuft.

der Nacht unter ihrem Altane unendlich süße Lieder zur Guitarre gesungen, von Nebenbuhlern angefallen worden und mit ihnen gekämpft; als sie am frühen Morgen herauszuschauen gewagt, habe sie bemerkt, daß der Unbekannte, dem ihr Herz sich zugeneigt, für sie gefallen. Der Schluß der uns kalt lassenden Erzählung fällt auf; denn daß er gefallen, können ihr nicht die Blutspuren zeigen, welche sie bemerkt, nur die Leiche mit der Guitarre. Nehmen wir aber an, sie habe in der Nacht gehört, wie die Gegner ihn getödtet, so ist die Darstellung Str. 2, 3 f. ungenügend.

36. Der castilische Ritter.

Am 16. und 17. März 1810 in der Reimform von 35 in fünf kleinen auf o—e, a—e, ö—e, i—e und zuletzt wieder auf a—e assonirenden Romanze gedichtet.*) Freie Erfindung. In den beiden ersten ergießt eine in den Helden, den Stolz Castiliens, mit dem ganzen Lande verliebte Dame ihre Klage, daß sie ihn nie wiedersehn werde. — Erste Romanze. Bei allen großartigen und wundervoll schönen Naturerscheinungen denkt sie an den ersten aller Ritter. — Zweite Romanze. Klage, daß der Ritter, den zu schauen jedes Herz sich sehnte, dahin ist. Hier entsprechen Str. 3, 3—4, 4 in umgekehrter Folge den beiden ersten Strophen. Die Wege, wo er vorüberzog, wurden von allen aufgesucht; der Dichter nennt neben den Pilgern und Sängern, die als Wanderer hier ganz an der Stelle sind, noch

*) Nur in der zweiten Romanze lauten in der dritten Strophe der erste und in der vierten der dritte Vers männlich aus, was doch sehr leicht zu vermeiden war.

die Schildknappen; denn Wappner (mittelhochdeutsch wepener) heißt der Gewaffnete, besonders der Schildknappe (scutiger). An die Wege wurden Schlösser erbaut, aus denen manche Damen von den Zinnen nach ihm hinschauten. Ein Schloß und ein Weg müssen hier allgemein von mehrern stehn. Jetzt endlich ist das längst Gefürchtete geschehen, daß er nicht mehr sich zeigt.*) Die Augen, die brechen werden, sind die der Redenden, die Mauern die der Schlösser, von deren Zinnen so manche herunterschauten. — In der dritten Romanze wird der Ritter, den weder die Liebe, noch der Kampf je verwunden konnte, von dem Blitz im Gebirg erschlagen, die vierte führt aus, wie er als einziges Opfer des Gewitters unter der höchsten Eiche, unter welcher er ritt, zerschmettert worden. — Wenn die fünfte, welche verkündet, daß die Damen nicht mehr hoffen dürfen, er werde ihnen je wieder nahen, daß die Mohren (Mauren), gegen die er, ein anderer Cid, gefochten, ihn nicht mehr zu fürchten brauchen, so dürfte dies doch, nachdem die Dame das eingetroffene Unglück bereits ausgesprochen, kaum an der Stelle sein. Aber der Dichter scheint die Damen nur im Gegensatze zu den Mohren anzureden, auf denen der Nachdruck ruht. Sonderbar bemerkt Notter (S. 403), unser Gedicht nehme sich wie eine herrliche Skizze zu einem größern Romanzenkranz aus. Dazu fehlt es ja unserer Romanze, welche die Darstellung der Heldenthaten ganz ausschließt, an dem festen Körper, wenn auch der Dichter sich ganz in das mittelalterliche spanische Leben hineingedacht hat.

*) Erharret muß hier für gefürchtet stehn, da doch kaum an die Hoffnung der Mohren (5, 3. 6) zu denken ist. Der leidige Assonanzzwang hat dies verschuldet, wie auch den Gebrauch des Wortes vorüberfahren vom Vorüberziehen.

37. Sankt Georgs Ritter.

Am 5. Juli 1811 gedichtet. Die Reimform ist die der spanischen Romanze; abweichend von 35 und 36 sind hier die ungeraden Verse weiblich, die geraden männlich.*) Notter berichtet (S. 401) aus Uhlands Munde, das Wunder, daß Sankt Georg Fernandez von Castilien in der Gestalt dieses Ritters den Sieg verschafft**), habe er überliefert gefunden, dagegen sei die zweite Geschichte, welche der ersten die Krone aufsetze, die Uebertragung einer Heldenthat von Pascal Vivas auf Sankt Georg (den berühmten, auch in Goethes Götz so glücklich eingeführten Drachentödter), frei von ihm hinzugedichtet. Derselbe bemerkt (S. 385 f.), wie herrlich die Romanze auch gedacht und gedichtet sei, so spreche sie doch deshalb weniger an, weil sie, statt eine allgemein gültige Empfindungsweise darzustellen, die eines bereits abgeschlossenen Zeitabschnittes gebe. Aber damit wäre ja die ganze Legendendichtung, das für die Dichtung so ergiebige Reich der Wunder und des Volksaberglaubens ausgeschlossen und von der Wirkung des Erlkönigs, des Zauberlehrlings, der Braut von Korinth könnte weiter keine Rede sein. Geschichtlich steht fest, daß der Hadschib Almanzor im Frühjahr 979 gegen Castilien zog, sein Heer und das des Grafen Garsias Fernandez, welchem König Sancho II. von Navarra zu Hülfe gekommen war, sich bei Osma und Estevan de Gormaz entgegenstanden, wo es nach mehrern Zweikämpfen zu einer mörderischen

*) Nur ist ausnahmsweise in der ersten Romanze Str. 8 der erste, Str. 10 und 17 der dritte Vers männlich. **) Die Sage von der Rettung eines Grafen aus seinem belagerten Bergschlosse durch einen vom angerufenen heiligen Georg gesandten Geist findet sich zu Blankenberg an der Sieg. Entsprechender Marienlegenden gedenkt Dederich.

Schlacht kam. Almanzor sah sich nach den christlichen Berichten zum Rückzug genöthigt, wogegen nach den Arabern die Christen zurückwichen, Almanzor siegreich in Cordova einzog.*) An diesem Tage soll, da Fernando Antolino in der Kirche lange betete, ein guter Geist in dessen Waffen und auf seinem Pferde in den Kampf geritten sein. Er selbst habe sich, weil er die Schlacht versäumt, beschämt zurückgezogen, aber sein Pferd und seine Waffen hätten Spuren von blutigem Kampfe getragen. Woher Uhland die Sage von Pascal genommen, ist bisher unbekannt. Pascal ist der französische Name, der spanisch Pascual lauten muß. Die Wundergeschichte, daß der Heilige, während der Ritter, ganz in Andacht versunken, in seiner Kapelle betet**), aus dem Himmel herabsteigt und in dessen Waffen und auf seinem Rosse in den Kampf stürmt, wo er sich der Fahne Almanzors bemächtigt und die Mohren in die Flucht treibt***), ist einfach erzählt, nachdem der großen Noth gedacht worden, in welche die Abwesenheit von Pascal Vivas den König versetzt hatte. Auch die Verwunderung des Helden wird weiter ausgeführt, wie er auf der Rückkehr als Sieger begrüßt und auf seine blutigen, zerstoßenen Waffen und

*) Vgl. Aschbachs Geschichte der Ommajaden in Spanien II, 199 ff. **) Daß nicht bloß das Pferd von Ungeduld wiehert, sondern auch seine Waffen, Speer, Panzer, Helm und Schild „dumpf" erklingen, ist entweder stark dichterisch, so daß diese selbst belebt gedacht werden, oder dunkel, da nicht bemerkt wird, daß sie vom Winde bewegt worden. Auch die Wiederholung von dumpf, das schon drei Verse vorher steht, fällt auf. Romanze 2 Str. 11 heißt die Sage dumpf. ***) „Held des Himmels, Wetterstrahl" wird etwas hart verbunden, da Wetterstrahl eine Vergleichung enthält. — Statt „Er gewinnt . . . Mohrenschar" hätte man eine stärkere Bezeichnung des Sieges erwartet. Man vergleiche dagegen in Herders Cid Romanze 55. — Daß Almanzor in der einen Hand eine Fahne, in der andern das Schwert führte, wird bei der Eroberung von Leon (984) berichtet. Vgl. Aschbach S. 208.

die Wunden seines Pferdes hingewiesen wurde. Vergebens will er den Preis und Jubel ablehnen; als er ihn aber sich endlich gefallen lassen muß, deutet er zum Himmel, von dem dieser Sieg gekommen sei, was er freilich in anderm Sinne meint, als es die Menge fassen kann.

In der von Uhland ganz erfundenen Geschichte raubt ein Neffe Almanzors, Fatiman (woher Uhland den Namen hat, der einmal in der Assonanz steht, weiß ich nicht), die nicht näher bezeichnete Gräfin Julia.*) Als diese am dritten Morgen der St. Georgskapelle (vgl. 1 Str. 7) naht, bittet sie den Heiligen, der ja einst die libysche Königstochter durch die Besiegung des Lindwurms befreit habe, sich auch ihrer anzunehmen. Ihr Wunsch geht in Erfüllung. Wer die Befreiung vollbracht habe, ist nicht ausgesprochen, nur angedeutet, die geblendete Gräfin habe den Heiligen zu sehn geglaubt, aber allgemein gelte Pascal Vivas als Retter. So tritt also das einemal der Heilige für den Ritter ein, in anderm Falle wird der zur Rettung herbeieilende Ritter für den Heiligen gehalten. Beides bezeichnet dessen allgemein gepriesene Heldenhaftigkeit.

38. Romanze vom kleinen Däumling.

Dieser launige Preis der List und Kühnheit des vom Kindermärchen gefeierten Däumlings, der zuletzt die Königstochter heimführt, ward ohne persönliche Beziehung am 30. November 1812 im feierlichen Maße der Heldenromanze gedichtet, das wir 35

*) Auch hier, wie in der vorigen Romanze, wird alles gegenwärtig dargestellt; nur Str. 1, 2 steht das Imperfektum ging von einer länger dauernden vergangenen, 4 das Perfektum hat erhascht von der unmittelbar vor der folgenden Erzählung erfolgten augenblicklichen Handlung.

und 36 fanden. Nur der erste Vers von Str. 9 lautet männlich aus; die geraden Verse assoniren auf au—e. Der Anfang der Schlußstrophe weicht von dem der ersten ab, weil hier die Zeitdauer, wie dort die weite Verbreitung der Sage, angedeutet werden sollte. Die Spitze des Gedichtes liegt darin, daß der Ruhm des Däumlings seit urältester Zeit durch alle Welt in Siebenmeilenstiefeln gegangen, ein lustiges Witzwort, in welchem das Bild nicht zu streng zu fassen ist. Chamissos Schlemihl, wo die Siebenmeilenstiefel ungemein glücklich benutzt wurden, war damals noch nicht erschienen.*)

39. Romanze vom Rezensenten.

Am 13. Februar 1815 mit der besten Laune gedichtet, nicht, wie 38, in der spanischen Romanzenform, sondern in einer gewöhnlichen, freilich noch immer feierlichen trochäischen Strophe. Auch ist sie gedruckt wie seine spanischen Romanzen, so daß die Strophen nicht geschieden sind. Die Spitze liegt darin, daß der Rezensent, statt als edler Ritter das Publikum vor bösen Gesellen zu sichern, sich feige hinter seine Anonymität versteckt und sich für sein Lob leerer Reimereien bezahlen läßt. Der siegfriedsche Lindwurm geht auf den altdeutschen Geschmack; daneben stehen das verwirrende Geklimper der Sonette und das mystische Kunstgeschwätz, wobei zunächst Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", aber auch die in ähnlichem Sinne gehaltenen Schriften der Romantiker vorschweben. Den Ungeheuern, die er bekämpft, stehen die

*) 4. Staunen mit dem Genitiv nach dichterischem Gebrauche. — Am Schlusse ist unter er der Ruhm gemeint.

Schwachen, Nichtigen entgegen, die bei ihm Gnade finden, besonders wenn ihr Verleger den edlen Ritter besticht. Launig kleidet sich der unvermittelt folgende Gegensatz in ein Gebet ein, aus welchem zuletzt der Hohn hervorplatzt.

40. Ritter Paris.

Die Romanze ward als erste zu Hermann von Sachsenheim am 1. und 2. Juni 1809 gedichtet. Vgl. S. 35. 37. Der gleich dem castilischen Ritter gegen alle Frauenschönheit unempfindliche schönste aller Ritter des Hofes, dem Uhland den Namen des weichlichen trojanischen Prinzen gab*), wird endlich dadurch bekehrt, daß eine in ihn verliebte Hofdame das Abenteuer wagt, als unbekannter Ritter mit ihm den Kampf auf Leben und Tod zu bestehn. Höchst unwahrscheinlich vermuthet Notter (S. 163 f.) eine Beziehung der eben so lieblichen als schalkhaften Ballade auf einen nähern Bekannten des Dichters. „Fast erstaunt man", bemerkt derselbe (S. 403), „gegenüber der etwas ätherisch gehaltenen Idee der meisten uhlandischen Romanzen von höherm Stil über die süße Fülle des hier quillenden irdischen Lebens." Aber Uhland weiß sehr wohl auch das äußere Leben zu versinnlichen, wie besonders sein Fortunat zeigt, und wo ihn die Laune treibt, ist er meist in seiner treuherzigen Gutmüthigkeit ganz köstlich. Welche Langeweile unserm Ritter am weichlichen Hofe der Königin (eines Königs wird hier so wenig gedacht als in Goethes Wirkung in die Ferne) die zudringliche Liebe aller Damen macht, wie ihm nur ein

*) Fränkel gedenkt S. 69 der Möglichkeit, daß Uhland den Roman de Chevalier Paris, natif de Dauphine et de la belle Vienne gekannt habe.

nicht leichter Sieg anziehen kann, sprechen V. 1—12 aus.*) Wir sehen ihn denn beim Beginne des Frühlings auf Ritterabenteuer ausziehn, aber eine liebende Schöne, der von seiner Hand selbst der Tod erwünscht ist, war ihm, da sie seinen Entschluß erfahren, zuvorgekommen. Wie eifrig er zu seinem ersten Streit eilt und des leichten Sieges sich freut, wird kurz, aber anschaulich bezeichnet, ausführlicher mit frischer Lebendigkeit die wunderbare Entdeckung und Bekehrung beschrieben. Schon der Anblick der Leblosen ergreift ihn; als sie aber den liebenden Blick erhebt und dem um sie Bemühten in die Arme sinkt, da kann er freilich den Aerger über den vergebens gehofften Ruhm nicht unterdrücken, aber die Frage, ob er dem ihn verfolgenden Liebesglück zürnen oder danken solle, verräth, daß es jetzt mit seiner Unempfindlichkeit zu Ende ist.

41. Der Räuber.**)

Am 20. und 21. Januar 1810 in dem Versmaße von 39 und 40 gedichtet. Der Dichter will die Macht der Liebe auf das rohe, noch nicht verwilderte Gemüth des Räubers und seine dadurch erregte Sehnsucht nach dem Besitze eines solchen Schatzes darstellen. Den Räuber treibt es an dem schönen Frühlingstage zum Walde hinaus in die freie Welt.***) Da sieht er auf

*) 5 steht was nach gemeinem Sprachgebrauche für wie viel. — 9 f. sollen wohl als Ausruf des Paris gefaßt werden. 11 tritt der Dichter wieder berichtend ein. Bann und Fessel im Gegensatz zu Minneglück. **) Vgl. Steudener 10 ff., der aber viel zu viel in das einfach schöne Gedicht, das einer Ausschmückung gar nicht bedarf, hineinträgt und dabei den Hauptpunkt übersieht. ***) Das beginnende einst dürfte nicht ganz gehörig sein; es versetzt die Handlung in die Vergangenheit, während das gewählte Präsens sie in der Gegen-

dem aus dem Walde führenden Hohlwege ein Mädchen herabsteigen. Sonderbar behauptet Steudener, der Rahmen des hohlen Pfades zwinge uns, die Anschauung auf die Gestalt des Mädchens zusammenzuhalten: wir sehen ja von der Gestalt des Mädchens nichts mehr und nichts minder, als daß sie schlank ist, der Hohlweg belebt nur insofern das Bild, als wir den Weg gewahren, auf dem sie geht.*) Hat der schöne Frühlingstag den Räuber schon milder gestimmt, so erregt die Erscheinung des einsam herabkommenden Mädchens ein wundersames heiliges Gefühl in seiner Seele. Ruhig läßt er sie an sich vorübergehn (die einfache gegenseitige Begrüßung wird übergangen), dann erst spricht er zu sich die Worte, welche den Eindruck ihrer Erscheinung so bedeutsam bezeichnen: er würde dem Mädchen, das nur Blumen des Maies in seinem Korbe trägt, nichts zu Leide thun können, wenn es auch die reichsten Schätze bei sich führte. Von der Gestalt des Mädchens hören wir nichts weiter. Daß der Korb die Vorstellung des Menschenbildes erleichtere, wird niemand Steudener zugeben; nur der Räuber gedenkt desselben, wir hören nicht einmal, wie sie ihn trägt. Der Dichter wollte bloß den Eindruck des Mädchens auf den Räuber bezeichnen. Ganz verfehlt wäre es, wollte man Str. 2 als Anrede an das Mädchen fassen. Noch lange folgen die Blicke des Räubers dem weiter herabsteigenden Mädchen, wobei der Dichter die Wirkung seiner Erscheinung noch einmal durch das Beiwort geliebt hervorhebt, das ungezwungen auch den Grund des langen Nachblickens angibt. Ohne den Blick zu verwenden, schaut er auf

wart darstellt. Wollte Uhland vielleicht absichtlich „An dem schönsten Frühlingstage" meiden, weil ein Lied Goethes beginnt „An dem reinsten Frühlingsmorgen"?

*) Das nachschleppende bald hat wohl der Reimzwang zu verantworten.

die reiche Ebene, auf den Wiesengrund, durch welche das Mädchen zunächst wandelt; ihr Weg führt zu den stillen Dörfern hin, die dem Räuber, im Gegensatz zu seinem einsamen Walde, so anziehend erscheinen; dann sieht er sie, als sie das erste Dorf betreten, verschwinden, nur die reichblühenden Bäume der an der Straße liegenden Gärten trifft sein Blick, während sie unter den über die Gärten herüberhängenden Aesten wandelt. Als er sie nicht mehr sehen kann, kehrt er, von Sehnsucht und von inniger Liebe zu dem lieblichen Mädchen ergriffen, in seine Wohnung zurück, die der finstere Tannenwald im Gegensatz zu dem anmuthigen eben gezeichneten Bilde als wenig erfreulich uns darstellt; ein seinen eigenen Zustand bezeichnendes Wort fehlt. Steudener weist auf das weiche alliterirende Wallerin Wiesengründe wandelt hin, aber jedenfalls ist es verkehrt, wenn er in dem „dreimal schwebenden n“ etwas sucht. Eben so wenig möchten wir in dem wiederkehrenden i und ü und dem gehäuften l in Str. 4, 1 f. „die Färbung milder holder Lieblichkeit“ und darauf in dem rauhen r in der Räuber kehret wieder und gar in dem Kretikus Tannenwald mit dem „markigen“ a etwas „der tapfern Räuberwelt wohl Angemessenes“ sehn. Den Räuber haben wir uns hier ja wirklich gerührt zu denken. Das wiederholte r bezeichnet hier so wenig etwas Rauhes, wie vorher in der Gärten reiche Blüte und das l in Lange folgen seine Blicke, in welchen Steudener „einen fast ersterbenden Rhythmus“ entdeckt.

42. Sängerliebe.

Der Eingang wurde am 12. Juni 1812 gedichtet. Uhland war durch seine Beschäftigung mit der Geschichte der südlichen

Dichtung zu diesem Romanzenkranze veranlaßt worden. Daß die Meister des Sanges von der Liebe Schmerzen mehr als von der Liebe Lust singen, wird gleichsam als Erbtheil ihres geistigen Vaters Phöbus (vgl. Sonette 3, 14) dargestellt, dessen Liebe zu Daphne so unglücklich war, daß sie auf ihren Wunsch in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde, mit dessen Laub er sich bekränzte (vgl. Ballade 27 Str. 1, 3). Wie dieses in der schönsten Zeit der neuern Sangeskunst nicht anders gewesen, sollen die Erinnerungsbilder zeigen, die der Dichter hervorrufen will.*) Zuerst treten zwei Troubadoure auf, von denen der eine aus Sehnsucht nach der Geliebten, der andere aus Schreck über die falsche Nachricht ihres Todes stirbt, dann ein nordfranzösischer Dichter, den unglückliche Liebe in Krieg und Tod treibt, und ein galicischer, der vom eifersüchtigen Gatten der Geliebten ermordet wird, endlich der große Dichter Italiens, den der Verlust der irdischen Liebe, die ihn geweckt hat, zur himmlischen Liebe begeistert.

I. Rudello.**)

Die Romanze wurde am 13. Juni 1812 angefangen, blieb aber unvollendet liegen, da der Dichter schon am folgenden Tage zu Don Massias, der vierten unseres Kranzes, überging; erst am 5. August 1814 ward sie beendet.***) Welche

---

*) Fränkel hält S. 107 für nicht unmöglich, daß Uhland durch die Erzählung „Sängerglück" von Novalis in seinem „Ofterdingen" zur „Sängerliebe" sei „ermuthigt" worden. **) Zu dieser und den beiden folgenden Romanzen vgl. J. Strobl „Quellen zu drei Romanzen Uhlands" in der „österreichischen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" (Beilage zur k. k. Wiener Zeitung) 1864 III, 705 ff. 741 ff. ***) Viermal lautet der dritte Vers männlich statt weiblich aus (Str. 13. 14. 18. 20), Str. 21 der erste. Ohne Zweifel

Quelle Uhland benutzte, verräth uns, was auch Strobl entging, die italienische Form Rudello in der Ueberschrift, wie auch Str. 5 f. und 16, wogegen sich Rudell Str. 10 und 12 findet. Es war ohne Zweifel die italienische Bearbeitung von Jean Nostradamus Les vies des plus celèbres et anciens Poetes Provenceaux in Crescimbenis Commentari intorno alla sua istoria della volgare poesia, die von Giuffredo Rudello II, 1, 11—15 handelt. Bei Nostradamus heißt er Jiaufred Rudel, bei Petrarca Giaufrè Rudel; auch wird der Name Rudels oder Rudelh geschrieben; die Form Rudello nahm Crescimbeni aus Federigo Ubaldinis Catalogo de' Poeti Provenzali, der Uhland kaum zu Gesichte gekommen sein dürfte. Giuffredo Rudello, Prinz von Bleus oder Blaia in der Provence, verliebt sich in die Gräfin von Tripolis, über deren Tugend und besonders ihre Gelehrsamkeit er viel von den aus dem gelobten Lande heimkehrenden Kriegern hört, während er am Hofe Gottfrieds, des Bruders des Königs Richard von England, verweilt, der nicht geruht hatte, bis Agulto, Herr von Salto, an dessen Hofe er sang, ihm den Sänger abgetreten hatte. Er besang die Gräfin in vielen Liedern. Endlich konnte er dem Verlangen, sie von Angesicht zu sehn, nicht länger widerstehn: im Gewande eines Pilgers bestieg er ein Schiff, aber auf dem Meere erkrankte er; man hielt ihn schon für todt und wollte ihn ins Meer werfen, doch kam er noch lebend nach Tripolis. Der Gräfin ward seine Ankunft gemeldet. Diese kam zum Schiffe und reichte ihm die Hand, worüber er wieder zum Bewußtsein kam; aber als er ihr seine

---

hat sich Uhland diese wohl unstatthafte Freiheit absichtlich genommen. Zweimal wird dadurch ein Hiatus mit dem folgenden Verse vermieden.

Verehrung auszusprechen versuchte, fiel er todt ihr in die Arme. Die Gräfin, die man seit dieser Zeit nie mehr mit fröhlichem Gesichte sah, ließ ihn in einem reichen Grabmale aus Porphyr beisetzen, auf welchem arabische Verse sein Lob feierten. Dies geschah im Jahre 1162. Sein Begleiter Bertrando d'Allemando theilte der Gräfin alle Lieder Rudellos auf sie mit, und sie ließ sie mit goldenen Buchstaben schreiben. Crescimbeni führt auch eine handschriftliche alte Lebensbeschreibung Rudellos an*), wonach die Gräfin nach dessen Tode der Welt entsagte und Nonne ward. Uhland läßt den Dichter zunächst eine ideale Liebe besingen, erst später überträgt er sein ideales Bild auf die Gräfin. Wo er zu Schiffe gestiegen (wir müssen an Marseille denken), sagt er eben so wenig wie seine Quelle. Der Sturm, der das Schiff von Tripolis verschlägt, ist seine Zuthat. Die äußere Noth und innere Unruhe stürzen ihn in eine Krankheit, aber der Himmel erhört das Flehen des Kranken und führt das Schiff nach Tripolis. Dort verbreitet sich gleich die Kunde, daß der berühmte Sänger gelandet sei. Die Gräfin geht ihm entgegen, aber kaum hat er, vom Führer unterstützt, den Boden von Tripolis betreten, so fällt er todt in dessen Arme, noch ehe er die dargereichte Hand der Gräfin erreicht. Ihn todt der Gräfin in die Arme fallen zu lassen, schien Uhland unzart. Daß ein Freund Rudellos die Gräfin mit dessen Liedern bekannt gemacht, wird übergangen, wir hören nur, daß auf ihre Veranstaltung seine Lieder, deren Handschrift er mitgebracht haben

*) Strobl macht diese, welche viele andere Züge enthält, ganz irrig zu Uhlands Quelle, und bezeichnet mehreres als zarte Aenderung, was Uhland eben bei Crescimbeni fand. Ueber Rudello vgl. auch Diez „Leben und Wirken der Troubadours" S. 54 ff.

muß, auf prachtvolle Weise abgeschrieben und kostbar gebunden worden und sie darin so lange liest, bis sie, von eben so schmerzlicher Sehnsucht zu ihm, wie er früher zu ihr, ergriffen, in einem Kloster ihren Schmerz begräbt. Notter (S. 400) findet die Romanze mit Ausnahme der drei ersten prachtvollen Strophen, die kein deutsches Ohr ohne Triumph vernehmen könne, etwas chronikmäßig gefaßt, was ihrer Idee widerspreche; aber es ist ja eben nur ein altes Bild, das der Dichter entfalten will. Das Besteigen des Schiffes und die Seefahrt werden durch die Anrede des Meeres angedeutet als eines rechten Elementes für die irre schweifende, nur einem Schattenbilde folgende Sehnsucht; daß dieses ohne Grund und Schranken sei, führt das Bild nur weiter aus.

2. Durand.

Am 27. Juli 1814 nach Vollendung von Dante (5) gedichtet.*) Auch hier folgt Uhland ohne Zweifel Crescimbeni, obgleich dieser mit Ausnahme der Namensform nur den Nostradamus wiedergibt; er nenn tnämlich den Troubadour Durante (nach der Analogie von Dante, obgleich er sonst einen Durant kennt), fügt aber hinzu, bei Nostradamus heiße er Guillaume Durant. Die von Uhland gewählte Form Durand findet sich sonst. Crescimbeni berichtet nach Nostradamus von Guglielmo Durante aus Puimosson in der Provence, nach andern aus Montpellier, dem berühmtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit, der sich durch ein wunderbares Gedächtniß ausgezeichnet habe: „Er liebte eine Dame aus dem Hause der Balbi in der

*) Auch hier lauten absichtlich die ungeraden Verse ein paarmal männlich aus (Str. 7, 3. 8, 1. 9, 3. 10, 3. 11, 1).

Provence (seine Mutter war auch eine Balbi), zu deren Preis er viele Lieder in provencalischer Sprache dichtete, in der er wohl bewandert war; auch sonst war er ein guter Dichter. Aus zu großer Neugierde ließ er seiner Dame, die Balba hieß, von einem befreundeten Astrologen das Horoskop stellen; dieser berichtete ihm, bei ihrem Tode werde sich etwas wunderbares begeben, sie aber dann noch lange leben. Viele Jahre später wurde sie krank; den zweiten Tag besserte sie sich, am dritten hielt man sie für todt, bereitete die Bestattung und trug sie zu Grabe. Als Durante davon hörte, wurde er so erschüttert, daß er auf der Stelle verschied. Er ward an demselben Tage mit Balba begraben. Diese begann zur Zeit ihrer Leichenfeier, als sie schon im Grabe lag, wieder zu athmen, sich zu bewegen und zu jammern, worüber alle Anwesenden sich entsetzten. Man grub sie aus dem Grabe und brachte ihr eiligst Hülfe. Als sie genesen war, erzählte man ihr, was geschehen; sie empfand darüber solchen Schmerz, daß sie Nonne ward. Als solche starb sie im Alter von 60 Jahren. Der Dichter war im Jahre 1270 gestorben." Die glücklichen Veränderungen Uhlands, der die Geliebte Blanka nennt, aber ihren Geschlechtsnamen beibehält, ergeben sich von selbst. Durand singt im Hofe und erwartet die Geliebte, von deren Krankheit er nichts weiß, am Fenster zu sehn, als ihn die Todeskunde trifft; diese ist noch nicht begraben, sondern liegt in der Burgkapelle auf der Bahre, wo sie im Traume Durand singen gehört; wie sie die Nachricht von dessen Tode aufgenommen und daß sie in Folge ihres Schmerzes in das Kloster gegangen, wie es gleich so vielen unglücklichen Liebenden auch die Gräfin von Tripolis in der vorigen Romanze that, wird übergangen. Notter bemerkt

(S. 399 f.): „Mit solch süßer Zartheit und doch zugleich solch inniger Tiefe dürfte noch weniges in deutscher Sprache gesungen worden sein. Als einziger Mangel an dem überaus herrlichen Gedichte könnte hervorgehoben werden, daß es eben allzusehr Gedicht, daß es zu zart, zu ätherisch ist, vornweg zu wenig Anspruch auf Wirklichkeit macht!" Man begreift diesen Vorwurf nicht, da die ganze Handlung klar und rein vor uns tritt. Wir sehen zuerst (Str. 1 f.) den freilich nur mit seinem Namen bezeichneten Sänger voll von Liebes- und Liederlust nach dem gleichfalls namentlich hervortretenden sich hoch erhebenden Schlosse ziehen, dem er schon nahe ist, und das, was seiner dort wartet, wie das Schloßfräulein auf seine Lieder horchen wird, tritt anschaulich hervor. Dann (Str. 3 f.) hören wir ihn auf dem Schloßhofe unter einer Linde sein Lied anstimmen, wir sehen ihn sehnsuchtsvoll nach dem Söller, nach den Fenstern schauen, wo die Geliebte zu erscheinen pflegte, aber nur die von ihr gepflegten Blumen sieht er, sie selbst erscheint nicht. Gleichfalls in zwei Strophen wird geschildert, wie durch die zurechtweisende Mahnung eines Vorübergehenden, vom Sange abzulassen, da die Prinzessin gestorben*), der Sänger, den der Dichter hier zuerst als Jüngling bezeichnet, an gebrochenem Herzen sofort verscheidet.**) Hier scheint das Unglück seinen Gipfel erreicht zu haben, aber es soll womöglich noch erhöht werden. Die drei folgenden Strophen schildern, wie eben im Schlosse, wohin das gebrochene Auge des Sängers noch gerichtet ist, aus der Ka-

*) Der Ausdruck „Und es geht ein Mann vorüber" dürfte doch etwas zu nüchtern abfallen. **) Das Perfektum bezeichnet das plötzliche Eintreten der Handlung, die vollendet ist, ehe man sie ahnt; das Gewicht liegt auf dem Sterben. — Str. 10, 1 war geschah zeitweiliger Druckfehler statt geschehn.

pelle, in welcher die Leiche der Prinzessin, von trauerndem Volk umgeben, ruht (das Bild tritt in wenigen Zügen lebendig hervor), große Bewegung herrscht, weil sich freudiger Schrecken erhebt, als die Todtgeglaubte, die aus ihrem Schlummer allmählich erwacht ist, sich aufrichtet. Sie hat geträumt, was ihres Lebens Wonne war, daß Durand gesungen, keineswegs hat dessen Gesang auf ihr Erwachen gewirkt. Sie wird hier zum erstenmal mit ihrem Namen genannt. Nach den gegebenen Zügen der blühend wie aus einem gesunden Schlafe Erwachten, selbst im Sterbekleid geputzt Erscheinenden, die, wie wir hörten, „mit Blumenkränzen hold geschmückt war“, und nach dem Bilde, das uns Str. 2 von ihr gegeben, sehen wir Blanka lebhaft vor uns. Ihre zärtliche, sehnsuchtsvolle Frage spricht innigste Liebe rührend und ergreifend aus. Der Dichter aber malt uns nicht die Verzweiflung der ins Leben Wiedererwachten, als sie den Geliebten todt findet, wie Julia ihren Romeo, sondern glücklich anknüpfend an Blankas Frage: „Hat hier nicht Durand gesungen?“ schildert er in den drei letzten Strophen in kühner, aber um so ergreifenderer Weise die Verzweiflung des im Jenseits Erwachenden, die einzige Freundin, deren Tod ihm das Leben gekostet, hier nicht zu finden, wodurch ihm selbst die lichten Himmelsräume mit allen ihren Verklärten öde werden. Dieser unerwartete und doch in dem angeregten Gefühle tief begründete Schluß ist von wundervoller Wirkung.

3. Der Castellan von Coucy.

Das frühestens am 14. Juni 1812 begonnene Gedicht ward am 17. vollendet.*) Der Sage hatte der Dichter schon am 23.

*) Viel häufiger als in 1 und 2 enden hier der erste und der dritte Vers

August 1811 in dem Sonett Vermächtniß gedacht. Sie war so verbreitet, daß er und die Geliebte als Maskengestalten beliebt wurden.*) Woher der Dichter die Sage kannte, wissen wir nicht. Ausführlich behandelt hatte sie de Belloy in den Mémoires historiques de Raoul de Coucy (1781).**) Uhland konnte sie auch in Bouterweks „Geschichte der Beredtsamkeit" lesen, die er zu „Don Massias" und „Dante" benutzte. Von deutschen Dichtern hatte sie schon Konrad von Würzburg dargestellt.***) Wir kennen sie nur aus dem Berichte Fouchets, der wesentlich also lautet: „Zur Zeit der Könige Philipp von Frankreich und Richard von England lebte in der Vermandois ein wackerer und edler Ritter Namens Regnault, Castellan von Coucy. Dieser verliebte sich in die Frau des Herrn von Fayel. Beide hatten um ihrer Liebe willen gar viel zu dulden. Als

---

männlich aus, mehrmals beide in derselben Strophe (5. 14—17), achtmal der dritte (1. 2. 8. 9. 19. 21. 23. 26), viermal der erste (5. 18. 24. 27). Am häufigsten geschieht es bei den auf Fayel auslautenden Versen, dreimal bei Herz, dann mehrfach, wo die Dativform auf e, selbst wo der folgende Vers konsonantisch anhebt, oder beim Zeitwort, wo et stat t nahe lag, auch einmal bei stets Str. 2, 3, um nicht in allen vier Versen ein i—e am Schlusse zu haben. Str. 14, 3 scheint Jagdgefolg statt des sonst Uhland geläufigen Jägertroß gewählt, um den Gleichklang mit den Reimversen auf —offen zu vermeiden. Eine störende Härte ist Str. 5, 3 draufgeheft'tem. Sollt statt sollst Str. 7, 4 ist nach älterm Sprachgebrauche, der häufiger sich in willt erhalten. In der drittletzten Strophe war Hält Druckfehler statt Hat. *) Vgl. Goethes Brief an Frau von Stein vom 27. Januar 1776. **) Vgl. jetzt Chanson du chatelain de Coucy par Francisque Michel (1830), auch Fath „Die Lieder des Castellan de Coucy" (1883) und Fränkel S. 69 f. ***) Auch ein Bruchstück von Bürgers Drama: „Der Castellan von Coucy" ist bekannt geworden, und dieser Dichter hatte die Sage in seiner Ballade Lenardo und Blandin behandelt. Vgl. Reinhold Köhler in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" 1884 S. 362 f.

die beiden genannten Könige das Kreuz nahmen, folgte ihnen auch der Castellan, um sich im ernsten Kampfe zu üben. Die Dame machte ihm ein Netz aus Seide, in welches sie von ihren eigenen Haren flocht und befestigte es an seinem Helme. Der Ruf seiner Tapferkeit drang auch zu seiner Dame. Aber bei einer Belagerung ward er durch einen Steinwurf verwundet. Als er den Tod herannahen fühlte, befiel ihn große Trauer um seine Dame; da befahl er seinem Knappen, wenn er gestorben, sein Herz, das Netz und ein Kästchen mit den von seiner Dame geschenkten Ringen und Diamanten, die er immer bei sich getragen, nach Frankreich zu bringen und ihr zu übergeben. Dieser vollzog den Befehl, brachte das gesalbte Herz, Netz, Ringe, Diamanten und einen liebevollen Brief, den der Castellan vor seinem Tode geschrieben, nach Frankreich. In der Nähe des Schlosses traf ihn Herr von Fayel im Walde und nahm ihm das Kästchen unter Drohungen ab. Er ließ das Herz von seinem Koch bereiten und der Dame vorsetzen. Als sie es gegessen, fragte er sie, ob sie wisse, was sie genossen; es sei ein Fleisch, das sie einst sehr geliebt habe. Seiner Angabe, es sei das Herz des Castellans gewesen, wollte sie nicht glauben; als er ihr aber das Kästchen und den Brief gab, ward sie bleich und roth und lange sann sie nach. Dann sprach sie: „Es ist wahr, ich habe dieses Fleisch sehr geliebt. Ihr gabt mir das Herz des besten Ritters zu essen; niemals aß ich ein so edles und vortreffliches Fleisch, und es wäre unrecht, wollte ich nach diesem noch anderes essen; ich schwöre euch, bei meiner Treue, ich werde nie mehr eines essen.“ Die Dame stand auf, ging in ihre Kammer und bezeigte großen Schmerz. Sie grämte sich zu Tode. Der Herr Fayel quälte sich sehr darüber. Die Verwandten der

Dame begannen einen Krieg gegen ihn, doch wurde durch den König und die Barone des Landes der Friede vermittelt."

Die Hauptänderung, welche Uhland zu seinem Zwecke vornahm, bestand darin, daß die Dame dem Castellan nie ein Zeichen ihrer Liebe gab, vielmehr ihrem Gatten treu blieb, jener auch nichts als sein Herz in einer goldenen Urne schickte. Er beginnt sehr glücklich mit dem Augenblicke, wo „der Castellan von Coucy" zum erstenmal sein Herz für „die Dame von Fayel" heftig schlagen fühlt, und auch im folgenden wird des Herzens immer gedacht, ja auch der Pfeil, der ihm den Tod bringt, fährt durch das Kreuz in das darunter schlagende Herz. Die ganze Darstellung ist sehr glücklich belebt; selbst das von einem Pfeile getroffene Herz des Hirsches und das rachevolle Herz des „stolzen" Ritters spielen eine Rolle. Freilich berichtet uns der Dichter die Geschichte in vollster Ausdehnung nach Art einer treuherzigen, keinen Punkt zurückhaltenden Chronik und schließt auch chronikartig, aber er weiß durch geschickte Ausführung der bedeutendern Züge, neben denen die unbedeutendern nur berührt werden, so wie durch glückliche Anregung des Gefühls (man bemerke besonders Str. 8, 3 f. 10, 3 f. 16) die Darstellung zu beleben, auch durch wirksame Gegensätze den Eindruck zu erhöhen.*)

3. Don Massias.

Diese Romanze ward zuerst von allen, am 14. Juni 1812, vollendet.**) Voxberger hat darauf hingewiesen, daß der Dichter

*) Der Graf und die Gräfin reden sich Ihr an, wie es bei Uhland nach dem Vorgange Schillers und Goethes regelmäßig statt des modernen Sie eintritt; du steht nur in besondern Fällen, wie Ballade 44 und 58. **) Uhland hat sich hier noch nirgends gestattet, den ersten oder dritten Vers männlich auslauten

hier den Bericht Bouterweks in der Geschichte der portugiesischen Poesie und Beredtsamkeit (dem vierten Bande seiner „Geschichte der schönen Wissenschaften“) S. 17 f. zu Grunde gelegt. Von dem berühmten galicischen Dichter und Ritter Macias*), mit dem Beinamen der Verliebte, auch wohl der Große genannt, in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, heißt es hier, er habe sich als tapferer Streiter gegen die Araber in Granada und als geistreicher Kopf im Gefolge des gelehrten Marquis von Villena hervorgethan. Dieser habe ihm aber die Fortsetzung eines geheimen Einverständnisses mit einer schönen Dame verboten, die auf seine Veranstaltung mit einem andern Ritter vermählt gewesen. Als Macias dies nicht beachtet habe, sei er vom Marquis als Großmeister des Ordens von Calatrava im Königreiche Jaen an der Grenze von Granada verwahrt worden. Jener aber habe in der Gefangenschaft seine zu ihrer Zeit hoch gepriesenen Lieder der unglücklichen Liebe in galicischer Sprache gesungen, auch die Einrichtung zu treffen gewußt, daß diese seiner Dame schriftlich zugestellt worden. „Aber der Gemahl der Dame fand sich auch durch die poetische Freimüthigkeit des gefangenen Dichters so zur wildesten Eifersucht gereizt, daß er sich in voller Rüstung aufmachte, den Unglücklichen zu ermorden. Er ritt nach dem Städtchen Arjonilla, wo Macias in Verhaft saß, erblickte den Gefangenen am Fenster und tödtete ihn auf der Stelle durch einen Wurf mit der Lanze.“ Diesen rohen Stoff hat Uhland auf das glücklichste

zu lassen. — Statt des auf ziehen reimenden Harpyien Str. 11 sollte Harpien gedruckt sein, die nach dem Französischen harpie gangbare ältere Form.

*) Die Schreibung des Namens nach der Aussprache hat Uhland wohl absichtlich gewählt, auch Holland hier nicht, wie sonst, die richtige Form hergestellt.

in ein lebendiges Bild verwandelt, doch möchte man wünschen, daß Str. 2 der Graf und dessen Vermählung mit des Dichters Geliebten etwas klarer hervorträte. Die beiden ersten Strophen bezeichnen die Gefangenschaft, die beiden folgenden das die Katastrophe einleitende, der Sage fremde Singen am Fenster und die Verbreitung der Lieder. In Str. 5 wird dies dem Grafen kund, die letzten enthalten die Ausführung seiner eifersüchtigen Rache, wobei das Singen und Spielen am Fenster hervorgehoben werden.*) Der trefflich abschließende Gegensatz des Fortlebens der Lieder des gemordeten Sängers, glücklicher als Ballade 27 ausgeführt, und der dadurch dem Grafen bereiteten ewigen Qual sind des Dichters Eigenthum, dessen Lied mit den Worten „des Massias Liebeslieder“ voll austönt.

5. Dante.

Die Romanze wurde am 26. Juli 1814 beendet.**) Dante wird durch den Verlust der irdischen Liebe, die ihn einst als Knaben begeistert hat, zum geweihten Sänger der himmlischen. Uhland folgt wohl auch hier Bouterwek. Dieser gedenkt in der Geschichte der italienischen Poesie und Beredtsamkeit (I, 61 ff.) des Traumes von einem Lorbeerbaum, den Dantes Mutter gehabt, als sie ihn unter dem Herzen trug. „Noch nicht zehn Jahre war er alt“, fährt er fort, „als er mit mehr

*) Notter meint (S. 401), der Vers „Schlug so zierlich seine Zither“ passe nicht recht zum Ernst der Situation, aber das zierliche Schlagen ist dem Sänger eigen, und um so schärfer tritt der Gegensatz des mit Wuth die Lanze gegen ihn schwingenden und ihn damit durchbohrenden Ritters hervor. Auch möchten wir nicht mit Notter den Zug, daß der Ritter sich in den Bügeln hebt, wegwünschen, was uns ein anschauliches, keineswegs unbeholfenes Bild zu geben scheint.

**) Männlich lauten hier elfmal ungerade Verse aus (Str. 1, 1. 2, 3. 6, 3. 7, 1. 3. 8, 1. 3. 12, 1. 13, 1. 15, 3. 16, 1).

als Knabeninteresse ein Mädchen von ungefähr gleichem Alter ansah, und dieses Mädchen wurde die Muse, die ihn zu seinen ersten Gedichten begeisterte und die auch nachher, so lange er lebte und dichtete, die Göttin seiner Gedanken und Verse wurde. Sie hieß Beatrice (oder mit ihrem populären Mädchennamen Bice) Portinari. Bei Gelegenheit eines Festes, das die Eltern nach florentinischer Sitte in den ersten Tagen des Maies ihren Kindern gaben, sah der kleine Dante die schöne Bice zum erstenmal. Sie wirkte auf ihn wie ein Engel des Lichts. In der Glorie eines Wesens, das nicht in die Reihe der Sterblichen gehört, prägte sich ihr Bild seinen Gedanken ein. Als er sie in seinem achtzehnten Jahre in der vollen Blüte ihrer Reize vorübergehn sah, wo sie ihn freundlich grüßte, wurde er, wie er selbst sagte, über alle irdischen Sphären entrückt." Nachdem Bouterwek der durch sie veranlaßten Sonette und Canzonen gedacht, kommt er auf Beatricens im sechsundzwanzigsten Lebensjahre erfolgten Tod, in welchen Dante sich entsagungsvoll zu finden gewußt. „Er weinte lange, aber stille. Und hatte er denn am Ende einen großen Verlust erlitten? Nie war ihm seine Beatrice mehr als der unschuldige Gegenstand einer idealisirenden Phantasie und einer anspruchlosen Liebe gewesen . . . Die Ueberzeugung, daß er nun einen wirklichen Engel liebte, konnte einen Geist, der sich so gern zu den Höhen des Himmels erhob, leicht mit dem Schicksale versöhnen, das ihm auf der Erde im Grunde nichts geraubt hatte." Ob Dante schon gleich damals den Entschluß gefaßt, ihrem Namen ein großes Gedicht zu weihen, erklärt Bouterwek für ungewiß; aber seine ersten Verse nach Beatricens Tode seien noch von der gewöhnlichen Art gewesen. Mit Benutzung der von Bouterwek nach der gangbaren Ueber-

lieferung gegebenen Züge stellt Uhland die Sache auf eigene Weise dar. Aus demselben Thore, aus welchem in jenem Mai, wo Dante Beatricen zum erstenmal sah, die festlich geschmückten Kinder zogen, läßt er Beatricens Leiche tragen, den Dichter aber, als er in einsamer Kammer die Glocken zum Begräbniß läuten hört, in tiefstem Schmerz sein Gesicht verhüllen. Sodann flüchtet er in Waldesdunkel, wo er Trauerlieder singt, bis ein von Beatricen herabgesandter Bote ihn durch die Hölle, deren Anblick seinen Schmerz verstummen machte, zum Fegefeuer und endlich zum Paradiese führt, aus dem Beatrice ihm liebevoll entgegenkommt und mit ihm immer höher schwebt, wobei sie zu der Sonne aller Sonnen, deren Abglanz auf ihr Gesicht fällt, er aber zu ihr aufblickt und so den Abglanz des Abglanzes schaut.*) Und das was er damals gesehen, stellte er in seinem herrlichen Gedichte dar. So wird also Dantes divina commedia dichterisch als Ausfluß seines leidenschaftlichen, sich endlich fassenden Schmerzes um Beatricen, als eine himmlische Verklärung und Aufopferung seiner irdischen Liebe gefaßt. Darstellung und Ausdruck sind das Ergebniß lebendigster dichterischer Durchdringung. Von besonders reizender Frische ist der Eingang, auch der Traum vom Lorbeerbaume sehr fein ins Leben gesetzt. Schon im Jahre 1807 hatte Uhland Dante in seinem Drama „Francesca da Rimini" auftreten lassen wollen. Vgl. S. 21 f.

*) Dante selbst schildert Paradies XXIII, 28 ff., wie er, immer den Blick auf Beatricen gerichtet, zur Sonne und dann weiter mit ihr geschwebt, wo Gott als höchste Sonne leuchtet. Zuletzt verschwindet sie ihm und er schaut sie unter den Verklärten in der himmlischen, von Engeln wie von einer Bienenschar umschwärmten Rose, deren Schilderung Uhland so sehr ansprach. — **Hoch und höher**, eine Goethe besonders beliebte Verbindung. Vgl. die Erläuter. zu dessen lyr. Ged. II, 13*.

43. Liebesklagen.

Beide, im Juli 1814 gedichtet (die zweite am 17. beendigt), führen die 1809 in dem Lustspiel die Serenade (vgl. S. 34 f.) gedachte Lage aus. Das Versmaß ist dasselbe wie in Ritter Paris (40). Vgl. S. 35.

1. Der Student.

Im zweiten Auftritt des Entwurfs der Serenade heißt es: „Claros berichtet, wie er sich in Salamanka in ein Mädchen verliebt, das einige Zeit mit einer Verwandten unbekannt dort gelebt, daß aber die letztere, die diese Liebe nicht gerne gesehen, schnell mit dem Mädchen abgereist seie, und daß er seitdem umherstreise, dieses aufzusuchen.“ In unserer äußerst glücklichen, heiter belebten Ausführung ist an die Stelle der Verwandten der halbtaube Vormund getreten. Vortrefflich ist die seit Lessing unter uns besonders berühmt gewordene Stelle des Ilias III, 141 ff. benutzt, wo Helena, in weiße (nicht glänzende) Gewande gehüllt, zum skäischen Thore kommt und von den dort versammelten Landesalten ihrer Schönheit wegen bewundert wird, da sie gar sehr unsterblichen Göttern im Antlitz gleiche. Auch daß er vom Buche aufsah, ist glücklich als eine wunderbare Fügung des Schicksals eingeführt. Nicht weniger anziehend ist die kurze Zeit des Glückes geschildert, das der Vormund nicht gestört, der, wenn ihn auch die Eifersucht oft auftrieb, um nach der Schönen zu sehn, doch Spiel und Sang eben so wenig hörte als die liebevolle Erwiderung; wodurch die Sache verrathen worden, ist übergangen, nur durch die spätere Erwähnung eines zurückgebliebenen alten Fräuleins angedeutet, das wieder sehr

glücklich in Gegensatz zum alten Fräulein Echo tritt.*) Daß die Nacht, wo er die traurige Entdeckung machte, so schaurig und dunkel war, ist ein glücklicher Zug; die Natur trauerte gleichsam selbst mit. Zum Unglück hatte sich der Vormund von ihr das Versprechen geben lassen, niemand zu sagen, wer und woher sie sei. Der Schluß rundet das Gedicht glücklich durch die Rückbeziehung auf Str. 13 ab, wie auch kurz vorher wieder auf den alten Homerus (Str. 1, 4) verwiesen ist.

2. Der Jäger.

In dem Entwurf der Serenade erzählt der Jäger Alonso dem Studenten Claros, den er von Salamanka aus kennt, daß er in die Besitzerin der Villa, an deren Waldungen die seinigen grenzen, verliebt sei. „Diese habe ihn so sehr bezaubert, daß er einmal, als er sie lustwandeln gesehen, beinahe vor Liebe nach ihr geschossen hätte. Bisher habe er vergebens gesucht, sie für sich zu gewinnen. Nun habe er aber gehört, daß sie eine große Freundin von Poesie und Musik seie, doch zum Unglück verstehe er von beiden nicht das geringste, indem er sich nur auf die Jagd gelegt habe.“ In glücklichster Wendung ist dies in unserer Romanze ausgeführt, mit geschickter Benutzung des Motivs mancher Volkslieder (vgl. Ballade 53). Die Beziehung unseres Gedichtes zum vorigen deutet das „Um es unverblümt zu sagen“ (Str. 5) an, dessen sich auch der Student (Str. 7)

---

*) In den Frühlingsreden, die Keller S. 68 f. gibt, heißt es:

Frau Echo ist gar munter und wach,
Und äffet alle Stimmen nach.

Vgl. auch die Distichen Narciß und Echo (Sinngedichte 3) und bei Mayer I, 149:

Echo, du warest gewiß der gesprächigen Jüngferchen eines?

bedient hat. Den Waidmann verräth der Ausdruck Str. 5 und das Locken Str. 8, 1.*)

44. Bertran de Born.**)

Zu dieser im November 1829 gedichteten herrlichen Ballade (vgl. S. 83) war Uhland durch die in demselben Jahre von Fr. Diez erschienene treffliche Arbeit „Leben und Werke der Troubadours. Ein Beitrag zur nähern Kenntniß des Mittelalters“ veranlaßt, wo Bertran S. 179 ff. behandelt wird.***) Schon vor zwei Jahren hatte Diez unsern Dichter durch die Sendung seiner Schrift „über die Poesie der Troubadours“ erfreut.†) Bertran de Born (nach Diez wahrscheinlich von dem kleinen Bezirk Born in Bourdelois, südlich von Medoc benannt), einer der bedeutendsten Troubadours, dessen Blüte zwischen 1180 und 1195 fällt, war Vizegraf (Baron) in Perigord, Besitzer des Schlosses Autafort (Hautefort). Kampf und Zerstörung war die vorherrschende Leidenschaft dieses Troubadours, wie er es uns unumwunden (in einem Sirventes††) bei Diez 188 f.) be-

---

*) Str. 4, 1 So von seltsamer Gewalt, so seltsam, daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Aehnlich braucht Goethe im Divan III, 18, 9 mit ungeheuren Mächten. — Str. 6, 3 Pflichtlich, als ob es meine anbefohlene Pflicht wäre. **) Vgl. Hiecke in Herrigs und Viehoffs Archiv II, 303—317. Eichholz, Uhlands altfranzösische Balladen S. 32 ff. ***) Crescimbeni behandelt unter den von Nostradamus ganz übergangenen oder nur kurz erwähnten Dichtern auch S. 174 ff. Bertramo del Bornio. Er nennt sein Schloß Autafort oder Altoforte, Diez, auch in den übersetzten Stellen Bertrans, Hautefort. Die Tochter Heinrichs II. heißt ihm Elena, als ihren Gatten bezeichnet er den Duca di Sansovino, doch ist sie auch ihm die Mutter von Kaiser Otto. †) Vgl. Ludwig Uhlands Leben von seiner Wittwe S. 217 ff. ††) Sirventes (eigentlich Dienstlied) heißt jedes Lob- oder Rügegedicht im Gegensatz zum Liebesgedicht und zum religiösen Liede, der Canzona.

kennt, und um diese Leidenschaft zu befriedigen, streute er Haß und Zwietracht unter die Mächtigen des Landes. Dante setzt (Hölle XXVIII, 134 ff.) diesen Unruhstifter, weil er den Sohn gegen den Vater aufgereizt haben soll, in einen der tiefsten Kreise der Hölle. An dem Empörungskriege der aquitanischen Großen gegen Richard, dem sein Vater Heinrich II. von England das Herzogthum Aquitanien abgetreten hatte, war Bertran als Krieger und Sänger betheiligt. Richard unterdrückte diesen Aufstand; da er aber die zur Ruhe gebrachten Provinzen mit großer Härte behandelte, trieb er die Vasallen zu einem neuen Aufstande, von welchem Bertran, „wie seine Lieder bezeugen, eine der ersten Triebfedern war". Die aquitanischen Großen hatten an Richards jüngern Bruder, Heinrich, den Statthalter der Grafschaft Anjou, der wegen seiner Milde beliebt war, die Einladung gerichtet, die Herrschaft zu übernehmen; dieser willigte ein und verband sich mit seinem Bruder Gottfried. Bertran reizte in einem erhaltenen Sirventes den jungen Heinrich dadurch gegen Richard auf, daß er auf dessen willkürliche Befestigung des zu Anjou gehörenden Schlosses Clairvau hinwies. Auch diesmal stellte der Vater den Frieden her. Deshalb griff Bertran in einer Sirventes Heinrich heftig an, der, da er kein Land mehr regiere, von jetzt an König der Memmen sein solle. Als König Heinrich aber seinen Sohn Gottfried nach Aquitanien sandte, um den Frieden Richards mit seinen Vasallen zu vermitteln, führte dieser seinem Gegner ein Heer von Bretonen zu, mit denen er die schrecklichste Verwüstung in Poitou anrichtete. Der zur Friedensstiftung zwischen den Brüdern gesandte junge Heinrich nahm, statt seinen Auftrag zu erfüllen, gleichfalls gegen Richard Partei. Heinrich von England kam Richard zu Hülfe

und verbündete sich zu diesem Zwecke mit Alfons II. von Aragonien, während der junge Heinrich dessen Erbfeind, Raimund V. von Toulouse, seinen Schwager König Philipp August von Frankreich und Hugo von Burgund für sich gewann. Der bevorstehende große Kampf war Bertrans Herzensfreude. Sein darauf bezügliches Sirventes schließt: „Wären doch die mächtigen Freiherrn stets auf einander erzürnt!“ König Heinrich belagerte das Schloß von Limoges. „Der junge Heinrich befand sich außerhalb der Burg, um einen großen Schlag gegen seinen Vater vorzubereiten, allein noch ehe der dazu bestimmte Tag erschien, starb er in dem Schlosse Martel an einem Fieber, das er sich durch übermäßige Anstrengung zugezogen hatte (11. Juni 1183). Als er sich dem Tode nahe fühlte, ließ er durch einen Eilboten den Vater um Vergebung anflehen, mit dem Wunsche, ihn noch einmal zu sprechen. Der stets gütige König, im Innersten bewegt, wäre gern erschienen, allein seine Freunde, die eine Schlinge fürchteten, riethen ihm ab. Da zog er einen Ring von seinem Finger und übersandte ihn dem Sterbenden als Zeichen seiner Liebe und Vergebung. Heinrich preßte ihn an seine Lippen, bekannte seine Sünden vor allen Anwesenden und ließ sich, in ein härenes Hemde gehüllt, den Strick um den Hals auf eine Streu von Asche legen, wo er den Geist aufgab. Wenigen ging der Hintritt des durch manche schöne Gaben ausgezeichneten Prinzen so zu Herzen als Bertran.“ Diez gedenkt (S. 204 f.) zweier seiner Klagelieder auf ihn. Der König zog nach der Zerstörung von Limoges vor Bertrans Schloß, der sich aber hartnäckig wehrte; erst am siebenten Tage wurde die von zwei Königen und einem Herzog belagerte Feste mit Sturm genommen. „Bertran wurde, wie unsere Handschriften erzählen, in Heinrichs Zelt ge-

führt, der ihn, den er als Anstifter seines Sohnes kannte, sehr übel aufnahm. ‚Bertran, Bertran,‘ sagte er, ‚ihr habt euch einmal gerühmt, daß ihr nicht die Hälfte eures Verstandes nöthig hättet; jetzt aber scheint er euch ganz Noth zu thun.‘ „Herr“, erwiderte Bertran, „es ist wahr, daß ich dies gesagt habe, und ich habe damit die Wahrheit gesagt, allein nun habe ich ihn nicht mehr.“ ‚Wie so?‘ fragte der König. „Herr“, versetzte Bertran, „an dem Tage, wo euer Sohn, der treffliche junge König, starb, verlor ich Verstand und Bewußtsein.“ Sofort, wird erzählt, habe der gerührte König dem Freunde seines Sohnes die Freiheit und seine Besitzungen zurückgegeben und ihn noch obendrein beschenkt.“ Diez führt aber ein Sirventes von Bertran an, worin es heißt, er wolle sich bestreben, Autafort von dem Gebieter von Niort (König Heinrich) wieder zu erhalten, welcher, als er bittend vor ihm erschienen, vergebend und küssend ihn empfangen habe. Die beiden Liebescanzonen, die er an Mathilde, die Tochter Heinrichs II., die Gemahlin des Herzogs Heinrich des Löwen, richtete, fallen nach Diez wahrscheinlich erst Ende 1183, wo diese mit ihrem auf drei Jahre aus Deutschland verbannten Gatten in der Normandie weilte.

Uhland faßte die Verzeihung, welche der überwundene Aufreizer seines Sohnes bei dem Könige findet, als Wirkung des edlen Geistes, welcher bei aller wilden Kampflust und allem prahlerischen Uebermuthe den Sänger belebt. Nicht bloß hat er durch diesen seinen Sohn in den Krieg getrieben, sondern auch auf das Herz seiner Tochter gewirkt. Beides mußte der Dichter zu seinem Zwecke etwas anders wenden. Die Tochter ist durch seine sehnsüchtigen Lieder tief ergriffen worden und auf die Liebe ihres Sängers stolz gewesen, aber sie mußte einem

Herzoge (vgl. S. 168)*) die Hand geben. Zu ihrer Hochzeit sandte Bertran seinen Spielmann**), der ein sehnsuchtsvolles Lied (Sehnsuchtlaut, nicht Sehnsucht laut) von ihm sang, worüber sie in Thränen zerschmolz. Den Sohn, der auf seinem Schlosse ruhig saß (in „des Oelbaums Schlummerschatten") hatten seine ihm durch seinen Spielmann zugesandten Lieder**), die ihn bitter straften, daß er wie eine Memme sich alles gefallen lasse, in den Kampf getrieben („mit zorngen Schlachtgesängen ließ ich bestürmen sein Ohr"). Bei Uhland stirbt er nicht an einer Krankheit, sondern wird durch einen Pfeil vor Montfort (in Perigord)***) zur Zeit verwundet, wo der Vater noch in England war (Str. 6, 3), und er vertraut Bertran sein Leid, daß er im Fluche des Vaters sterbe. Daß der Tod des jungen Heinrich Bertrans Kraft gebrochen, nahm der Dichter aus seiner Quelle; als Krieger und Sänger vermochte er jetzt nichts mehr (weder Schaft noch Saite blieb ihm), nur noch zu einem Trauerlied konnte er sich aufraffen, wobei das erste von Diez erwähnte Klagelied auf ihn vorschwebt. Wenn er von seinem Liede sagt, es habe Perigord und Ventadorn entflammt, so hatte Bertran besonders Eblas V. von Ventadour und die Grafen von Peri-

---

*) In einer Canzone Bertrans (bei Diez 186. 208) heißt es: „Papiol, geh zu meinem Magnet, sage ihm singend, daß die Liebe verkannt und von ihrer Höhe herabgesunken ist." Solche Spielleute (Jongleurs) sandten vornehme Dichter, ihre Lieder an den Höfen vorzutragen. **) So sandte er seinen Papiol an einen befreundeten Baron Rainier, um ihm zu sagen, daß sein Edelsinn ihm gefalle (Diez 208 f.). ***) Montfort nennt Diez S. 197 eine Baronie in Perigord. Götzinger meint, Uhland habe diese ganz ungeschichtliche Todesart Heinrichs aus Nostradamus oder ähnlichen Ueberlieferungen; aber Nostradamus nennt Bertran nur gelegentlich. Die Abweichung ergab sich dem Dichter von selbst als ein wirksamer Zug.

gord Elias und Wilhelm Talairand aufgeregt (Diez 195). Das Lied ist dasjenige, dessen Schluß wir S. 189 erwähnten. Aber zum Verständnisse des Gedichtes ist es eben so wenig nöthig, daß man dieses und das Trauerlied kennt, wonach der auf letzteres gegründete Vorwurf von Eichholtz, der Dichter habe Dinge hineingebracht, die „einen Commentar absolut nothwendig machten", haltlos erscheint.

Die beginnende Anrede des Königs an den gefangen vor dem Zelte stehenden Bertran*) gehört der Ueberlieferung an**), nur tritt der Hauptvorwurf, daß er Aufruhr gestiftet und die Kinder gegen das Wort ihres Vaters aufgewiegelt, bedeutsam vor den Spott über eine frühere Prahlerei des jetzt Gebrochenen. Dieser wird zunächst nur als Herr der Burg Autafort, wie Heinrich II. nur als König bezeichnet, doch deutet schon der Anfang der Anrede darauf, daß er nicht bloß als Krieger, sondern auch als Sänger Empörung gestiftet. Die Antwort entwickelt sich fast mit Nothwendigkeit aus der Frage, den überlieferten, vom Dichter zweckmäßig umgestalteten Thatsachen und dem Charakter des Redenden. Ruhig und mit klarem Bewußtsein erwidert der Verspottete, den nicht der Untergang seines Schlosses, nicht seine Ketten, auf die der Schluß der Rede des Königs hindeutet und so das Bild des äußern Zustandes vollendet, sondern der Tod des Sohnes des ergrimmten Königs ge-

*) Nach Diez wurde er ins Zelt geführt; hier muß er vor dem Zelte stehn bleiben. Treffend treten sich hier droben und dort gegenüber. — Zu dem Zuge, daß er vor sich das Schloß auf der Höhe in Rauch aufgehn sieht, könnte die Bemerkung von Diez (S. 19) Uhland veranlaßt haben, Bertran habe in einem Sirventes mitten in dem Rauch seiner Besitzungen der ergrimmten Feinde gespottet. **) Glücklich wechselt der Dichter ab in Kamst du (beim ersten Anblick des eben Eingetroffenen, den er gespannt erwartet hatte) und Steht vor mir.

brochen hat. Bertran erkennt den Feind, in dessen Gewalt er ist, als seinen Herrn und König an (denn Perigord gehörte zu England) und bezeichnet sich mit seinem Namen, gesteht, daß er den Grafen zur Empörung gereizt und Kinder des Königs gegen ihn aufgeregt, kann aber dazwischen die Bemerkung nicht unterlassen, daß er dem Könige selbst so verhaßt gewesen, wie ihn Tochter und Sohn geliebt; denn daß er, der freie Ritter und Sänger, dem mächtigen Gebieter stets verhaßt gewesen, kann nicht als Folge des bösen Einflusses auf dessen Kinder gefaßt werden. Diesen seinen unwiderstehlichen Einfluß auf die Tochter und den besten seiner drei Söhne führt er in einfach ergreifender Weise aus, schildert dann die Reue des sterbenden Sohnes, der, da er seines Vaters Hand nicht erreichen konnte, seine Freundeshand noch einmal gedrückt, als wolle er ihn zum Ueberbringer seines letzten Willens, seiner bittern Reue machen. Daran schließt sich die Erwiderung auf Str. 2, wobei noch einmal die Zerstörung seines Schlosses uns vor die Seele tritt. Die Verzeihung des Königs ist nicht bloß Folge der Mittheilung, daß der Sohn reuevoll gestorben und doch von dem Sänger noch als seinem innigen Freunde geschieden, sondern die Erschütterung, welche des Sohnes Tod auf Bertran geübt, und die schöne Menschlichkeit, die aus seinem Schmerze spricht, bewegen auch ihn: der edle Geist des Sängers, der so wunderbar auf Tochter und Sohn gewirkt, ergreift ihn, und so reicht er Bertran, den er jetzt als Freund des in Reue und Qual hingeschiedenen Todten betrachtet, die Hand zur Versöhnung, die jener nicht erreicht hat, und befreit ihn von den Ketten (die er jetzt mit milderm Worte als Fessel bezeichnet), indem er den hohen Werth seines Geistes erkennt. Es ist keine schwächliche rührende Verzeihung,

der König ehrt in ihm den Freund seines Sohnes und erkennt, daß er nicht durch bösen Willen ihm Tochter und Sohn entfremdet, vielmehr eine unwiderstehliche geistige Macht diese zu ihm hingezogen.

Das Gedicht ist stark und fest wie eine Damascenerklinge; es ergreift uns bei aller Einfachheit mit tragischer Gewalt. Bertran de Born, der an Krieg und Aufruhr sich erfreuende unwiderstehliche Sänger tritt zugleich in seiner Macht und in seiner Gebrochenheit, aus denen seine schöne Menschlichkeit hervorleuchtet, uns lebhaft entgegen. Die Anordnung könnte nicht klarer zugleich und einfacher sein, und doch zeugt sie von höchster Kunst, da wir in kürzester und ergreifendster Zusammenfassung Bertrans ganze Vergangenheit, so weit sie für die dichterische Auffassung von Bedeutung ist, überschauen. Die Vortrefflichkeit und der Wohllaut des dichterischen Ausdrucks sind in unserer Sprache kaum überboten worden; Gedanke und Wort decken und heben sich auf die wunderbarste Weise.*) Die achtversige trochäische Strophe hat dadurch eine besondere gleichsam zusammengefaßte Kraft erhalten, daß alle geraden, männlich ausgehenden Verse aufeinander reimen. Götzinger hat sie, wie andere Gedichte, mit Unrecht in vier Verse zusammengezogen. Nach Notter (S. 416) erhebt die Ballade „die Herrschermacht der Poesie im Triumph noch über die Macht der Throne". Aber nicht die Dichtkunst rührt den König (das Trauerlied Str. 7, 7 bezieht sich nicht auf Bertrans Rede Str. 2—7), sondern Bertrans edler Geist, der ihn einst so mächtig auf des Königs Kinder wirken

*) Der Ausdruck ist dabei durchaus einfach; freier dichterischer Sprachgebrauch zeigt sich fast blos in dir die Rechte strecken (Str. 6, 4). Ventaborn statt Ventabour Str. 3, 4 forderte der Reim.

ließ. Auch Gößinger geht fehl, wenn er in Bertrans Bilde die große Gewalt erkennt, welche dieser als Dichter und durch seine Persönlichkeit über die Herzen der Menschen ausübt; sein edler Geist war es, der ihm auch als Dichter die außerordentliche Gewalt gab, und diesen edlen Geist erkennt der König in dem gebrochenen Gegner rührend an.

45. Der Waller.*)

Kurz nach Bertran, am 17. Dezember 1829, gedichtet. Uhlands in sprachlichem Wohllaut ausgezeichnetste Dichtung, in der Reimform von 44. Notter bemerkt (S. 413): „Hundert- und hundertmal kann man das Gedicht lesen und immer wieder wird man neu hingerissen, neu berauscht von diesen Bildern, diesem Wohllaut werden; ja der einzige Fehler liegt nur eben darin, daß es wirklich mit Schönheit berauscht, d. h. daß es etwas zu viel Reiz auf die bloße Form verwendet und so die Aufmerksamkeit allzu stark auf sie lenkt."**) Den Inhalt bildet eine im mittelalterlichen Glauben sich mehrfach findende Sage, daß alle Büßungen dem schweren Verbrecher auf Erden keine Verzeihung erwirken, bis die himmlische Gnade sie entsündigt in das Jenseits hinüberschlummern läßt, wie auch diejenigen,

*) Das dichterische Waller für Wallfahrer, Pilger, Pilgrim fällt doch in der Ueberschrift auf. Im Gedicht selbst steht Waller am Anfange des Verses Str. 4, 6, dagegen zweimal in der Mitte Pilger (5, 1. 11, 1), zweimal wallen, einmal wandern. Goethe hat in einem später eingeschobenen Brieſchen Werthers ein Waller auf der Erde. Bei Klopstock in der Ode der Selige heißt der Mensch ein Waller am Grabe. **) Der Anfang der Strophe 9 „Als nun der den Fels" dürfte weniger leicht fließen; absichtlich ist als er nun gemieden. Ebenso steht am Schlusse von Ballade 47 den statt ihn. Auch die Versanfänge Dem Verirrten, Dem Verstürmten, Der Gepriesene stören etwas den Wohlklang.

welche um Befreiung von ihrer Noth flehen, solche durch einen linden Tod finden. Vgl. Ballade 2. Uhlands Quelle hat man in den im Jahre 1060 gedichteten Quirinalia des Tegernseer Metellus gefunden, wonach ein Pilger, der zur Büßung des Mordes seines Oheims in eisernen Banden wallfahrtete, zu Tegern vor der Krypta des heiligen Quirinus in der Osternacht durch den Tod begnadigt wurde.*) Uhland hat den Wallfahrtsort nach Galicien verlegt, an die Stelle des Oheims den Bruder gesetzt. Ruhelos sucht der Fluchbeladene alle Gnadenorte in strengster Bußübung auf; er geht, wie alle, die wegen arger Verbrechen ohne schwere Büßung keine Lossprechung erlangen können, barfuß und barhaupt und ohne Pflege des Körpers; um den Leib trägt er zu ewiger Mahnung und Buße, wie wir es auch sonst im Mittelalter finden, einen eisernen Reif, aus dem Schwerte geschmiedet, mit dem er den Bruder getödtet, um Arme und Beine Ketten, die ihn jeden Augenblick an seine Schuld erinnern und ihm den bittern Gang noch mehr erschweren.**) Die fast die Hälfte einnehmende Beschreibung des Wallfahrtsortes und der am Himmelfahrtsfeste Mariens dorthin ziehenden Prozession dürfte doch bei aller Schönheit und dem bezeichnenden Gegensatze, den die vier ersten Strophen zu den vier folgenden bilden, unverhältnißmäßig ausführlich sein. Die Wallfahrtskirche ist die auf dem Cabo Finisterra. Das Muttergottesbild soll dort in einem Kahne gelandet sein, wovon diese Madonna Maria de varca heißt. Gumpenberg im Atlas Marianus Nro. CIX

*) Vgl. Allgemeine Zeitung 1876 Beilage Nr. 40. **) Str. 7, 5 bezeichnet Hof den Ritterhof; zur Wahl von Hofe statt Schlosse bestimmte wohl die Alliteration. — Daselbst bezeichnet Kettenlast die auf ihm lastende Reue; es leitet die folgende Strophe ein.

erwähnt einer Sage, wie die Einwohner das Gnadenbild der auf dem Felsen stehenden Kirche gegen Seeräuber geschützt, nicht der hier gegebenen. In Brüssel gibt es eine Pfarrkirche Notre-Dame de Finisterre.*) Die Gnadenkapelle der heiligen Jungfrau auf dem Felsenstrande Galiciens (daß sie auf der Höhe eines Felsens liegt, könnte genauer bezeichnet sein) dient in der Nacht dem Wanderer wie dem Schiffer zur Richte. So dürften Str. 1, 5—8 zu verstehn sein, obgleich der Ausdruck dann, besonders in den beiden letzten Versen, geziert ist. Daran schließt Str. 2 das Abendläuten, das alle Glocken in der Gegend weckt und den Schiffer zu seinem Avebeten niederknieen läßt. Das „Schweigen der Meereswoge" kann nur auf eine wunderbare Wirkung gehn, daß zur Zeit des Aves auch das Branden des Meeres augenblicklich ruht. Str. 3 macht den Uebergang zum höchsten Festtage der Kapelle, Mariä Himmelfahrt, an welchem nach dem frommen Glauben die Mutter Gottes dort wirklich gegenwärtig ist und Wunder wirkt. Der Anblick der von allen Seiten zu Lande und zu Wasser nach der Gegend ziehenden Prozessionen und der den schroffen Berg ersteigenden Pilger wird auf das glücklichste bezeichnet, wobei die lustigen Farben und das Massenhafte besonders hervortreten, jede nähere Ausführung, wie sie z. B. Goethe in seiner Beschreibung des Rochusfestes gibt, vermieden ist. Den Gegensatz zu diesem heitern Bilde geben die Büßer, deren Erscheinen mit wenigen bezeichnenden Zügen**) geschildert ist, als Einleitung zu dem Brudermörder,

*) In der Allgemeinen Zeitung wird an San Jago di Compostella erinnert; da die Kathedrale des Heiligen in der Ebene liege, habe sich Uhland mit einer beiläufigen Schilderung des Montserrat ausgeholfen. Aber die bestimmte Beziehung der Oertlichkeit scheint diese Annahme auszuschließen. **) Sie

der von einem Gnadenorte zum andern irrt, um irgendwo Vergebung zu finden. Gerade beim Aveläuten, welches das laute Gerede der Menge zum Schweigen bringt, kommt der Arme zur Pforte, durch die er aber nicht in die vom Abendglanze bestrahlte Kirche und zum Bilde der Jungfrau treten darf, während die andern Büßer zum Thore hereinziehen, in dessen Nähe sie nieder knieen müssen. In glücklichster Weise geht der Dichter zu dem herrlichen Anblicke der von der Abendglut beleuchteten Wolken, des Meeres und der Felder über; die ersten erinnern ihn an die heute gefeierte Himmelfahrt Mariä, bei welcher der Himmel nicht schöner geschienen haben könne. Zuletzt gehen alle Pilger getröstet weg, was freilich nicht ganz richtig, da die von der Gemeinschaft ausgeschlossenen Sünder nicht volle Vergebung finden. Die Mutter Gottes hat dem Hauptbüßer nicht, wie der ägyptischen Maria, Vergebung für die Zukunft unter einer gewissen Bedingung versprochen, aber sie hat sich seiner schrecklichen Leiden erbarmt und seine Seele zum Himmel geführt. Notters Tadel, im Schlusse sei nicht deutlich genug ausgesprochen, daß der Büßer wirklich gestorben, scheint uns nicht gegründet; das Meer von Licht am Schlusse ist ja der Himmel.

46. Die Bidassoabrücke.

Am 15. und 16. März 1834 in der gewöhnlichen achtversigen trochäischen Strophe gedichtet. Unter dem unglücklichen Versuche des berühmten Guerillaführers Don Francisco Espoz y Mina, die Fahne der Freiheit in Spanien wieder zu erheben, kann nur

gehen barfuß, tragen das Bußhemd und Asche auf dem Haupte (vgl. S. 190). Bestaubt deutet wohl nicht allein auf den langen Weg, sondern auch auf den Mangel jeder äußern Pflege, die sie sich versagen müssen.

der letzte vom Oktober 1830 gemeint sein, nicht der vom September 1814, da der alte Kriegsmann Str. 5 sagt, nicht zum erstenmal wandle ihre Schaar diesen Weg zurück. Aber freilich ist dieses zweite Fliehen über die Grenze nach Frankreich mit großer Freiheit dargestellt; denn weder mit einer wenn auch noch so kleinen Schaar noch nach einer kurz vorher bestandenen Schlacht, sondern fast einsam, unter unmenschlichen Anstrengungen, da er sich überall von Verfolgern umstellt sah, gelangte Mina zu dem Grenzflusse Spaniens, auf dessen Brücke zu verweilen er nicht wagen durfte. Uhland läßt die nach einem schweren Kampfe abends zur Brücke Kommenden lange auf die Genossen warten, die sich etwa noch durchkämpfen könnten, da der Versuch, das Land von neuem zum Kampfe für die Freiheit aufzurufen, gescheitert ist. Die Ballade beginnt mit einer freien Schilderung der Brücke über die Bidassoa, in deren Mitte ein Heiliger steht, der beide Lande segnet, was wir uns nur so denken können, daß er die Rechte nach Spanien, die Linke nach Frankreich hin ausstrecke. Hierdurch gewinnt er den Uebergang zu der schmerzlichen Bedeutung, die für so manchen der Uebertritt über diese Brücke habe, der sie auf ewig aus der Heimat führe. In einem kühnen dichterischen Bilde werden dann die entgegengesetzten Gefühle dargestellt, welche diese Brücke in dem aus der Heimat Scheidenden und dem zu ihr Wiederkehrenden errege; der eine sieht das Land in einem heiter verklärten, der andere in düsterm Lichte. Die Bezeichnung dieser Vorstellungen als ein zauberhaftes Gesicht findet am Schlusse ihre fast etwas nüchterne Erklärung. Von der allgemeinen Schilderung wendet sich Str. 3 zu dem heutigen Tage, wo man, wie gewöhnlich, den Glockenklang der Herde von den Weiden vernehme, aber

im Gebirge immerfort schießen höre, bis endlich am Abend eine Schaar verwundeter Krieger zur Brücke kommt uud hier Rast macht. Nachdem sie ihre Büchse an die Brückenmauer gelehnt, sich ihre Wunden verbunden, die geringe Zahl der Geretteten bemerkt und lange vergeblich auf andere gewartet, wird als Zeichen zum Abmarsche die Trommel gerührt, worauf ein alter Kriegsmann den traurigen Scheidegruß spricht. Nicht zum erstenmal müßten sie erfolglos zurückweichen (wie sie schon 1814 gethan, wogegen der Zug von 1820 erfolgreich war), aber sie scheiden aus dem Vaterlande nicht ohne Ehre, und auch nicht ohne Hoffnung, da ja ihr Führer Mina, der mehr Narben als einer von ihnen aus seinen frühern (seit 1811) zum Besten des Vaterlandes unternommenen Kriegszügen trage, heute unverwundet geblieben. Allein dieser wird von ganz andern Empfindungen bewegt, er fühlt, daß die Zeit der Freiheit für sein Vaterland geschwunden ist; stille hat der vom Kampfe Ermüdete dort gesessen, aber in tiefster innerer Bewegung, die beim Scheideblick auf die heimatlichen Berge, hinter denen die Sonne eben verschwinden will, so gesteigert wird, daß die alten Wunden seiner Brust, die ihn eben geschmerzt, weshalb er die Hand an sie hielt, jetzt mit voller Gewalt aufbrechen, ein seine Hoffnungslosigkeit bestätigendes, das gute Wort des alten Kriegsmanns verneinendes Anzeichen. Das den Abschluß bildende Aufbrechen der Wunden ist geschichtlich.

47. Unstern.

Diese launige, durch das unsern Dichter stets verfolgende Unglück veranlaßte Erzählung fällt in die Zeit vom 3. bis zum 6. Juni 1814, wo ihn seine leidigen persönlichen Verhältnisse

bitter verstimmten. Die Klage über sein Mißgeschick wird wirksam dadurch gehoben, daß Uhland sie dichterisch aus sich herausstellt, sie zum Bilde des Lebenslaufes eines Unglücklichen gestaltet, den er unter einem darauf bezüglichen Namen*) einführt und dessen Unglück er eben als eigensinnige Laune des ihm ungewogenen Schicksals bezeichnet. Dem guten Unstern wird das Glück gerade in dem Augenblicke neckisch geraubt, wo er es schon zu ergreifen hofft, einmal im Kriege, dann bei der Vermählung, deren Glück ihm zweimal winkt, endlich bei dem behaglichen Leben, das er als reicher Mann genießen will; im letztern Falle büßt er nicht bloß seine erworbenen Schätze, sondern das Leben selbst ein, ja er wäre trotz aller Leiden aus Verwechslung zur Hölle spaziert, hätte nicht noch sein guter Engel ihn gerettet und ins Land der ewigen Ruhe geführt, wo das Unglück weiter keine Macht hat. Das feierliche Versmaß erhöht die launige Wirkung, ähnlich wie in den Romanzen vom kleinen Däumling und vom Rezensenten.*)

48. Der Ring.

Am 3. und 4. Januar 1811 in Paris gedichtet. Eine im echten Volkssinne leicht und lustig gehaltene Dichtung, wie einem Ritter sein von der Liebsten ihm geschenkter Ring auf Befragen wunderbarlich verkündet, wie es mit deren Treue stehe. Die

---

*) Unstern, weil ihn das Unglück, ein ewiger Unstern, verfolgt. **) Das Gedicht ist ohne Veränderung geblieben, nur daß Uhland später, wie überall, kommt statt des jetzt der gemeinen Sprache angehörigen kömmt gesetzt hat, das schon Lessing der gewöhnlichen zuweist. Vgl. die Erläuterungen zu Lessings Minna S. 33**. Auch Schiller und Lessing brauchten später nur kommt, Goethe führte es meist in die Ausgaben seiner Werke ein, wo nur aus Versehen kömmt sich zuweilen erhalten hat.

Sage weiß von Ringen, die bei der Untreue auf irgend eine Art sich verändern. Sonst sieht wohl der Liebende in einem Zauberspiegel, was die Gattin oder die Geliebte beginnt. Das von Herder in die Volkslieder aufgenommene littauische Lied „Der verlorene Brautring“ soll nach R. M. Werner (Seufferts Vierteljahrschrift I, 510) Uhlands Quelle sein. Dort deutet der beim Waschen sich vom Finger streifende und in der Tiefe des Hasses versinkende Bräutigamsring auf die erst später sich einstellende Abneigung der Braut, wie man auch den Verlust des Traurings für ein schlimmes Vorzeichen hält. Dagegen haben wir hier eine Frage an das Schicksal, ähnlich derjenigen, die der junge Goethe, als er von Wetzlar aus die Lahn herabwanderte, durch das in den Fluß geworfene Messer stellte. Statt eines einfachen erhält der Ritter ein vierfaches Anzeichen, daß es schlecht mit der Treue seiner Holden stehe. Schon daß der Ring beim Beschauen seinen Händen entschlüpft, ist ein schlimmes Zeichen, schlimmer, daß er sich auch nicht haschen läßt, ja dann in die Luft entrückt, zuletzt gar vom See verschlungen wird. Der Ring im Munde von Fischen und Vögeln findet sich häufig in deutscher Sage. Erst als der Ritter den Ring nicht mehr sieht, bedauert er die böse Antwort, die ihm der von Erde, Luft und Wasser ihm entzogene, von andern erbeutete Ring auf seine Frage gibt. Wenn es Str. 9, 1 f. heißt, auf den Triften hätten Gras und Blume den Ring geäfft, wogegen nach Str. 4, 3 f. den Ritter selbst goldene Blumen und bethaute Gräser blendeten, so haben die Blumen und Gräser den Ring nicht gewollt, aber zugleich dem Ritter es unmöglich gemacht, ihn zu fassen. In dem Schlußvers tritt mein Ringlein statt das Ringlein ein und die Kunde wird wiederholt, um die innige Bewegung

des Ritters über die nichts weniger als tröstliche Antwort zu bezeichnen. Die jambischen Verse sind vielfach durch Anapäste in der Weise des Volksliedes geschickt belebt.

49. Die drei Schlösser.

Drei Tage nach 48, gleichfalls in Paris, in fünftehalbfüßigen jambischen Reimpaaren gedichtet, die gemüthlich abfließen, aber einer gewissen Eintönigkeit bei längerer Anwendung nicht entgehen. Der Dichter versetzt sich in seine an alten zerstörten Burgen reiche Heimat, denkt sich aber zwischen einem Schlosse, von dem sich nur einzelne Steinreste und bloße Sagen, nicht einmal die Kunde des Namens erhalten hat, und einer durch großartig sich erhebende Trümmer und geschichtliche Kunde zu den Nachkommen sprechenden alten Burg ein Haus auf einem Berggipfel, in welchem ihn sein Liebchen freundlich empfängt. Auf dem letzten liegt hier natürlich das Hauptgewicht, die beiden andern dienen nur zum Gegensatze. Unbegreiflich ist es, wie man unser balladenartiges Lied, das eher unter die Lieder gehörte, eine Allegorie hat nennen können. Wenn Goethe in seinem Bergschloß das Liebchen in dem verfallenen Schlosse überrascht und im herzlichen Genusse ihrer Liebe die Herrlichkeit alter Zeit sich ihm neu belebt (Erläuterungen II, 142 ff.), so tritt hier das auf einem Hügel sich erhebende Haus der Geliebten in den entschiedensten Gegensatz zu dem unmittelbar vorher geschilderten Schlosse.

In dem aus drei Reimpaaren bestehenden Eingange bezeichnet Uhland sich launig als „wohlbestellten Sänger", der überall mit seinen Liedern einspricht und willkommen ist, und

als „raschen Gänger durch Feld und Wald" *), was an Goethes Lied der Musensohn erinnert:

> Durch Feld und Wald zu schweifen,
> Mein Liedchen wegzupfeifen,
> So gehts von Ort zu Ort!

Gerade das Singen und das rüstige Wanderleben entbehrte Uhland in der großen Weltstadt. Beim ersten Schlosse erwähnt er der Sagen, welche man von den Leuten erfahren könne, die dort im Walde Bäume fällen, wobei als Gegensatz zum Fällen der Bäume ein einsames Waldhorn erschallt. Doch man braucht sie nicht zu erfragen: sitzt man nachts im Mondscheine auf den kaum über die Erde hervorragenden Steinen, so bildet sich die rege Einbildungskraft von selbst (dies ist für Uhland bezeichnend) Sagen, wie sie auch das Volk geschaffen hat. Bei dem Schlosse, das keines ist, da es im Innern ganz zerstört, verfallen und öde ist, könnte man an die nahe bei Tübingen liegenden Stammschlösser Hohenstaufen oder Hohenzollern denken, aber wahrscheinlich schwebte bei diesem freilich geschichtlich sehr frei ausgeführten Bilde das heidelberger Schloß vor, das Uhland vor sechs Jahren dichterisch angeregt hatte (vgl. oben S. 8). Der Gegensatz dieses hohen Schlosses, in das einst, als es schon von den edlen Besitzern verlassen war, ein Blitzstrahl fuhr**), ist höchst fein und sinnig ausgeführt, und launig daran, mit Beziehung auf den Anfang, die Versicherung geschlossen, er werde schon dafür sorgen, daß auch seine und Clelias Liebe, vor deren Fenster er dort morgens und abends seine Laute er-

*) Goethes Rattenfänger beginnt: „Ich bin der wohlbekannte Sänger".

**) Der reiche Schatz kann sich nur auf die glänzende Ausstattung der Prachtsäle beziehen.

schallen lasse, bald zur Sage*), aber zugleich zur wirklichen Geschichte werde. Bisher habe er es freilich noch nicht weiter gebracht, als daß er die dorthin gesetzte Geliebte vom Fenster aus den Sänger grüßen läßt. Den Namen Clelia wählte Uhland vielleicht mit Beziehung auf Wielands launiges Gedicht Clelia und Sinibald.

50. Graf Eberhards Weißdorn.

Am späten Abend des 13. Oktober 1810 fast ganz im Palais royal gedichtet. Vgl. oben S. 43. Der Dichter hat sich dazu dreifüßiger jambischer Verse bedient, während sonst wenigstens die ungeraden Verse eine Silbe mehr haben. Uhland selbst wußte in spätern Jahren keine ältere Quelle für die Sage anzugeben als Zellers „Merkwürdigkeiten der Universität und Stadt Tübingen" (1743)**), wo nach ausführlichem Berichte über die von Graf Eberhard II. im Bart 1468 unternommene Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande auch der „Tradition" gedacht wird, „daß er einen Dornzweig von der Gattung, darmit Christi Krone ist geflochten gewesen, mit sich aus dem gelobten Lande gebracht, und in dem Einsiedel [seinem Lieblingsaufenthalt, Schlößchen Einsiedel im Schönbuchwalde] eingesteckt habe, daraus hernach derjenige Dornstrauch erwachsen seie, welcher von Zeit zu Zeit ein Zeichen der Auf- oder Abnahme des hochfürstlichen Hauses ist unter den Leuten gehalten worden, und darvon man

*) Kunde braucht Uhland gern zur Bezeichnung der Sage. Vgl. oben S. 18. 43 und die Ballade schwäbische Kunde (65). **) Stälin Würtembergische Geschichte III, 555 führt aus Fischarts Gargantua (39) die Stelle an: „Wie der Dornbusch im Schönbuch von des Herzogs Eberhard mit dem Bart Laubstrauß", die aber des sagenhaften Ursprungs nicht gedenkt.

noch jetzo etwas übriges vorzeiget, nachdem er zuweilen bis auf ein einiges Zweiglein abgegangen. . . . Dieses ist gewiß, daß ein solcher Hagedorn von seinen Zeiten an in Einsiedel in dem Schlößle oder sogenannten Stutenhaus gewesen ist, wie ihne Crusius (Annales Suevici) P. III L. XII c. 26 p. 342 (ed. Lat. p. 769) beschreibet und zwar mit folgenden Worten: „Daselbst ist ein anmuthiges Schlößlein, Stutenhaus genannt, und ein Hagdorn (Rubus caninus), der so groß und ausgebreitet ist, daß er im Umfang 52 Ehlen hält und auf 40 steinernen Säulen ruhet."" Einsiedel liegt nur zwei Stunden von Stuttgart und Uhland könnte die Sage leicht aus dem Volksmunde kennen gelernt haben, in dem sie noch lebt. Er gab dieselbe ganz in dem schlichten, zum Gemüthe sprechenden Tone des Volksliedes*), und lieh ihr eine gemüthliche Färbung durch den Zusatz, der Held habe den Zweig liebevoll gehegt, sich seines Wachsthums gefreut und in hohem Alter (er starb aber in Wirklichkeit schon in seinem einundvierzigsten Lebensjahr)**) gern unter dem aus ihm gewachsenen Baume geruht und dabei der alten Zeit und des fernen Landes gedacht. Eine Hindeutung darauf, daß ihn selbst im wogenden Getümmel der Weltstadt die Erinnerung an das friedlich stille Bild des Schönbuchwaldes an seine Heimath gemahnt habe, möchten wir keineswegs in der

*) Dahin gehören auch der schroffe Uebergang „Der Herr war alt und laß" (Str. 6), das das Subjekt aufnehmende er (Str. 1, 3), das dem Reime dienende bald (Str. 2, 4), das nachgesetzte getreu und gut (Str. 5, 1), der Gebrauch von Muth (Str. 5. 3) und das dran sich schließende wie (wie hoch). **) Auch die Erwähnung der Schlacht Str. 3 ist ungeschichtlich. Die Reise war eine Andachtsreise, von welcher der früher ausschweifende Graf ganz umgewandelt zurückkehrte. Daß er ein Jahr vor seinem Tode Herzog wurde, wird absichtlich zur Seite gelassen.

letzten Strophe sehn. Der Dichter hat die Sage eben zu seinem Zwecke glücklich umgedichtet, ohne irgend eine Beziehung auf sein eigenes Heimweh.

51. Die Ulme zu Hirsau.*)

Wahrscheinlich in der ersten Hälfte des Jahres 1829 gedichtet, im Morgenblatt vom 5. Juni gedruckt. Das Bild der Ulme, die aus den auf einem Hügel des Dorfes Hirschau im Schwarzwaldkreise bei Calw malerisch liegenden Trümmern des berühmten, 1692 durch die Franzosen eingeäscherten gleichnamigen Benediktinerklosters sich erhebt, wird glücklich allegorisch verwandt. Kerner hatte schon 1811 in der kleinen Schrift Das Wildbad im Königreich Würtemberg geschrieben: „Mitten aus dem Boden der alten Abtei, auf dem Gewölbe des Kellers, schoß eine prächtige Ulme hervor, obgleich weit umher in der Gegend kein Ulmbaum zu finden. Sie trieb ihre Aeste hoch über die Trümmer hin und steht da gleichsam als ein Erzeugniß der Kraft und Fülle, die einst in diesen Gewölben gebunden lag.“ Viel glücklicher allegorisirt Uhland. Die vier ersten Strophen schildern die Naturerscheinung, den zwischen vier, einen kleinen Raum einschließenden Mauern aus dem Boden herauswachsenden, diese noch hoch mit seiner grünen Krone überragenden Baum so einfach wie anschaulich. Die dritte, den Grund dieses sonderbaren Wachsthums bezeichnende Strophe ist etwas störend; sie wurde mit Bezug auf die allegorische Anwendung eingefügt, dürfte aber durch diese keineswegs bedingt sein. Die

*) Die ältere Form Hirsau hat Holland hier und Ballade 76, 1 Str. 3, 1 noch beibehalten. Schon im Jahre 1811 war Uhland durch Lessings Beschreibung des Klosters zu ein paar Strophen veranlaßt worden. Vgl. S. 48 f.

fünfte bis siebente Strophe enthalten des Dichters Erinnerungen an den Eindruck, den die Ulme in der Jugendzeit häufig auf ihn geübt: bei seinen Spaziergängen hat sie oft den Blick auf sich gezogen, oft ist er auch in das trümmerhafte Gemäuer getreten und hat in dieser dumpfen Enge dem lebendigen Rauschen der Krone gelauscht; am frühen Morgen wie am späten Abend hat er sie von der Sonne beleuchtet gesehen. Das Kommen zum Lichte (Str. 3, 4) ist für die allegorische Wendung von besonderer Bedeutung. Sehr wirksam schließt sich der Vergleich mit dem aus den dumpfen Klostermauern des Augustinerklosters zu Wittenberg hervorgegangenen großen Reformator an, der aber freilich geschichtlich nicht Stand hält, da Luther, ehe er sich zum Eintritt ins Kloster bewogen fühlte, bereits zu den Humanitätsstudien übergegangen und als Lehrer aufgetreten war. Dieser Vergleich vermittelt den Schlußgedanken, daß der Strahl des Lichts auch in die dumpfe Tiefe dringe und das Leben unaufhaltsam zur freien Entwicklung treibe. Schwebt beim erstern der Ulmbaum vor, der sich in „des Gemäuers Enge“ gebildet, so beim zweiten das weltgeschichtliche Wirken der dazu tüchtigen, trotz aller Hemmniß durchdringenden Kraft. Die letzte Strophe, ein Meisterstück ergreifenden Ueberspringens des allegorischen Ausdrucks in den wirklichen, schließt die beiden Theile des Gedichtes einheitlich zusammen.

52. Münstersage.

Am 22. November 1829 gedichtet und in Goethes letztem Lebensjahre in die Gedichtsammlung aufgenommen. Wir wissen nicht, ob der Gefeierte noch von dieser Verherrlichung seiner Dichtergröße Kenntniß erhielt. Uhland hatte den auf der Platt-

form des Münsters eingemeißelten Namen des großen Dichters*) vor vielen Jahren gesehen, aber der Eindruck, den es auf ihn machte, als er die Spur des alten Dichterheros an dem großartigen Kirchenbau fand, dessen deutschen Meister Erwin von Steinbach derselbe in begeisterter Jugend gefeiert hatte, war ihm lebhaft in der Erinnerung geblieben, und so trieb es ihn, wiederholt der hohen Verehruug des Dichters durch eine rein allegorische Sagendichtung Ausdruck zu geben, welche das Münster schon die mächtige Geisteskraft des Jünglings fühlen läßt, der eben die Meißelschläge führt, um seinen einst im höchsten Ruhm prangenden Namen in den Stein zu hauen. Die einfach klare, lebendig anschauliche Darstellung und Anordnung bedürfen keiner Erläuterung.**)

53. Das Reh.

Das im besten schalkhaften Volkstone gehaltene balladenartige Lied entstand zu Paris am 14. September 1810. Vgl. S. 42. Daß dem Jäger beim Jagen sein Liebchen oder ein hübsches Mädchen begegnet, findet sich in manchen lüsternen oder lustigen Jagdliedern; so in den „Es ging ein Jäger jagen“

---

*) An der südöstlichen Wendeltreppe finden sich auf der Seite der Plattform im rechten Pfeiler auf einem Stein die Namen Linton (?) und Goethe. Ob Goethe seinen Namen selbst eingemeißelt oder habe einmeißeln lassen, läßt sich nicht feststellen, jedenfalls gehören die beiden Einmeißelungen seines Namens, die sich in Verbindung mit andern im Innern der Pyramide der Uhr gegenüber und in der Hohlkehle des südöstlichen Thurmpfeilers finden, dem Jahre 1776 an, in welchem er selbst nicht zu Straßburg war. **) Str. 1, 5. Die luftgen Schnecken, die zur Plattform führende Schneckentreppe. Luftig geht auf das Steigen in die Luft, nicht auf die Luft, welche die in gewissen Zwischenräumen sich befindenden Oeffnungen einlassen. — Str. 7, 4. Die Welt des Schönen tönt ihm, das in seiner Brust lebende Ideal des Schönen läßt er ertönen.

(oder „ans Jagen"), „Ein Jäger in dem grünen Wald" beginnenden. In Uhlands Lied 32 wünscht der Jäger im Walde, daß sein Lieb wie ein Reh dahin spränge und er es jagen könnte; in Lied 21 kommt, als der liebende Dichter im Walde wohlgemuth spazieren geht, sein Liebchen durch den Busch gesprungen und herzt ihn fast zu Tod; der Jäger Alonso (Ballade 43, 2) erzählt, wie ihm, als er auf dem Anstande war, plötzlich aus den Büschen ein wunderliebliches junges Mädchen entgegengetreten sei. Hier ist die Sache höchst glücklich gewendet: der eifrigst ein Reh, das er im Walde gesehen, bis auf das Feld verfolgende Jäger hält plötzlich inne, als er dort in einem Garten ein blühendes Mädchen erblickt, das aus der Hecke hervorschaut, wobei das Beiwort rosig sehr glücklich verwandt ist. Der Dichter aber begnügt sich launig, den wundervollen Eindruck auf den Jäger nur anzudeuten, wobei die Anrede an das verfolgte Wild höchst ergetzlich wirkt. Es war ihm eben nur um diesen Augenblick zu thun; keine Spur einer hier gesuchten Andeutung, der Jäger „gehe lieber in Sinnen und Gedanken dem rosigen Mädchen nach".*)

54. Der weiße Hirsch.

Diesen tollen Schwabenstreich dichtete Uhland am 27. November 1811. Zum Anfang vgl. die zu 53 angeführten Jägerlieder. Der Ton ist der des echten schalkhaften Volksliedes, das Versmaß dasselbe wie in dem zu Ballade 23 benutzten Liede; besonders lustig wirken die zum Schlusse vom Dichter wiederholten, außerhalb der Verse stehenden Jägerworte Husch husch, Piff

*) V. 14. Ueber Tiefen und Höhn, bezeichnend für das gangbare über Berg und Thal, hier auf Veranlassung des Reims.

14*

paff, Trara. Die auf den wunderbaren weißen Hirsch, den man gesehen haben wollte, ausgehenden drei Helden schlafen zuerst gemüthlich unter dem Tannenbaume ein, wobei sie von ihrem Jägerglück träumen, dann erzählen sie sich, indem sie noch behaglich daliegen, ihre Träume ganz siegesgewiß, worüber sie den an ihnen vorbeieilenden weißen Hirsch vergessen. Der Traum heißt seltsam, weil der des einen den des andern fortsetzt. Die Jäger hatten das Glück, daß ihnen der weiße Hirsch entgegenkam, aber sie hätten sich aufraffen und wirkliche Jäger sein müssen, um ihn zu erlegen.

55. Die Jagd von Winchester.

Zu Paris am 10. November 1810 gedichtet nach der weitläufigen, hier sehr ins kurze gezogenen Erzählung von Wace in dem altfranzösischen Gedichte Le Roman de Rou (V. 15160 bis 15234.*) Uhland läßt den König Wilhelm II., den Sohn Wilhelms des Eroberers, nach einem schweren Traum den Befehl zur Jagd geben, während bei Wace derselbe nach Winchester geht, um dort zu verweilen, dann seinen Willen ausspricht, im neuen Forst mit seinen Genossen zu jagen und jedem einen Pfeil gibt. Daß er trotz des schweren Traumes sich von der Jagd nicht abhalten läßt, wird nicht hervorgehoben. Nicht unmöglich ist es, daß Uhland des Ordericus Vitalis Historia ecclesiastica kannte**), in welcher (VIII, 14) Abt Serlo von Gloster warnend dem König den Traum eines Mönches mittheilte, nach welchem ihn bald die Rache des Himmels treffen werde, der Bote aber, der gerade eintraf, als man zur Jagd aufbrechen wollte, verlacht wurde. Uhland konnte auch von selbst auf den

*) Vgl. Eichholtz S. 22 ff. **) Vgl. Fränkel S. 59.

Traum kommen; spielen ja Träume auch z. B. in den Nibelungen eine große Rolle. Nach Wace kam die Gesellschaft bald auseinander; Gaultier Tirel, ein bei Hofe sehr beliebter Ritter, tödtete mit seinem Pfeile den König. Wace gibt verschiedene Berichte, wie dies gekommen, darunter auch, daß Tirel nach einem zwischen ihm und dem König laufenden Hirsche schoß, wobei der Pfeil auf einen Baum stieß, von dem er gegen den König sprang und diesen tödtete. Weshalb Uhland den Namen Tirel in Titan änderte, ist kaum zu sagen. Tirel lief davon. Am Schlusse heißt es, er sei nach Frankreich geflohen, wo er in Chaumont noch lange gelebt. Dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, bricht, wie bei Uhland dem Könige, die Sehne des Bogens; als er, um sie einzuspannen, zu einem Hofe geritten, weissagt eine Alte daselbst dem Knappen, von dem sie erfahren, es sei der Prinz, dieser werde ganz in kurzem König sein. Prinz Heinrich sprengt, nachdem er die Sehne wieder angespannt, nach dem Walde zurück, in dessen Nähe einer, dann zwei, dann drei, dann neun, dann zehn in großer Verstörung herauseilen und ihm den Tod des Königs verkündigen. Am Unglücksort wird der Gefallene beklagt, man bringt dann die Leiche nach Winchester, wo sie im Chore der Kirche beerdigt wird. Uhland hat die Weissagung ganz weggelassen. Der Prinz möchte aber mit dem vom königlichen Bruder ihm gegebenen Pfeile kein gewöhnliches Thier treffen, wie er so viele dort laufen gesehen, sondern ein außerordentlich edles Wild, als die Lords kommen, ihm die Krone des gefallenen Bruders anzubieten und ihn zu der ergiebigen Jagd zu beglückwünschen; er habe die reichste Beute, den edlen Leoparden, erjagt. Der Leopard deutet nicht, wie Eichholtz meint, auf König Wilhelm,

sondern auf die Königswürde. Daß als edelstes Thier hier nicht der Löwe, sondern der Leopard, das schönste aller Raubthiere, genannt wird, hat wohl besonders der Reim veranlaßt, doch ist die Wahl desselben als eines seltener genannten Thieres, auch des vollern Tones wegen, sehr glücklich. Etwas Fatalistisches findet Eichholtz mit Unrecht in der Ballade. Der Schwerpunkt liegt nicht im Tode des Königs, sondern in dem für den Prinzen so glücklichen Ausgange der Jagd, welcher etwas viel Höheres erlangt, als er von dem Waidvergnügen sich versprochen, das dem einen den Tod, dem andern ewige Qual, dem dritten die Krone bringt. Der echte Volkston ist glücklich getroffen; er tritt auch hervor in den Wiederholungen der König (Str. 1—3), Herr Titan (Str. 4 und 5) und fliehet, flieht (Str. 5) sowie in der Zusammenziehung ein' (eigentlich ein'n) statt einen, was der Vers gestattet hätte, auch wirklich in einigen Ausgaben durch Druckfehler*) steht, und find't (Str. 5, 4). Das Versmaß ist dasselbe, wie Ballade 9. 25. 56, nur wird es durch häufige Anapäste belebt, wie das ähnliche Ballade 38.

56. Harald.**)

Am 10. März 1811 für das Feendrama Tamlan gedichtet. Vgl. oben S. 35. 46. Die von Lenau in dem Gedichte das Blockhaus gepriesene Ballade ist eine ganz freie Dichtung, welche die Sagen von der Verzückung Karls des Großen und den beiden hohenstaufischen Kaisern***) in eigenthümlicher Weise nach dem Norden versetzt. Bei Harald schwebt dem Dichter der

*) Ein solcher war auch Str. 2, 4 Der statt Wer in einigen Ausgaben.
) Vgl. Foß zur Erklärung deutscher, vorzüglich Uhlandischer Gedichte (1849) S. 7 ff. *) Uhlands Schriften II, 95 f. VII, 561 ff. 689 ff.

dänische König Hyldetand vor, den Odin gegen alles Eisen gefeit hatte, wogegen er diesem die Seelen aller Erschlagenen verhieß. Man sagte von ihm, er habe, da er wegen seines Alters und seiner Strenge dem Volke lästig geworden, den Tod in der Schlacht gesucht, um aber diesen zu verherrlichen, einen gewaltigen Krieg mit seinem Schwestersohn Ringo veranlaßt. Odin selbst soll als Wagenlenker neben den blinden König getreten sein, ihn vom Wagen gestoßen und mit seiner eigenen Keule ihn zerschmettert haben.*) An die Stelle dieses sagenhaften Todes setzte Uhland die Verzauberung durch einen Trunk aus einer Quelle des Elfenwaldes. Kaum hat der Durstende davon getrunken, als ihn Ermüdung befällt; er setzt sich auf einen Stein und schlummert ein. Dort sitzt er nun schon manches Jahrhundert in tiefem Schlafe, nur beim Gewittersturme durchzucken ihn träumerische Gesichte von einer wilden Schlacht und er greift nach seinem Schwerte. Von einem einstigen Wiedererwachen ist gar keine Rede. Die eigenthümliche Verzauberung Haralds, der nicht als König, sondern als kühner Held bezeichnet wird, tritt in einen bedeutsamen Gegensatz zu dem tapfern Heergefolge, das, durch der Elfen verlockendes Liebeswerben bethört und entrückt wird. Jene reiten in voller Siegesfreude einher (Str. 2), während von dem kühnen Helden Harald (Str. 1, 2. 7, 2) nichts weiter gesagt wird, als daß er, vom Wirbel bis zur Sohle in Stahl gehüllt (geschnallt), über die Entrückung der Seinen trauernd, seines Weges gezogen. Foß meint, die Elfen hätten deswegen dem Helden nichts anhaben können, weil er ganz gewappnet gewesen, da sie nur unmittelbar auf den Körper einwirken könnten; erst als er den Helm abgelegt und den Durst gelöscht,

*) Vgl. daselbst IV, 234 ff.

hätten sie Macht über ihn gewonnen. Hiergegen bemerken wir, daß „Er ist vom Wirbel bis zur Sohl' in harten Stahl geschnallt“ nicht als Begründung des vorhergehenden: „Nur er, der Beste, blieb zurück, der kühne Held Harald“, zu fassen ist; es bezeichnet bloß den Gegensatz zu den andern Helden, denen die Elfen Schwert und Schild (Str. 5, 3. 8, 2), und doch auch wohl die Rüstung, genommen, ehe sie diese von den Pferden herabziehen, während Harald noch in voller Rüstung einherreitet. Freilich wünschte man, hier würde auch erwähnt, wie er hoch zu Roß sitzt, während die ihrer Herren ledigen Rosse im Walde wild umherrennen (Str. 8, 3 f.). Daß diese nicht ganz so gepanzert gewesen wie Harald, folgt keineswegs daraus, daß der Dichter der Stahlrüstung nur bei Harald gedenkt.*) Und wenn die Elfen nach Foß bloß durch körperliche Berührung wirken, warum versuchen sie sich an Harald nicht, als er den Helm abgelegt hat, wie an den übrigen Helden? Auch ist ja nicht gesagt, ja kaum anzunehmen, sein ganzes Gesicht sei in Stahl geschnallt gewesen. Foß bemerkt selbst, den Elfen widerstehe weder Stahl noch Eisen, wie es auch Uhland bei den übrigen Helden annimmt; daß das Gegentheil bei Harald vorausgesetzt werde, ist eben nur eine willkürliche Annahme des Erklärers.

Die Elfen wirken bloß geistig, indem sie schmeichlerisch verlocken, wie es Uhland so hübsch, freilich mit dichterischer Freiheit, Str. 3—6 darstellt. Sie rauschen**) und lauschen im

*) Harald Hylbetand bedurfte, da er gegen Eisen gefeit war, so wenig des Harnisches, daß er einmal in Norwegen in einem bloßen Purpurrocke, eine golddurchwobene Binde im Haare, focht. **) Sintenis S. 21 hat bemerkt, daß Uhland dieses Wort sehr liebt; Lied 69 verbindet er es mit brausen Lied 41 mit weben.

Gebüsch, ja sie wiegen sich wie Vögel auf den Bäumen, was ein der Sage fremder Zug, da die Elfen unter den Bäumen ihr Wesen treiben*), sie fliegen aus den Wolken herab, tauchen aus dem Flusse hervor, sie bezaubern die Ritter dadurch, daß sie diese mit Blumen empfangen und durch Gesang und Tanz sie verlocken, ja sie schwingen sich auf die Rosse, deren Herren sie kosen, küssen und umarmen. Von ihren Reizen hingerissen, lassen diese sich des Schwertes berauben; sie ziehen die willig Folgenden vom Rosse und entführen sie in ihr Reich.**) Dagegen wagen sie sich nicht an den alten Helden Harald***), der ihren Verlockungen, durch die sie vor jeder körperlichen Berührung zu wirken wissen, widerstehn würde, wie sie wohl fühlen; ihm können sie nur auf andere Weise beikommen: sie verleiten den Durstenden, aus der von ihnen geschaffenen frischsprudelnden Quelle zu trinken, deren Wasser in ewigen Schlummer senkt, wie

*) Uhland bedient sich derselben Freiheit, wie Shakespeare im Sommernachtstraum, wo Ariel sich bereit erklärt, zu fliegen, zu schwimmen, in das Feuer zu tauchen, auf den Sturmwolken zu reiten und auf Prosperos Befehl jede Gestalt annimmt. Auch in der von Uhland seinem Tamlan zu Grunde gelegten schottischen Ballade, die er aus einer Uebersetzung von Conz kannte, erzählt Tamlan, im Feenlande schlafe man in Rosenbüschen, scherze in Stromes Welle, schwebe auf den Winden und dem Sonnenstrahl und könne jede beliebige Gestalt annehmen. **) Die Verwechslung der ursprünglich geschiedenen Elfen und Feen findet sich schon in der altfranzösischen Oberonsage. Bei der Maskerade in Shakespeares lustigen Weibern von Windsor ruft die Feenkönigin in der Mitternacht bei Hernes Eiche die Elfen auf. Auch in der hier zu Grunde liegenden schottischen Ballade werden die Elfen ins Feenland versetzt. Vgl. dazu Goethes Elfenliedchen im Briefe an Frau von Stein vom 14. Oktober 1780. ***) Daß er schon alt sei, hätte freilich hervorgehoben werden sollen. Wenn er auf dem Felsen „mit grauem Bart und Haar“ schon manche hundert Jahre sitzt, so soll das Ergrauen wohl nicht Folge der mittlerweile verflossenen Zeit sein, sondern er war so eingeschlummert.

so manche Sagen von wunderbar wirkenden Quellen zu erzählen wissen. Dem Dichter war es eben nur um den Gegensatz zwischen den Rittern, die den Verlockungen der Elfen zugänglich sind, und dem grimmen Harald zu thun, an dem diese, weil sie ihm sonst nichts anhaben können, sich rächen. Daß es die Elfen sind, welche den Quell sprudeln lassen, ist freilich nicht gesagt, aber die zauberhafte Wirkung können wir nur ihrem Wirken zuschreiben, da wir uns noch in ihrem Walde befinden. Die von Foß geäußerte Ansicht, die Elfen entrückten hier die Helden aus Rache, weil sie ihre Spiele störten, ist nicht bloß haltlos, sie schiebt auch dem Dichter einen groben Fehler unter, da er dieses nicht hätte übergehen dürfen; nein, die Elfen suchen alle zu verlocken, die in ihren Bereich kommen. Eben so verfehlt ist die Ansicht desselben geistreichen Erklärers, es liege eine sittliche Beziehung zu Grunde, durch welche die Einheit der Ballade noch mehr hervortrete, ja er meint diese in den Schlußversen deutlich zu fühlen. Eine tüchtige That locke in das Feenland des Eigendünkels; man werde dadurch verleitet, auf seinen Lorbern zu ruhen und der Welt zu verschwinden. Unterliege man auch nicht dem ersten Sturme, so kämen doch bald größere Anfechtungen; man fürchte keine Gefahr, ja hoffe von der kühlen Quelle, deren Murmeln anziehe, vielleicht Lösung drückender Fragen, schnalle den Helm ab, und die dämonischen Kräfte der Erde gewännen Gewalt, man versinke in einen Todesschlaf des Geistes. Diesen an sich unklaren allegorischen Gedanken darf man am wenigsten der schönen uhlandschen Dichtung aufzwingen. Was mag Uhland gedacht haben, wenn er anders diese Entstellung seiner Ballade zu Gesicht bekam! Eben so wenig geht es an, in der Ballade eine Allegorie auf das deutsche Reich zu

sehn, eine Ausdeutung, der schon die Zeit der Entstehung und ihre ursprüngliche Bestimmung widerspricht. Die den Volkston glücklich anschlagende Dichtung zeichnet sich durch knappe Darstellung und klare Anschaulichkeit aus; nur bei den Verlockungen der Elfen mußte sich der Dichter eine größere Ausführlichkeit gestatten, wobei er denn seine Meisterschaft bekundete. Malerisch ist das häufige f Str. 2, 3. 3, 3. 4, 2. 4. 5, 1 verwandt, ebenso das sch Str. 3. 1; dagegen dürfte Str. 2 kaum das mehrfache volle a das „laute hallende Geräusch“ andeuten.

57. Die Elfen.*)

Unsere Ballade, deren Entstehungszeit nicht feststeht, wurde zuerst 1815 in der Gedichtsammlung gedruckt; sie ist wohl 1811, gleichzeitig mit der vorigen, entstanden, da sie mit dieser für das Feeendrama Tamlan bestimmt war. Dort sollte Jannet, wie in der zu Grunde liegenden schottischen Ballade, nachts in den Wald gehn zur Befreiung ihres von den Elfen geraubten Tamlan. Diese singen in jener Ballade zuerst begeistert von Liebe und Freude, gleich Wolken in der Luft schwebend, kommen dann auf Pferden geritten; als Jannet ihren Tamlan von seiner milchweißen Stute herabreißt, glauben sie diese schon gewonnen zu haben. Uhland läßt die Elfen versuchen Jannet in ihren Tanz zu ziehen. Eine Elfe in der Nähe des Mädchens fordert die übrigen auf, sich ja zu beeilen, daß es ihnen nicht entgehe. Nur Spott liegt in ihrer Aeußerung, es sei geschwind, wie auch in der Bezeichnung als Herchen, da man kleine Here launig von einem pfiffigen Mädchen braucht; sie ist überzeugt, daß das Kind ihnen nicht entgehn könne. Alle zehn Elfen

*) Vgl. Foß a. a. O. S. 4 ff.

umtanzen es nun im Kreise, so daß es, wohin es auch fliehn mag, ihnen nicht entlaufen kann, und sie laden es zum Reigen auf ihren Tanzplatz ein, da eben Mond und Sterne scheinen. Die zweite Elfe freut sich über die Leichtigkeit, Feinheit und Flinkheit des Mädchens, das zum Tanze mit ihnen ganz geschickt sei. Dies soll keineswegs Spott auf die derbere menschliche Natur sein; sie bemerkt mit Ergetzen, wie das Menschenkind so leicht sei, daß es gut ihre Tänze mitmachen kann. Die dritte weist die Kleine an, wie sie es zu machen habe; sie muß in die Höhe springen und auch zum Takte ein wenig stampfen. Aber da das Kind sich gefangen sieht, geräth es in große Sorge, doch der Chor spricht ihm zu, nur nicht bös zu sein, sondern frisch zu tanzen. Wie vor dem ersten Chor nur eine Elfe singt, so zwischen dem ersten und zweiten zwei, darauf drei, endlich vier. Die vierte bis sechste Strophe enthalten neckische Fragen an die Kleine. Ob sie frohen Sinns oder empfindsamer Natur sei, fragt die vierte: weine sie gern im Mondenscheine, wie Empfindsame thun, so sei dies auch gut, da sie dann bald in Thränen sich auflösen und zu einer lustigen Elfe werden würde. Die fünfte erkundigt sich nach ihrem Fleiße, und zwar zunächst in Bezug auf das Spinnen, während die sechste des Kochens gedenkt; beide können natürlich nur mit Spott solche menschliche Sorgen betrachten. Der Chor erklärt, daß sie gar keine Antwort auf ihre neckischen Fragen verlangen. Eben so neckisch sind die Reden der andern Elfen, welche sich auf die Liebesneigungen der Menschen beziehen, die den gemüthlosen Elfen durchaus fremd sind. Die eine fragt nach geheimer Liebe, die als eine Sünde bei den Menschen gelte, die andere, ob sie etwa schon mit einem Bräutigam am frühen Nachmittage spazieren gehe,

die dritte, ob sie gar schon verheiratet sei, wobei sie spottet, daß je mehr der Trauring drücke, umso stärker die Liebe sei; die vierte mahnt sie, nur ja nicht mehr böse zu sein, da man in der Ehe manches ertragen müsse. Zuletzt reißt der Chor das Mädchen zum Tanze mit sich fort. Die Reden der Elfen verrathen ihre Unfähigkeit, das menschliche Gefühlsleben zu erfassen, das diesen seelenlosen Naturwesen zum Gespötte dient. Foß verkennt des Dichters Ansicht ganz und gar, wenn er diese sich als geistigere Wesen denkt, die weniger dem Fleische unterworfen seien und deshalb der Schranken des Endlichen nicht bedürften. Vielmehr spotten sie nur des menschlichen Lebens und Liebens, weil sie als gemüthlose Naturwesen, von menschlicher Empfindung keine Vorstellung haben, nur die ihrem luftigen Leichtsinn sich lächerlich zeigende Seite des Menschenlebens sehen.

58. Merlin der Wilde.*)

In den Tagen vom 10. bis zum 12. Dezember 1829 gedichtet. Uhland lernte die Merlinsage aus dem ersten Bande der zweiten Ausgabe der Specimens of early English metrical romances, chiefly written during the early part of the fourteenth century .... By George Ellis Esq. (1811) kennen, welche von S. 76 an Auszüge aus dem altenglischen Gedicht über das Leben Merlins und dem zu Grunde liegenden lateinischen bringen, das erst 1837 zu Paris herausgegeben wurde.**) Das, was Uhland aus diesem Berichte benutzte und nach seiner Weise frei umgestaltete, ist folgendes. Merlin, König von Demetia, kommt mit seinen drei Brüdern

*) Vgl. Ueber Uhlands Ballade „Merlin der Wilde" von W. L. Holland (1876).
**) Vgl. San Marte „Die Sagen von Merlin" (1853) von Seite 273 an.

dem Könige Peredur von Strathclyd zu Hülfe, der mit dem schottischen Könige Gwendolan im Streite liegt. Sein Feldherr Roderick, König von Cumberland, hat Merlins Zwillingsschwester Ganieda zur Frau. Merlin wird über den Verlust seiner drei in der Schlacht gefallenen Brüder wahnsinnig und flieht in den caledonischen Wald. Durch einen Sänger wiederhergestellt, verlangt er nach dem Hofe des Königs Rhydderch, seines Schwagers, wo er die freundlichste Aufnahme findet, aber das Getriebe des Hofes widert ihn so an, daß er von neuem in Wahnsinn fällt, worauf man ihn einsperren muß, doch bald wird er still und schwermüthig. Ein sonderbarer Vorfall sollte ihm die Freiheit wiedergeben. Als die Königin eines Tages durch den Saal ging, redete der König sie freundlich an, umarmte sie und bat sie, sich neben ihm niederzulassen. Ein Blatt, das er in ihrem Haare bemerkte, nahm er mit einer verbindlichen Miene heraus und warf es auf den Boden. Darüber brach Merlin in lautes Gelächter aus. Aufgefordert, den Grund seines Lachens anzugeben, weigerte er sich dessen, wenn man ihn nicht frei lasse. Als der König dies geschworen hatte, erklärte er, die Königin sei eben von einer Zusammenkunft zurückgekommen, die sie mit ihrem Liebhaber in einer Sommerlaube gehabt, wovon ein Blatt zufällig auf ihrem Hinterkopf liegen geblieben sei; die gütige Freundlichkeit, womit der König dieses Zeichen ihrer Schuld entfernt habe, sei ihm zu lächerlich vorgekommen. Ausführlich wird darauf erzählt, wie die Königin ihrem Gatten die Unzuverlässigkeit von Merlins Weissagungen bewiesen, was ihr auch vollständig gelungen. Merlin kehrt nach seinem Walde zurück, wo er nur in Gesellschaft wilder Thiere lebt, die ihn wie einen zweiten Orpheus umgeben. Bald erfährt er, wie wunderbar

seine sich scheinbar wiedersprechenden Weissagungen, durch welche die Königin seine Prophetengabe verdächtigt hatte, in Erfüllung gegangen.

Uhland hat auf glücklichste Weise sich den Stoff zugeschnitten. Der König, der Merlins Aufenthalt erkundet hat, läßt ihn vor sich bringen, um die Sprüche seiner Weisheit zu erfahren, aber die Probe, die er mit ihm macht, gereicht so sehr zur Beschämung der Tochter des Königs, daß er willig den so unbequemen Propheten scheiden läßt. Dieser wird von einem seiner Hirsche, der ihr gefolgt ist, in seine Waldeseinsamkeit zurückgetragen, was ein äußerst glücklicher Zusatz ist.*) Auch die Wendung der Frage des Königs, und daß die Liebesgeschichte nicht die Königin, sondern die Prinzessin trifft, ist ausnehmend gelungen. Weniger entspricht dem Charakter der Ballade die Einkleidung (Str. 1 f.), daß der Dichter sich an seinen Jugendfreund Karl Mayer wendet, der ihm seine handschriftlichen Liederhefte zugesandt hatte, in welchen Uhland die ihn besonders anziehenden mit seinem U bezeichnete.**) Mayers Lieder sind voll von Waldeslust***); besonders spielt Uhland auf das Gedicht Waldfrieden an, wo dem „kleinen See“, der „im Kreis von Wald und Binsen, bedeckt mit Wasserlinsen ruht“, sich „ein badend Reh“ naht, dem er zuruft, seinetwegen nicht scheu und blöde zu sein. Sehr glücklich ist Str. 2, 5—3, 1 der Uebergang zu dem in „Waldes-

---

*) In des Gottfried von Monmouth lateinischer Lebensbeschreibung Merlins reitet dieser auf einem Hirsche. Vgl. Uhlands Schriften III, 53. 140. **) Die Widmung an Karl Mayer, welche der erste Druck im deutschen Musenalmanach für das Jahr 1831 brachte, fiel in den Ausgaben von 1831 und 1833 weg, ward erst 1834 wieder hinzugefügt. ***) Außer den in die Sammlung einer Gedichte aufgenommenen vgl. die in Mayers Schrift über Uhland II, 98 ff.

einsamkeit"*) sitzenden Merlin gemacht, der wild von seinem „Waldesaufenthalt"**) heißt. Bei Uhland sitzt er (Str. 3) auf einem moosbedeckten Stein am See***) und sieht traurig sein Bild im Wasser, das ihm zeigt, wie sehr er im Weltgewühl gealtert ist†), wogegen er im wilden Walde sich neu gestärkt fühlt. Was vorhergegangen, läßt uns der Dichter kaum ahnen; ihm ist es eben nur darum zu thun, den Uebergang zu Merlins Weissagungsgabe zu gewinnen (Str. 4), womit die nothwendige Einleitung der Geschichte, die den Inhalt der Ballade bildet, abschließt. Das am Morgen um ihn thauende Grün stärkt seinen Blick, so daß er Vergangenheit und Zukunft erschaut (die Wirkung der Grüns auf die Augen wirkt bei Merlin auf den Geist), und das nächtliche Rauschen des Waldes läßt ihn sich so in sich selbst versenken, daß ihm der schaffende Weltgeist sich enthüllt.††) Dagegen sagt der König von ihm Str. 9, der Vögel

*) Gebildet, wie Waldesluft, Waldesnacht, Waldesschatten, bei denen aber der zweite Theil des Wortes nicht vokalisch anfängt. Tieck brauchte Waldeinsamkeit und ließ es stehn, obgleich seine Freunde sonderbarer Weise Waldeseinsamkeit verlangten. **) Es ist Beiname, im Gegensatz zu Merlinus Ambrosius. Im lateinischen Gedichte heißt es: Fit silvestris homo, quasi silvis editus esset. Sonst wird er als caledonischer Merlin bezeichnet, aber Uhland mied geflissentlich jede namentliche Bezeichnung der Oertlichkeit wie der Personen. ***) Im lateinischen Gedichte sitzt er auf der Höhe eines Berges an einer Quelle auf grünem Grunde. †) Das Weltgewühl ist trüb im Gegensatz zur reinen, sich klar aussprechenden Natur. Das wirre Durcheinander macht das Weltleben trüb und trübt auch den Geist. In Goethes schon [illegible] gedrucktem Briefe an Lottchen heißt es, das bunte Weltgewühl spüle weg, [illegible] und was wir empfunden. Faust sagt im zweiten Selbstgespräch, [illegible] Gefühle unserer Brust erstarrten im irdischen Gewühle. ††) Man [illegible] den Anfang des Selbstgespräches des Faust in dem Auftritt Wald [illegible] von keiner Weissagung die Rede ist.

Kehlen und der Blätter Säuseln mache ihm Geheimes offenbar. Sehr glücklich bildet Str. 5 das von ihm gezähmte, nicht näher bezeichnete Wild den Uebergang zur kurz behandelten Entführung nach dem Hofe.*) Die unvermittelt eintretende Frage des Königs Str. 6—9 ist so glücklich gedacht wie ausgeführt.**) Auf den herzlichen Willkomm des Weissagers, der seine seit so vielen Jahren im grünen Walde erworbene bisher nur den Thieren erklungene Weisheit hier am Hofe offenbaren möge, folgt das Verlangen, ihn zunächst nicht über etwas Wichtiges***), sondern über einen kleinen Vorfall der vergangenen Nacht aufzuklären, über den er sich den Kopf zerbreche. Er glaube in der Nacht unter den Linden (diesen seinen Lieblingsbaum, dessen Herzblätter hier ganz besonders passen, wählte Uhland statt der Sommerlaube) ein Liebesflüstern bekannter Stimmen vernommen zu haben, doch sei er in Zweifel gerathen, da er, als er Gewißheit zu erlangen gesucht, eine Nachtigall habe schlagen hören.†) Merlin soll ihm ungescheut sagen, wer es gewesen.††) Daß „die

---

*) Uhland hatte zuerst V. 2 geschrieben Gast vertraut und im Reimverse (4) Vor eines Jagdhorns Laut. — Das durch den Reim veranlaßte gespürt (V. 3) dürfte nicht ohne Anstoß sein. **) Jede Einführung fehlt, nur steht am Ende von Str. 5 Doppelpunkt, der ungehörig scheint statt eines Punktes. ***) Fragen um statt nach (oder befragen über) sagt Uhland auch in Prosa. †) Nur dies ist der Sinn des auch von Holland nicht erklärten (Str. 4, 7 f.): „Doch, wähnt' ich sie gefunden, so schlug die Nachtigall", wo in wähnte schon die Ueberzeugung liegt, daß er sich geirrt. Die Nachtigall ist der Vogel der Verliebten. — Auffällt hier auch V. 3 das durch den Reim veranlaßte Wall, womit der Rasen gemeint sein muß. — Daselbst war [illegible] statt Hinaus ein schon im Musenalmanach [illegible] erst von Holland beseitigter Druckfehler. ††) Statt keine [illegible] hatte Uhland ursprünglich [illegible] die Geister geschrieben, auch [illegible] einmal [illegible] versucht, dies aber wieder ausgestrichen. Der erste Druck hatte [illegible], und so die folgenden

Sprache die Vögel verstehn" ein fast sprichwörtlicher Ausdruck für die spähsamste Klugheit, für das tiefste Eindringen in das Wesen der Dinge gewesen, das die Gabe der Weissagung begründe, hat Uhland einmal bemerkt.*) Str. 10 schildert Merlins Lage, der eben das verrätherische Lindenblatt aus dem Haare der Prinzessin nimmt, die gekommen war, um dem König ihren Morgenbesuch zu machen.**) Merlin bemerkt launig, es bedürfe zu diesem Zeichen keines weitern Wortes; sollte es aber einem noch nicht verständlich genug sein***), so möge er bedenken, daß nicht im Königspalaste, sondern von der Linde Lindenblätter herabfallen.†) Merlin schließt mit dem spottenden Worte, wer aus einem Blatte so viel errathe, den werde doch gewiß der dichte Wald viel Größeres lehren, womit er jede weitere Prüfung zurückweist.††) Der König fühlt sich betroffen, da er seinen

Ausgaben, nur in den von 1838 bis 1843 trat das ursprüngliche ja die ein.

*) Vgl. Schriften III, 130. VI, 353 f. Den zweiten Theil der Strophe hatte Uhland einmal so versucht:

Sprich ohne Scheu! verhehle
Du nicht die Lösung mir.
Dir singts die Vogelkehle,
Die Linde säuselts dir.

**) Grüßt'. Der von Holland hergestellte Apostroph fehlte seit der siebenten Auflage. — Rosenblühend, das schon die mittelhochdeutsche Dichtung kennt, hat Uhland nur hier, wie das von Voß in der Luise neben rosenwangig gebrauchte rosig Ballade 53. Fischart hatte in diesem Sinne rosenblühsam.

***) Ursprünglich stand Genügt, wofür erst die Gedichte Genug einführten, man kann zweifeln, ob mit Absicht.

†) Der selbstbewußte Prophet redet den König, der ihn hat versuchen wollen und ihn deshalb an den Hof bringen ließ, mit dem keine Unterordnung kennenden, vertraulichen Fürwort du an, wie auch Bertran de Born (44), der nichts von dem über seinen Sturz spottenden König erwartet.

††) Ursprünglich fehlte Str. 11, und der Anfang der 12. lautete statt „Du hast, o Herr u. s. w.":

Uebermuth so bestraft sieht; die Tochter steht beschämt da. Merlin geht im Gefühle seiner Macht, ohne daß einer ihn zurückzuhalten wagte, aus dem Palast hinaus, und er wird von seinem treuen Hirsch rasch zu seiner Bergquelle zurückgetragen. Daß der Weg auch über einen Strom führte, erfahren wir erst hier.*) Die letzte Strophe kehrt zu Freund Meyer zurück, dem gegenüber Merlins endliches Verstummen in seiner Waldkluft angedeutet wird; sie scheint uns aber weniger glücklich. Die Lage Merlins „im Moose", in „einer Waldkluft Schooße" stimmt weder zu Str. 7 noch zu der gangbaren Vorstellung**), und daß „dort längst Friede" sei, ist ohne rechte Beziehung, da einer Qual Merlins nicht gedacht ist. Auch ich aber zweifle nicht scheint matt, und der Schlußgedanke, daß Mayers Lieder, wie die Merlins, vom Waldgeiste belebt seien, in der Aeußerung, aus seinem Liede spreche „Merlin der Wilde", nicht glücklich ausgesprochen.***)

In Kammern und in Hallen,
Nicht fallen Blätter da;
Auf wen dies Blatt gefallen,
Dem war die Linde nah.

*) Steht und schweiget, volksthümliche Verbindung. — In dem folgenden glüht von Scham hatte die Ausgabe von 1838 gegen Uhlands Gebrauch vor Scham eingeführt. — Ursprünglich schloß Str. 18:

Schon harret vor der Brücken
Ein Hirsch der Wildniß sein,
Und nimmt ihn auf den Rücken
Und rennt mit ihm waldein.

In der an die Stelle dieser Verse getretenen Fassung stand vor dem Thore, das aber schon in der an den Musenalmanach gesandten Abschrift in vor der Brücke verändert wurde. Gemeint ist die Schloßbrücke, wie in Goethes Sänger. **) Vgl. die Erläuterung zu Goethes lyr. Gedichten II, 201. ***) Mayer erwiederte launig in zwei Strophen: die Phantasie zaubere Uhland draußen den Zauberer Merlin vor und am Ende spreche ihm, da er „Merlin im Aug', Merlin

59. Die Bildsäule des Bacchus.*)

Am 8. Dezember 1814 in fünfversigen Jamben in Nachahmung Schillers gedichtet. Vgl. oben S. 63. Das Gedicht ist nichts weniger als eine Allegorie, wofür man es ausgegeben hat. Der vom Weine taumelnd zurückkehrende junge Kallisthenes (Schönkraft) wird durch die in voller Schönheit ihm entgegenleuchtende Bildsäule des Bacchus so aufgeregt, daß er eine Strafrede aus dem Munde des Gottes zu vernehmen glaubt, welcher von einer solchen Entweihung seiner edlen Gabe sich entrüstet abwende. Die Fackel erlischt, da Kallisthenes längere Zeit von dem drohenden Gotte sich aufgehalten fühlt.**) Endlich in sein Gemach beschämt zurückgekehrt, schwört er sich nie mehr zu einer solchen Beleidigung des Gottes verleiten zu lassen. Uhlands Dichtung scheint eine freie Nachbildung der Erzählung vom Akademiker Polemo, der in seiner Trunkenheit durch die scharfen Worte des Philosophen Xenokrates bekehrt wurde und schon während der Mahnrede den am Halse hängenden Kranz zerpflückte, bei Horaz sat. II, 3, 253—257. Aber Polemo kam

---

im Ohr" habe, dieser selbst aus seinem Liede, doch tausche er sogar mit jenem nicht, wenn sein Wort Uhlands Harfe wecke. *) Vgl. Dyckhoff im paderborner Gymnasialprogramm 1868, wo eine seltsame Gliederung in Strophe, Gegenstrophe und Schlußgesang versucht ist. Freilich kann man in unserm Gedichte zweimal zwei Abschnitte aus fünf und einen aus sechs, zum Schlusse wieder einen aus fünf Versen unterscheiden, aber ein wirkliches, dazu nichts weniger als schönes Entsprechen des Gedanken nur gewaltsam erzwingen. Daß im vorletzten Verse der sogenannten zwei Strophen sich allein ein Anapäst findet (in schwellender Traubenfrucht und sonnigem Weingebirg), ist eben nur ein neckischer Zufall, der am wenigsten eine so ganz unkünstlerische Komposition bestätigen kann. **) Die Dämmerung paßt nicht recht zur Fackel; auch scheint der Vergleich „wie die Dämmerung wüst und bleich" verfehlt.

am Tage vom Mahle trunken in die Akademie, wogegen Kallisthenes abends nach Hause zurückkehrt, und nicht bemerkt ist, daß es seine Gewohnheit gewesen, sich zu betrinken. Gelungen ist die Schilderung der Büste des Bacchus (V. 11—15)*), weniger glücklich die Rede des Gottes (V. 22—32) ausgeführt,**) besonders V. 28 f. sehr matt, auch die Verweisung an die Unterwelt, wo er sich einen Gott suchen solle, die freilich dadurch eingeleitet ist, daß der Gott den Trunkenen als ein wankendes Gespenst, ja als einen erebischen Schatten bezeichnet hat. Daß der Trinkende sich einen Priester des Bacchus nenne und der Epheu gleichsam ein Zeichen seines Priesterthums sei, ist wenig geschickt, da man eben dem Epheu eine kühlende Wirkung zuschrieb. Ja das Taumeln kommt gerade dem Bacchus zu und seinen Dienern, den Bacchen und Mänaden, die, wie er, epheubekränzt und in seligem Rausche erscheinen. Mit V. 26 würde die Rede des Bacchus passend schließen.***) Am Schlusse ist das Beschwören eines heiligen Gelübdes kaum bezeichnend genug.

60. Von den sieben Zechbrüdern.

Unser vielleicht mit Bezug auf einen wirklichen Vorfall erfundenes launiges Gesellschaftslied ward am 25. und 26. November

---

*) Hinwallenden war späterer Druckfehler statt Hinwallendem. — Schatten steht vom Beschatten. Irrig erklärt Dyckhoff „unter dunkelndem Geflecht". **) Deberich sieht im Gedicht die „Aufforderung zu weisem und doch reichlichem Lebensgenuß, der eine Fülle körperlichen und geistigen Genusses hervorbringt". Der Gott erklärt sich nur gegen das „wüste Treiben", den Mißbrauch des „edlen Blutes der Rebe" (erst drei Jahre später fällt Arndts Trinklied „Bringt mir Blut der edlen Reben!"), worin die in ihm verkörperte „Fülle schaffender Natur" sich reich und göttlich offenbare. ***) Ich kenne deiner nicht, wie es im Kirchenliede heißt: „Er kennet deiner nicht". Die Verbindung

1814 gedichtet. Das von den Trinkbrüdern so geschmähte Wasser rächt sich auf die empfindlichste Weise an den undankbaren Zechern, die am frühen Morgen nach dem ihnen angepriesenen neuen Wirthshause jenseit des Waldes ziehen. Den schon vor dem Betreten des Waldes durch die drückende Sonnenhitze erregten Durst stillen sie mit herrlichem Quellwasser, das sie darauf als fades Getränke verachten; im Walde verirren sie sich, ein fürchterliches Gewitter durchnäßt sie bis auf die Haut, und, gezwungen durch die von den Regengüssen gebildeten Sümpfe zu waten, kommen sie endlich, statt das ersehnte Wirthshaus zu erreichen, wieder an die geschmähte Quelle, die sie zu höhnen scheint. Die Darstellung ist mit bester Laune in echtem Volkstone durchgeführt, wobei die Erinnerung an bekannte Dichterstellen*) und der zuweilen gehobene Ton**) von besonderer Wirkung sind. Dahin gehört auch die mythologische Anspiegelung auf die Verwandlung von Menschen in Quellen und Flüsse (Str. 10), wie Arethusa, Byblis, Sybaris. Bei der Siebenzahl der lustigen Brüder liegen wohl die sieben Schwaben im Sinne. Die beiden kurzen Refrainverse sind auf die launige Wirkung berechnet und geschickt verwandt.***)

---

mit dem Genitiv, wie bei Luther ich kenne euer nicht (Matth. 25, 12), ich kenne des Menschen nicht (Matth. 26, 72). *) Str. 4, 4: „Von der Stirne rinnt der Schweiß“ (Schillers Lied von der Glocke: „Von der Stirne heiß Rinnen muß der Schweiß“), 5 f.: „Da rieselt so helle Vom Felsen die Quelle“ (Schillers Bürgschaft: „Da sprudelt es silberhell, . . . aus dem Felsen, geschwätzig, schnell, Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell“), Str. 8, 5 f.: „Dann kommt es geflossen, Unendlich ergossen“ (daselbst: „Da gießt unendlicher Regen herab“). **) Str. 7, 1 f.: „In seine vielverwobnen Gänge Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf“, Str. 9, 1 f.: „Bald wird der Forst zu tausend Inseln, Zahllose Ströme brechen vor.“ ***) Schwenke (Str. 6, 8) schmähen sie das

61. Die Geisterkelter.*)

Am 15. April 1834 wurde unsere launige Ballade in vierfüßigen jambischen Reimpaaren gedichtet, in welchen alle Verse männlich auslauten, wie Ballade 49 weiblich. Zwei Monate später schrieb Uhland an Kerner: „Die Geschichte von der Geisterkelter zu Weinsberg, die du, lieber Kerner, mir einmal erzählt hast, hab' ich in Reime gebracht. Du wirst sie in der neuen Auflage meiner Lieder erhalten." Aber er hatte diese Geschichte auch in Kerners Seherin von Prevorst gefunden, die er, wie er Ende 1829 schrieb, mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Dort heißt es: „Hier zu Weinsperg befindet sich ein Haus, das schon etliche und dreißig Jahre von einem Weingärtner Namens Bayer bewohnt wird. In alten Zeiten diente es als Kelter, von der nun aber keine Spur mehr vorhanden ist. In diesem hört man schon länger als 40 bis 50 Jahre, besonders vom Dezember bis Februar, nächtlich Töne, als schlüge ein Küfer mit vollen Kräften auf ein leeres Faß, als würde Kübelgeschirr gebunden, als machte man Zurüstungen an einer Presse, die gar nicht im Hause ist, wie man vor dem Traubenaufschütten und Pressen zu thun pflegt. Aber diese Schläge und Töne sind oft so gewaltig, daß sie bei stiller Mitternacht in der ganzen Nachbarschaft gehört werden. Dabei ist merkwürdig, daß, je heftiger und öfter diese Töne geschehen, desto reicher auch die Weinlese desselben Jahres ausfällt." Die ganze Erscheinung ist hier launig gewandt, so daß sie den entschiedenen Unglauben an solche Geistererscheinung mit ganz offenbar ausgesprochener

---

Wasser, das nur zum Schwenken von Flaschen und Gläsern gut sei. Spottend sind Str. 9, 7 f. Taufe und Traufe gebraucht. *) Vgl. Eichholtz Uhlands schwäbische Balladen S. 24 ff.

Beziehung auf Kerners unglücklichen Gespensterglauben bezeichnet. Der weinsberger Freund hätte wohl nicht mit Unrecht darüber zürnen können, daß der befreundete Dichter sich vor dem auf seine Lieder horchenden deutschen Volke gewissermaßen mit unter „das Heer von Rezensenten“ stellte, das sich, wie Uhland ihm Ende 1829 schrieb, gegen ihn erhoben hatte und es ganz überflüssig machte, daß ihm auch noch die Freunde mit ihren Bedenken kämen. Schon der launige Eingang, der auf den reichen Weinwachs, auf Kerners schöne und neue Lieder und die Burg Weibertreu hinweist*), deutet auf seinen Unglauben, da ihn Luthers Spruch, wer nicht liebe Wein, Weib und Gesang, bleibe ein Narr sein Leben lang**), auf den ihn die angeführten Vorzüge von Weinsberg gebracht, auch launig auf dessen Kampf mit dem Teufel auf der Wartburg führt, der Weinsberg mit seinen Geistern nicht nachstehe. Er läßt aber dem Nachtwächer das Gesicht der Geisterkelter in der Neujahrsnacht kurz vor der Geisterstunde erscheinen und als ein vom Volke allgemein geglaubtes Anzeichen eines guten Weinjahres betrachten, doch hat der ehrenwerthe Weinsberger heut zu viel getrunken und im Weintaumel das vom Aberglauben ihm gebotene Gesicht gehabt. Die Zeit ist die zwischen dem Ausheben der Uhr zum Schlag und dem Schlag selbst; *warnen* heißt eben das *Ansagen* des Schlages.***) Zuerst läßt der Dichter seinen Nachtwächter die

*) Kerner, der 1818 als Oberamtsarzt nach Weinsberg kam und sich am Fuß der Burg Weibertreu anbaute, hatte die Trümmer in liebliche Anlagen verwandelt. — *Schön und neu*, wohl Anspielung auf den Titel *schöne, neue*, den man Volksliedern und Volksbüchern auf fliegenden Blättern zu geben pflegte.
) Vgl. Schnorrs *Archiv* VIII, 300. *) Das wiederholte *zwischen* ist wider den gangbaren Sprachgebrauch, wird aber auch von Goethe so verwandt. Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. II, 172*.

Geisterkelter in dem Hause sehn, dem der Aberglaube sie zuschrieb, und zwar nicht die Arbeiten an den Fässern und der Presse, die vor der Weinlese geschehen, sondern das fröhliche Kelterfest selbst, das er ganz deutlich vor sich schaut, da die äußere Mauer wunderbar niedersinkt. Die Beschreibung der während des Kelterns der Trauben jauchzend und von Wein glühend um den Baum tanzenden taumelnden Menge ist höchst glücklich, der kühne Vergleich drastisch bezeichnend. Der Mann weiß nicht, wo ihm der Kopf steht; als er aber den Blick von da nach den Bergen wendet, erscheint ihm dort dasselbe Schauspiel in größerer Ausdehnung: er sieht bei hellstem Sonnenschein die in dem vollen Rebenlaub erglänzenden Trauben*), zwischen den Weinstöcken die Winzerinnen**), in den Gängen zwischen den Reihen der Weinstöcke die Träger, deren Körbe oder Bütten so hoch angefüllt sind, daß sie ihnen fast über den Kopf gehen, dann die Knaben, welche die Trauben zertreten; man lacht, singt, pritscht sich im tollen Jubel und schießt, und als nun der Abend kommt (so schnell wechselt das Gesicht), sieht er das von der Weinlese unzertrennliche Feuerwerk.***) Doch mit dem letzten Glockenschlage der Mitternachtstunde ist alles verschwunden; statt dessen bemerkt der Nachtwächter in dem Hause, wo ihm eben das Gesicht erschienen, nur ein verglimmendes Lämpchen. Aber der über das glückliche Anzeichen Erfreute singt nun schon

---

*) Des Herbstes goldner Sonnenstaub deutet auf den Glanz der Trauben, den ihnen die reifende Sonnenglut verliehen. Goethe nennt die Rebe in den Noten zum Divan „das eigentliche Kind der Sonne". Staub von allem Feinen. **) Die Wiederkehr von Laub dürfte anstößig sein, obgleich die Trauben unter dem Laube, die Winzerinnen vor und zwischen demselben erscheinen. ***) Man vergleiche mit dieser prachtvollen Schilderung die Goethes in Hermann und Dorothea IV, 35 ff. und die homerische in der Ilias XVIII, 561 ff.

das neue Jahr in den gewohnten Versen, zu denen er neue über das zu erwartende gute Weinjahr hinzufügt, welches ihm die Geisterkelter verkündet hat. Aus der abschließenden Rede des eben heimkehrenden Zechers und dessen glücklicher Einleitung spricht gleichfalls der Unglaube des Dichters an solche Geistererscheinungen und rundet das von bester Laune beseelte Gedicht trefflich ab. Es erschien in der Ausgabe von 1835, als das verkündete herrliche Weinjahr schon alle Welt erfreute.

62. Junker Rechberger.*)

Am 14. Februar 1811 kurz nach der Rückkehr von Paris begonnen, aber erst am 2. März abgeschlossen; die Schlußwendung scheint nur nach längerm Bedenken gelungen zu sein. Holland bezeichnet**), wohl nach Uhlands Mittheilung, als unmittelbare Quelle die zu Helmstedt 1694 erschienene Schrift von J. F. Stockhausen „Mira praesagia mortis, das ist: Wunderliche Todes-Vorboten", wo es S. 53 buchstäblich heißt: „In Wendunmuth***) wird diese Geschicht von Junker Rechberger er-

*) Vgl. Eichholtz a. a O. S. 6 ff. Birlinger in der „Alemannia" Bd. IX und XI, Hamburger Nachrichten, Beilage vom 12. Dezember 1886. **) Uhlands Schriften IV, 370. ***) „Wend Unmuth, darinn allerhand höfliche und lustige Historien, Schimpffreden, Beyspielen und Gleichnuß begriffen . . . durch Hans Wilhelm Kirchhof", zuerst Frankfurt am Main 1563, später mehrfach, aber verändert gedruckt. Wenn Uhland viel später in seinen Vorlesungen über Sagengeschichte der gespensterhaften Erzählungen von einem „edeln Staudenhünlein, der Rechenberger genannt" aus Kirchhof gedachte (Schriften VII, 606), ja zu der Erwähnung des ersten Abenteuers von Richard ohne Furcht später hinzufügte: „Ganz dasselbe wird in deutscher Sage von Junker Rechenberger, dessen wir beim wüthenden Heere gedacht, in Kirchhofs Wendunmuth Bl. 75b erzählt" (daselbst 662), so folgt daraus keineswegs, daß er bereits im Jahre 1811 die Geschichte aus Kirchhof selbst kannte, bei dem der Name Rechenberger heißt. Auch noch

zehlet, der ritte einmahl in eine Nacht aus, etlichen guten Leuten ungebeten auf den Dienst zu warten, und verbarg sich biß nach Mitternacht in einer wüsten Kirchen. Als er sich nun vor Tage aufmachet nach dem Ort, da die ausgespähete Leute fürüber ziehen solten und unterwegen gewahr wird, daß er seine Streit-handschu in der Kirchen auf einer alten Todtenbaar vergessen, schickt er eilends den Knecht zurück, dieselbigen zu hohlen. Der kommt bald wieder und spricht, es möge ein ander die Handschu hohlen, denn es sitze ein feuriges Gespenst auf der Todtenbaar und habe beyde Handschu angethan und streiche einen über den andern auf das glatteste an. Darauf der Junker erzürnt zum Knecht spricht, was er für eine Memme sey, ob er sich unter-stehen wolle einen Kerl anzugreiffen und doch so verzagt für einem Gespenst sey. Reitet also selbst zurück, lässet den Knecht das Pferd halten, gehet hinein und reißet sich mit den Teuffel über die Handschuh und erobert endlich dieselbige, reitet darnach wieder auf sein Posto. Unterdes bricht der Tag an und sahen die beyde einen schwartzen Hauffen Reuter gegen ihnen her-traben, wichen derohalben auf eine Seite aus. Hinter diesen Zeug kömmt einer hernach getrabet und führet ein lediges Pferd an die Hand mit Sattel und allen woll staffiret, den fragt der Rechberger, wer der vorreitende gewesen? Er fragt weiter, wem dann das ledige Pferd zustehe? Darauf antwortet jener: Es gehört einen meines Herrn getreuen Diener, der heißt der Rech-berger, der soll heute über ein Jahr erstochen werden und dann darauf in sein Losement reiten. Damit ritte der Reuter fort.

---

in der Abhandlung über das französische Epos aus dem Jahre 1812 (VII, 370) schreibt er mit Stockhausen Rechberger. Die Rechberger waren ein bekanntes oberschwäbisches Raubrittergeschlecht.

Rechenberger erschrack, wolte sich folgends bessern, gab seinen Knecht Pferd und Harnisch und ging in ein Kloster, darin sie ihn vor einen Layenbruder annahmen und über des Abts Pferde die Obsicht anbefohlen. Als er aber ein Jahr im Kloster gewesen, wird er eben auf diesen Jahr-Tag, an welchem er hatte seine Gesellschaft gesehen vorüberreiten, mit einen Stallbuben uneins und von denselben mit einer Heugabel erstochen." Uhland erkannte eine offenbare Lücke der Sage darin, daß der Teufel trotz Rechbergers Besserung über diesen Macht gewinnt; denn diese kann er doch dadurch nicht erhalten haben, daß das Teufelsgespenst sich vorübergehend in den Besitz seiner Handschuhe gesetzt hatte, welche dieser ihm nach einem längern Kampfe wieder abrang. Deshalb ließ er den Bösen sich dadurch seiner versichern, daß sein übermüthiger Ritter Ohnefurcht wirklich diesem die Handschuh auf ein Jahr leiht und sich so mit ihm einläßt, ohne zu ahnen, wie er diesem dadurch verfällt, daß er ihm eines seiner Kleidungsstücke, wenn auch nur auf bestimmte Zeit, überläßt. Erst als er auf seine neugierige Frage die Antwort erhält*), er selbst werde auf dem ledigen Pferde nach einem Jahre in dem gespenstigen Zuge reiten, geht es ihm auf, daß es um ihn geschehen sei, und so begibt er sich ins Kloster, um seine Missethaten zu bereuen, nachdem er seinem Knechte eingeschärft, seine Waffen nur im Dienste Gottes zu führen. Das Umschlagen aus dem kecken Uebermuthe in die Angst der Verdammniß ist das Charakteristische in der Sage, welche eben diesen fest im Volke wurzelnden Aberglauben, daß der Teufel durch eine solche Uebergabe von irgend etwas, das einem

*) Str. 12, 1 war tritt statt ritt späterer Druckfehler.

angehört, seien es Haare, Nägel oder ein Kleidungsstück, Macht über ihn gewinnt, zur Darstellung bringen will. Der Böse hat den wegelagernden Ritter überlistet, der an jenen Aberglauben gar nicht denkt, bis ihm die grause Verkündigung seines Todes wird. Der Schluß der Ballade spricht in der dem Volksliede eigenen halb launigen Weise die aus der Geschichte sich ergebende Mahnung aus, nicht als Wegelagerer die Leute zu berauben und sich nicht voll kecken Uebermuths mit dem Teufel einzulassen, nur wird für die allgemeine Lehre der besondere Fall Rechbergers gesetzt, der in der Nacht am Wege aufgepaßt und dem Teufel die Handschuhe auf Treue und Glauben geliehen hat. Dietrich reitet der Sage nach auf einem schwarzen Rosse spornstreichs zur Hölle.*) Hier aber scheint angenommen, Rechberger reite zunächst in dem schwarzen Zuge, welchen er im vorigen Jahre gesehen, dem er aber natürlich später zur Hölle folgt. Absichtlich wird am Schlusse nur gesagt, daß er sich in den Sattel geschwungen. Uhland läßt auch den Tod Rechbergers durch ein schwarzes Roß erfolgen, das nur der Teufel sein kann, was doch, wie es hier dargestellt wird, anstößig sein dürfte. Das Roß tritt ihn todt und verschwindet, und zwar geschieht dies am Jahrestage seiner Aufnahme ins Kloster; als er schon unter dem Grabstein liegt, stellt sich um Mitternacht ein schwarzes Roß mit den Handschuhen ein; er muß aus dem Grabe steigen und sich auf das Roß schwingen. Wir erwarten, daß dies doch in derselben Jahresmitternacht geschehe, in welcher Rechberger die Handschuhe geliehen, damit der Böse sein Wort halte; dies ist aber eben nicht der Fall. Auch daß er schon einige Zeit im

*) Vgl. Uhlands Schriften I, 204. 208, wo auch Thebels von Walmoden gedacht wird.

Grabe gelegen, ehe das Roß ihn holt, ist seltsam. Der alten Sage wäre es gemäßer, wenn Rechberger lebendigen Leibes zur Hölle reiten müße, und die Begründung, daß er durch die Handschuhe sich dem Bösen überantwortet habe, bestimmter hervorträte. Ein Uebelstand der Sage selbst ist es, daß der in Angst gesetzte Rechberger sich nicht besser vorsieht und durch die Kraft seines Gebetes sich rettet, wie Robert der Teufel durch eine wunderbare Buße sich mit dem Himmel versöhnt.*) Er verräth sich dem Abt nicht, so daß dieser nichts thun kann, um dem Einflusse des Teufels entgegenzuwirken**), ja er selbst achtet nicht auf das Herannahen des verhängnißvollen Tages. Der „schwarze Zug vermummter Rittersleute" wird auffallend kurz abgethan, wogegen die Ueberraschung des Ritters glücklich angedeutet ist, dem schon das Herz vor Freude über den erwarteten Fang geschlagen. Die Neugierde spricht sich in der freundlichen Anrede an den Knappen (traut lieber) aus. Daß dieser auf die erste Frage gar nicht erwiedert, Rechberger bloß den treuesten Diener seines Herrn nennt und dessen schauriges Wesen nur ahnen läßt, wirkt ergreifend.***) Das Steigen des Todten aus dem Grabe ist freilich nicht recht klar; das Grab muß sich von selbst öffnen. Der Grabstein, von dem er sich aufs Roß schwingt, ist wohl nicht ein auf dem Grabe sich erhebender Denkstein, sondern die geöffnet stehende Grabplatte.

Der knappe, einfach bezeichnende Volkston†) ist glücklich

*) Uhlands Schriften IV, 369. **) Der Abt fragt gar nicht nach der Schuld, die er sich zugezogen, er freut sich, daß er, wie er an den Sporen sieht, ein Reitersmann ist, den er gut gebrauchen kann. ***) Ritt Str. 14, 1 vom einhergehenden Pferde; denn der Schwarze ist eben das ledige Pferd. †) Ihm gehört auch ring (statt des zusammengesetzten gering) Str. 16, 2 an, das sich

getroffen, die Darstellung lebendig anschaulich und fast malerisch. Das gewählte einfache aus zwei Reimpaaren bestehende jambische, durch Anapäste belebte Strophenmaß entspricht ganz dem Inhalte und dem Ausdrucke. In der Uebersetzung der ähnlichen Geschichte von Graf Richard Ohnefurcht (vgl. S. 43) findet sich dasselbe Versmaß, aber ohne Anapäste und ohne Abtheilung in Strophen, da der regelmäßige Wechsel mit männlich und weiblich auslautenden Versen fehlt.

63. Der Graf von Greiers.

Am 30. Oktober 1829 in der nachgebildeten Nibelungenstrophe gedichtet, wie 1814 des Sängers Fluch (82), 1815 die Romanzen Graf Eberhard der Rauschebart (76). Eine volle Nachbildung der Nibelungenstrophe, in welcher der vierte Vers eine Hebung mehr hat und die Senkungen ausfallen können, hat Uhland nicht versucht*); bei ihm zerfallen die sämmtlichen Verse, wie dort die drei ersten, in zwei Hälften von je drei Hebungen oder Hauptbetonungen, von denen die erste klingend, die zweite stumm auslautet, d. h. die erste besteht aus viertehalben, die zweite aus drei Jamben. Freilich könnte man die Strophe auch achtversig lesen, so daß die reimlosen ungeraden Verse weiblich auslauteten, aber Uhland wollte eben die beiden Hälften des Verses als einen Vers gelesen wissen,

---

fast nur in verringern erhalten hat. Schwab sagt so noch: „Sein Opfer wär' zu ring." — Die Stangen des Gebisses hält man dem Pferde vor, um es zum Stehen zu zwingen. — Str. 2, 3 ist Kaufzug, der Zug der Kaufleute zur Messe, wie in Goethes Götz. *) Vgl. Uhlands Schriften I, 357 ff. Richtiger nimmt Simrock (Die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung 1858) in der ersten Hälfte vier Hebungen an, wogegen sich aber u. a. Kleinpaul Poetik I, § 110 erklären.

so daß zwischen ihnen kein eigentlicher Absatz gemacht wird, sondern die Pause*), die nur den unvollständigen vierten Jambus (ähnlich wie im Pentameter die Pause nach dem dritten unvollständigen Fuße) ausfüllt, und die Strophe bloß aus zwei Reimpaaren, nicht aus zweimal vier Versen besteht. Götzinger hat behauptet, Uhland habe die in der rein jambischen Bewegung liegende Eintönigkeit durch den Gebrauch des Mittelreims in dem hintern Reimpaare zu mildern gesucht. In Wirklichkeit finden sich solche Reime nur viermal in den 74 Strophen von Graf Eberhard (1 Str. 6. 15. 4 Str. 8. 4 Str. 14), aber auch dreimal im vordern Reimpaare (1 Str. 11. 2 Str. 7. 3 Str. 3), neben vielen Assonanzen besonders im zweiten, aber auch im ersten Reimpaare, zwischen Versen des ersten und zweiten, ja auch zwischen drei Versen (1 Str. 13). In unserer Ballade stehen Assonanzen im ersten (Str. 2. 8—10) und im zweiten Reimpaare (Str. 4 f.), einmal in Vers 1, 2 und 4 (Str. 3); ebenso in der Ballade des Sängers Fluch im ersten (Str. 3. 6 f. 9) und dem zweiten Reimpaare (Str. 9), sowie zwischen dem ersten oder dem zweiten und dem dritten Verse (Str. 4. 7. 13. 16). Aber die metrische Gleichheit, ja Eintönigkeit wird weder durch die Assonanzen gemindert, die, da sie an kein Gesetz sich binden, nur wohllautend wirken, noch durch die vereinzelten Zwischenreime. Statt des Jambus hat Uhland

*) Diese hebt den Hiatus auf, wie es auch ein Satzabschnitt thut. So erklären sich die wenigen Fälle, wo ein scheinbarer Hiatus sich findet, Golde und (63, 7, 4), Name und (76, 3. 19, 4), Flüge um (76, 3. 1, 3), Hirte in (76, 1. 9, 1), Bade, ihm (76, 2. 2, 4), Schlosse ein (82, 3, 1). In Reise! Es (76, 4. 15, 3), und milde, als blickte (82, 5, 4) schließt auch der Satzabschnitt den Hiatus aus.

nur in der Ballade des Sängers Fluch ein paarmal einen bezeichnenden Anapäst eintreten lassen. Nach ihm haben auch andere deutsche Dichter in ähnlicher Weise die Nibelungenstrophe angewandt.*)

Woher Uhland die hier benutzte Schweizersage schöpfte, ist nicht bekannt. Da Götzinger, dem der Dichter selbst manche Mittheilungen über seine Quellen machte, keiner solchen Angabe gedenkt, so erinnerte sich Uhland derselben wohl später nicht mehr. Schon im Spätherbst 1806 hatte er die Schweiz besucht, dann sah er im Juli 1820 mit seiner jungen Gattin den größten Theil derselben; in den nächsten neun Jahren war er noch noch dreimal in dem wunderbar ihn anziehenden Lande der Berge und der Freiheit, zuletzt 1829. Höchst wahrscheinlich sah er das im Kanton Freiburg in der Nähe des Berges Moléson in einem der herrlichsten Alpenthäler gelegene Schloß Greyerz (Gruyère), das Uhland Greiers nennt, mit seinen noch erhaltenen Thürmen, Wällen und Mauern, wenigstens auf einem seiner Ausflüge, wohl 1829. Der letzte Graf starb im sechszehnten Jahrhundert, nachdem er sein Land an die Städte Bern und Freiburg Schulden halber verkauft hatte. Die Sage lautet also.**) An einem Sonnabende begann die schöne Sennerin Marguita mit sechs andern Personen auf der Schloßwiese zu Greierz einen der beliebten Ringeltänze, zu welchem man alle Bekannte einzuladen pflegt. So zogen denn die Tänzer, welche diesmal durch das ganze untere Land, dann ins obere hinein tanzten und erst am Dinstagmorgen auf dem Markte zu Saanen endigten (sieben=

*) Vgl. Kleinpaul § 111. **) Vgl. Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern I, 295 ff. Die grüne Schloßwiese als Ort fröhlicher Feier kommt schon in der greierzschen Fehde mit der Schweiz vor.

hundert Personen, Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen, hatten sich ihnen angeschlossen), auch den Grafen von Greierz in ihren Ringeltanz, in welchem er lustig sprang, tanzte und sang. Kurze Zeit darauf lud er alle Sennen und Sennerinnen zum Schwingen, Tanzen und Singen auf einer hohen Alp ein, wo er ein Lager hatte errichten lassen. Aber ein furchtbares Wetter zerstörte die Zelte und trieb die muntere Gesellschaft auseinander. Alle wußten sich vor der entsetzlichen Ueberschwemmung in Felshöhlen oder Sennhütten zu retten; nur der Graf wäre beinahe in einem angeschwollenen Gießbach ertrunken. Aus Dankbarkeit für die an diesen Tagen genossene Freude schenkte er Marguita die schönste Alpentrift. Uhland mußte zunächst die Sage vereinfachen, er konnte nur einen Ringeltanz von der Schloßwiese aus brauchen. Die Hauptänderung aber besteht in dem ganz eigenen Ausgang, der Verzweiflung des Grafen an seinem Glück; auch durfte dieser nicht zufällig in den Ringeltanz gezogen werden.

An einem schönen Morgen, wo der junge Graf (Str. 1, 1. 4, 4), vor seinem Schlosse stehend, die Spitzen (Hörner nach dem schweizerischen Sprachgebrauch) der Berge von der aufgehenden Sonne vergoldet, dagegen die obere Bergweide (die Alpe*)) noch vom Bergnebel bedeckt sieht, ergreift ihn eine nie empfundene Sehnsucht nach den Alpenthälern, deren sich Senner und Sennerinnen erfreuen**), während er allein in seinem öden Schlosse weilen muß. Freilich wäre es für die Wirkung des Gedichtes bedeutsam gewesen, wenn wir nicht erst am Schlusse hörten, daß sein Haus öde sei (er unvermählt und ohne Familie gelebt habe)

*) Vgl. die Erläuterungen zu Schillers Wilhelm Tell (I, 1) S. 130, zu Goethes Faust (I, 2998) S. 166. **) Die dich befahren. Man sagt zur Alpe fahren. Schiller braucht so auch Fahrt, zu Berge fahren.

und eine frühe Andeutung seiner trüben Stimmung nicht fehlte. Als er vor seinem Schlosse steht (das kein lebendiges Bild gebende Haus statt Schloß kann die Reimnoth kaum entschuldigen), hört und sieht er den Ringeltanz den Berg heran zur Schloßwiese ziehen und im Tanz sich schwingen, was durch das Schimmern der sich bewegenden weißen Aermel und das Flattern der bunten Bänder an den Hüten und die den Zug begleitenden, zum Tanze aufspielenden Schalmeien bezeichnet wird.*) Zu dem verzückt dastehenden Grafen kommt die jüngste und schlankste der Sennerinnen, faßt ihn bei der Hand, und zieht ihn nach der Sitte in den Kreis der Ringeltanzenden**), die ihn mit dem gangbaren, die Person nennenden Sangverse umringen und mit sich führen. Den langen Zug, der durch die Dörfer (wo man in die Häuser dringt und zum Anschlusse auffordert), über Wiesen durch Wälder bis zur hohen Alpe tanzend und singend sich bewegt***), beschreibt Str. 5 sehr anschaulich. Sonderbar meint Notter (S. 406), die Beschreibung erinnere fast an die berüchtigte Tanzsucht des vierzehnten Jahrhunderts und gebe jedenfalls ein übertriebenes und deshalb kein liebliches Bild. Aber Uhland schildert nur die

) Nah und näher, immer näher. Vgl. oben S. 185. — Klingen an sein Ohr, kühne Verbindung für „bringen klingend an sein Ohr". Vgl. Ballade 84 Str. 9, 1. **) Maienreis. Mai heißt eigentlich jeder zum Maifeste aufgepflanzte Baum, besonders die hochaufschießende Birke, der zum Maifeste beliebte Baum (Maibaum). Die Franzosen brauchen so mai. — Reis, wie Schoß, vom schlanken Baume. — Zum Bilde vgl. die Stelle der Odyssee VI, 162 ff. ***) Raffen hin, reißen fort, obgleich sie keine Gewalt gebrauchen, da er willig an der Hand der jüngsten Sennerin sich dem Zuge anschließt. — Sprung- und Reigenlied, indem sie springend und singend weiter ziehen. — Die Alpen. Die auch neben der Einheit von der Weide eines Berges gebräuchliche Mehrheit ist hier bezeichnender.

wirkliche Art dieser Ringeltänze, wie sie nicht allein in der Schweiz, sondern auch anderswo sich fanden, wie z. B. in Straßburg Kaiser Sigismund so von Frauen aus dem Bette geholt wurde und mit ihrem endlich zur Zahl von 150 anschwellenden Zuge durch die ganze Stadt tanzen und singen mußte. Die Darstellung ist keineswegs übertrieben, nur anmuthig belebt, bloß die Bezeichnung, „wo Glied sich reiht an Glied", scheint etwas steif. Str. 6 bildet zu dem am Abend des dritten Tages ausbrechenden Gewitter einen sehr glücklichen Uebergang durch die Darstellung der Sorge, die man auf dem Schlosse um den Grafen hat, von dessen Anschluß an den Ringeltanz man dort nichts bemerkt hatte. Die Angst um ihn muß bei dem Ausbruche des schrecklichen Unwetters steigen, was freilich der Dichter nicht andeutet, doch ergreift die Angst um ihn jetzt den Zuhörer. Str. 7 hören wir, wie der Graf, in der argen Gewitternacht von der Wasserfluth des Wolkenbruches fortgerissen, am Fuße des Schloßberges, wo er einen Ast verzweifelnd ergreift, sich auf das feste Land schwingt.*) Das erste Wort des Geretteten ist der Ausdruck des Gefühls, wieder an seinem Schlosse zu sein, das er nie wiederzusehn gefürchtet hatte. Dann aber nimmt er auf ewig Abschied von dem Zusammenleben mit Sennen und Sennerinnen, von denen ihn der Wolkenbruch fortgeschwemmt und ihm fast den Tod gebracht, während alle übrigen, wie er in seiner Verdüsterung

*) Von der Ueberschwemmung des Wolkenbruchs geht der Dichter zu dem schrecklich angeschwollenen Bache am Fuße des Schlosses über. Während eben ein jäher, rasch niederfahrender (vgl. Ballade 84 Str. 2, 4), Blitz die Nacht erhellt, sieht man vom Schlosse aus den mit den Wogen ringenden, sich mit Mühe rettenden jungen Grafen. Wogen wird hier kühn, aber bezeichnend von dem von der Flut hin- und hergetriebenen Grafen gebraucht, da es sonst nur von den durch Wind bewegten Gegenständen, wie Meer, Saaten, Fahnen, steht.

annimmt, vor dem wilden Elemente sich zu flüchten gewußt. Notter meint, daß der Graf allein von dem Wolkenbruch weggeschwemmt worden, sei so unglaublich, daß der Dichter es, selbst wenn es eine feststehende Thatsache wäre, nicht hätte als solche darstellen dürfen. Aber das Unglaubliche „machen Dichterkunst wahr", nur das psychologisch Unglaubliche muß der Dichter meiden. Und hier ist nur vom Glauben des verdüsterten Grafen die Rede, der ja dem Wetter getrotzt hatte, während die Sennen und Sennerinnen nicht allein die Gefährlichkeit erkannten, sondern auch, wie sie in solchem Falle gewohnt waren, in einer Sennhütte oder in einer Felsengruft sich zu retten suchten. Daß seine selige Freude*) so traurig gestört und er allein weggeschwemmt worden, hält er in der ihm eigenen düstern Stimmung für einen Wink des Schicksals, daß solche Freuden nicht für ihn seien, daß er für sich allein im öden Schlosse weilen müsse. Seltsam ist es, wie Notter schreiben konnte: „Die Schlußverse, so schön sie sind, klingen fast wie eine leise Parodie auf die bisweilen gehörte Betheuerung dieses oder jenes Fürsten, wie lästig ihm der Schimmer der Krone falle und wie gern er mit dem Schäfer auf der grünen Aue tauschen möchte — eine Last, von welcher er sich jeden Augenblick befreien könnte, wär' es ihm mit der Klage recht ernst!" Der junge Graf sieht ja in dem fürchterlichen Gewitter, das gerade seinen ersten Versuch, sich an der Freude des Volkes zu betheiligen, so schrecklich gestört und ihm beinahe den Tod gebracht hat, einen Wink des Schicksals, daß ihm ein solches Glück

*) Das Schwingen durfte Götzinger nicht mit den gefährlichen Schwingfesten, wie sie noch heute besonders im Thal Entlebuch gangbar sind, in Verbindung setzen. Schwingen bezeichnet hier eben nur, daß er im Tanze sich schwang, und ist eine nähere Bezeichnung zu Tanzen. Vgl. 64 Str. 2, 1.

nicht beschieden sei.*) Mit besonderm Schmerze nimmt er von der schönen jungen Sennerin, an deren Hand er den Ringeltanz mitgemacht, Abschied; er bezeichnet sie als eine Alpenrose, die für ihn unerreichbar sei, da er von der grünen Alpe, nach welcher er sich gesehnt, jetzt durch den Spruch des Himmels ausgeschlossen ist. Sie darf ihn nicht mehr berühren, wie innig er sich auch zu ihr hingezogen fühlt, sein Haus soll öde bleiben.**) Fast könnte man meinen, es ergreife ihn mit besonderer Bitterkeit, daß diese sich von ihm getrennt, sich ohne ihn gerettet habe. So endet also die Ballade mit der durch die traurige Störung seines ersten Versuches, an der Lust des Volkes sich zu betheiligen, in ihm erregten Verzweiflung, diese Sehnsucht nach der Alpe und frohem Genusse, wie er dem Volke beschieden ist, befriedigen zu dürfen.

64. Graf Eberstein.***)

Diese heiterste und leicht fließendste aller uhlandischen Balladen ward am 9. Januar 1814 gedichtet. Zur besondern Reimform vgl. S. 58. In Goethes Braut von Korinth treten die beiden kurzen Verse zwischen das letzte Reimpaar. Sonderbar spricht Eichholtz von „daktylischen Tanzrhythmen“, wonach er einen Aufschlag annehmen muß.†) Nach Uhlands eigener Auf-

*) O, nicht bin ich geboren dürfte etwas hart und nicht bezeichnend genug sein. — Paradies, nach sprichwörtlichem Gebrauch, ähnlich wie Himmel. Goethe hat sogar die Mehrheit zur Bezeichnung von seligstem Glücke. **) Ich fühl's, daß dieses Glück mir nicht beschieden. — Der Brand, den selbst die kalte Woge, die ihn noch schauern mag, nicht löscht, ist gerade der Schmerz um diesen Verlust seines seligsten Glückes. ***) Vgl. Eichholtz S. 9. †) In den beiden ersten Versen sind alle Füße mit Ausnahme des ersten jambischen Anapäste. Im fünften, der sonst den beiden ersten gleich ist, steht in dem wiederkehrenden Verse „Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein“ auch im ersten Fuße

zeichnung liegt hier die Erzählung der Eberstein im ersten, 1812 erschienenen Bande von Friedr. Dav. Gräters Zeitschrift Iduna und Hermode zu Grunde: „Eine hochherzige Geschichte! Kaiser Otto belagerte des Grafen Feste lang vergeblich. Eine Kriegslist sollte endlich bewirken, was die Kraft nicht that. Graf Eberstein wurde zu einem Turnier und Tanz nach Speier eingeladen. Er erschien und zeigte sich auch da als den mannlichen Ritter in Kampf und Tanz. Die Kaisertochter, deren Leib er eben umschlang, verrieth ihm während des Tanzes den heimlichen Anschlag auf seine Burg. Eberstein verließ in der Nacht den Tanz und war mit Tagesanbruch wieder der Vertheidiger seiner Feste. Kaiser Otto fand den Ritter bewundernswerth und die Hand der Prinzessin, die ihm schon das Herz geschenkt hatte, war von beiden Seiten der Kampfpreis und das frohe Ende der langen Belagerung." Gräters ungeschickte Erzählung*) hat Uhland auf das schönste belebt, wobei er den echten Volkston künstlerisch gehoben. Daß der Name des Kaisers nicht angegeben wird entspricht dem angeschlagenen Tone. Der erste geschichtlich bekannte schwäbische Graf von Eberstein ist Berthold. Der Parallelismus der beiden Tanzfeste **) mit der

ein solcher; umgekehrt beginnt dieser Vers zweimal (Str. 3 und 5) mit zwei Jamben. Die kleinern Verse sind jambisch, nur Str. 6, 3 beginnt anapästisch (Euer, wie Str. 3, 1). Daß führet, hüte u. s. w. jambisch gemessen sind, kann bei Uhland nicht auffallen. Vgl. S. 106. *) Ausführlich gibt die Geschichte Martin Crusius im zweiten Theile der Annales Suevici und nach ihm Lehmanns Speiersche Chronik, auch Grimm im zweiten Bande der deutschen Sagen. **) Hebt sich (Str. 1, 1), nach älterm Gebrauche, wie bei Luther häufig. Vgl. 2 Samuel 18, 16. Aber auch Platen und andere neuere Dichter brauchen so heben für erheben. — Statt mit Fackeln (2) erwartet man bei Fackeln, da hier an keinen Fackeltanz zu denken. — Springen führt den lustigen Tanz weiter aus, wie in der vorigen Ballade Tanzen und Schwingen steht.

dazwischen tretenden, gleichfalls als ein Tanzen bezeichneten Vertheidigung der Feste und der Andeutung, daß das Tanzen mit des Kaisers Töchterlein ihm den Anschlag verrathen und ihre Verbindung den Streit fröhlich beenden werde, schließt sich höchst glücklich mit geschickter Ueberspringung der Verhandlungen wegen des friedlichen Aufgebens der Belagerung zu einem lebendig bewegten Ganzen zusammen. Die lose Mahnung des Grafen im Brauttanze, daß heute Nacht ein Schlößlein gefährdet sei, gleichsam zur Erwiederung der frühern von der Prinzessin beim festlichen Reigen erhaltenen Kunde, wächst aus der Dichtung gleichsam als krönende Blume heiter hervor. Daß die Prinzessin aus Liebe den Anschlag verräth, ist nur angedeutet (Str. 2, 2), wie auch die Lust des seligen Bräutigams entsprechend den Worten, mit denen diese ihn genannt hatte (Str. 2 und 8), und in des Grafen Rede an den Kaiser der Tochter Verrath (Str. 6). Mit glücklicher Kürze ist auch das heimliche Entweichen des Grafen Str. 3, 3 ff. bezeichnet.

65. Schwäbische Kunde.

Dieses leuchtende Muster einer glücklich gewendeten, echt volksthümlich gehaltenen Anekdote dichtete Uhland am 6. Dezember 1814. Aber schon vorher schwebte ihm eine ähnliche Behandlung der Sage von dem Heldenstücke eines Deutschen in einem Kreuzzuge vor, die er nur in eine frühere Zeit versetzen wollte.

Fackeln und Kerzen erhellten den Saal (Ballade 1 Str. 3, 1); erstere haben wir uns wohl zunächst am Eingange zu denken. — Im luftigen Reigen (Str. 2, 1). Späterer Druckfehler war lustigen. Luftig deutet auf das leichte Heben der Füße.

*) Vgl. Eichholtz S. 9 ff. Birlinger „Im neuen Reich“ 1879 Nr. 5. Fränkel S. 48. Kunde steht im Sinne von Sage. Vgl. S. 18. 43 f.

Erhalten ist uns der in bester Laune ausgeführte Anfang einer, wie Keller sagt, auf der Schwelle zwischen der alten Romantik und der spätern historischen Richtung des Dichters stehenden Dramatisirung der Sage von Karl dem Großen in Jerusalem, die wir erst 1836 aus dem altfranzösischen Gedichte, das Francisque Michel nach einer Handschrift des britischen Museums herausgab, vollständig kennen gelernt. Sie sollte die Rückreise des Kaisers und seiner „treuen zwölf Begleiter" von Jerusalem schildern. Außer dem Prolog des Herolds ist nur der Anfang einer Szene erhalten, wo die Reisenden zum Zelte des Schweinehüters des Königs Hug kommen, der dem Kaiser „ein Gläschen edlen Cyperweins" kredenzt. Von Karls Rittern treten hier Nayms, Olivier, Roland und Turpin auf. Aber aus Versen, die sich am Rande nachgetragen finden, ergibt sich, daß Uhland auch Gerold von Schwaben hier am Hofe des Königs einführen und ihm jenen Schwabenstreich zutheilen wollte. Diesem gehören die Verse:

> Soll ich an solchem Hofe bleiben,
> So muß ich eben Schwänke treiben.

Außer diesen findet sich nur der Schluß der Geschichte:

> Sie sprachen: „Sag' uns, Ritter werth,
> Wer solche Streiche dich gelehrt,
> So starke, wundergleiche?"
> Herr Gerold sprach: „Was fragt ihr lang?
> Die Streiche sind bei uns im Schwang;
> Man heißt sie Schwabenstreiche."

Als der Dichter die Vollendung des Stückes aufgegeben, beschloß er die Verherrlichung des ungeschlachten Schwabenstreiches in einem eigenen Gedichte auszuführen, dabei aber die überlieferte Zeitbestimmung zu befolgen. Er kannte die Geschichte wohl

aus den ihm nahe liegenden, gewiß frühe bekannt gewordenen Annales Suevici von Crusius*), der sie nach dem die Geschichte der griechischen Kaiser seiner Zeit (von 1117—1203) erzählenden Werke des Nicetas Acominatus aus Chonä in kürzerer Fassung also berichtet: „Auf diesem Zuge (dem Kreuzzuge von Friedrich Barbarossa) soll ein Alemanne von riesigem Körper und ungeheurer Kraft weit hinter seinen Landsleuten zurückgeblieben sein, da er sein durch die Anstrengung ermüdetes Pferd Schritt vor Schritt führen mußte. Fünfzig Sarazenen beschossen ihn aus der Ferne mit Pfeilen**), doch da er durch seinen Schild und seinen starken Panzer geschützt war, verfolgte er ruhig seinen Weg. Als aber einer der Feinde, den seine Kühnheit stach, an ihn heranritt und mit dem Schwerte auf ihn schlug, hieb dieser mit starker, heldenhafter Hand die beiden vordern Füße des feindlichen Pferdes mit einem Schlage ab. Und da dieser noch auf dem gestürzten Pferde sitzen blieb, hieb er dessen Kopf, Brust, Bauch, ja auch den Sattel mit einem Schlage seines Schwertes durch, so daß er noch den Rücken des Thieres verwundete.“ Höchst unwahrscheinlich ist es, daß Uhland, der hier schon die nöthigen Züge zu seiner dichterischen Behandlung vollauf fand, auf die Darstellung des Nicetas (p. 543 Bekker) zurückgegangen sei, die keinen neuen Zug bietet, nur die Geschichte in die Nähe von Ismael verlegt (sie ereignete sich vor der Schlacht bei Ikonium) und noch bemerkt, die andern Feinde seien darauf geflohen (was Uhland aus eigenem Mittel hinzuthat, um die Wirkung des grausen Hiebes zu schildern), der Alemanne aber sei wie ein seiner

*) Vielleicht benutzte er die unter von Mosers Leitung 1733 erschienene deutsche Uebersetzung. **) Wenn Uhland V. 22 von Spießen, 25 von Pfeilen spricht, so sind auch wohl unter den Spießen Pfeile zu verstehn.

Kraft vertrauender Löwe langsamen Schrittes weiter gegangen und abends bei den Seinen angekommen. Ebenso wenig dürfte Uhland die Geschichte aus Gottfrieds (Abelins) historischer Chronica oder gar aus der Türkenpredigt „Auf, auf, ihr Christen!“ des Schwaben Abraham a sancta Clara kennen gelernt haben, der freilich den Helden „Alleman und Schwab“ nennt, aber den von Uhland benutzten Zug übergeht, daß die fünfzig Türken zuerst mit Pfeilen geschossen, bis sich einer in seine Nähe gewagt. Die Einleitung und der Schluß, die dem Gedichte erst Halt und Bedeutung geben, sind ganz Uhlands Eigenthum, der auch den schlichten und treuherzigen Ton von Hans Sachs glücklich getroffen hat, wobei er sich denn einmal launig des schwäbischen forcht sich nit bedient, um gleichsam die echt schwäbische Furchtlosigkeit desto lebendiger hervortreten zu lassen, wie er am Schlusse dem Schwaben sein halt in den Mund legt. Daß in so früher Zeit von Schwabenstreichen in dem neuern Sinne, auf dem eben die launige Spitze beruht, noch nicht die Rede sein konnte, da diese Bedeutung von Streich viel jünger ist, kümmert den Dichter nicht, der es auch nicht unterließ, des schon von Tacitus erwähnten deutschen Lasters der Trunksucht launig zu gedenken.*) Der ältern Sprache gehören lobesam (ein allgemein lobendes Beiwort, wie ehrenwerth), der Gebrauch von Märe für Pferd, thät mit Infinitiv, spöttlich und was Arbeit an. Redensarten des Volksmundes sind glücklich benutzt, wie V. 9. 27. V. 6 schwebt einem Steine

*) Götzingers Bemerkung zu mit gutem Bedacht 46: „Im Gegensatz zu dem unbedachten und zornmuthigen Schwaben“, stellt die Sache auf den Kopf. An Bedacht hat es dem Schwaben nicht gefehlt, der nur endlich, als es ihm zu toll wird, auf gut Schwäbisch sich seiner Haut wehrt.

für Brod geben (vgl. auch Matth. 4, 3) vor. Der Vers ist der einfache vierfüßige Jambus, nur zuweilen um eine einen weiblichen Ausgang bildende Silbe vermehrt. 20 ist wohl als drei Anapäste zu lesen, die, wie die Kürze des Verses, malerisch sind. Sonst findet sich in einem Verse nur viermal ein Anapäst und zwar je einer in den vier Füßen. V. 18 wird hinter, nach uhlandischer Freiheit, am Anfange des Verses jambisch gebraucht. Auffällt 45 im dritten Fuße 'ne neben 40 einen am Anfange des Verses. Beim Schlusse könnte man fragen, woher die nachfolgende Christenschar wisse, daß gerade der Schwabe an dem Türken den Meisterstreich gethan, den diese freilich, da er nur langsam mit dem kranken Pferde vorwärts kommen kann, gar bald erreichen werden.*)

66. Die Rache.

Am 3. Februar 1810 gedichtet. Die im Geiste des Volksglaubens ersonnene rasche Rache des frevlen Knechtes, der, um selbst Ritter zu werden, seinen Herrn erstochen hat, findet einen durch seine Einfachheit um so ergreifendern Ausdruck. Gerade das, was seine Ehrsucht gereizt, die schmucke Ritterrüstung und das edle Pferd, bereitet ihm den Untergang, als er sich ihrer zuerst voll erfreuen will. Die kurzen Strophen aus einem Reimpaare von vierfüßigen, durch Anapäste lebhaft bewegten Jamben, wie sie schon das Volkslied kennt, sind höchst wirksam. Vgl. Ballade 23. In Ballade 14 sind je zwei Reimpaare zu einer Strophe verbunden. Zu einem schalkhaften Liede ist dasselbe

*) V. 51 stand ursprünglich Sag, 52 dich. Die Aenderung der ersten Ausgabe in Sagt und euch hat Uhland in der zweiten zurückgenommen.

Strophenmaß Ballade 54 verwandt, zu einer heldenhaften Ballade mit sparsamerer Anwendung der Anapäste Ballade 68.

67. Das Schwert.*)

Am 28. Januar 1809 wurde diese eigenthümliche Wendung der erst drei Jahre später bearbeiteten Sage von Siegfrieds Schwert gedichtet. Der Spott des Schmiedes, daß der Heldenjüngling für ein gutes Schwert, das er sich bestellt hat, noch zu schwach sei, gibt diesem die Kraft, es zu führen; der ritterliche Muth, der ihn durchdringt, steigert seine Stärke, so daß er kann, was er will. Das Anerbieten des auf sein tüchtiges Schwert sich etwas zu Gute thuenden Schmiedes lehnt der junge Held ab: schon heute will er das Schwert brauchen, und dazu bedarf es keines Umschmiedens, nur der vollen ritterlichen Kraft, welche die Berufung auf seine Schwäche in ihm wachgerufen. Sehr schön tritt dem Wiegen in freier Hand das Schwingen des mit Heldenkraft angespannten Armes entgegen.**) Die knappe Darstellung ist höchst wirksam.

68. Siegfrieds Schwert.***)

Am 8. Januar 1812 ausgeführt. Zu Grunde liegt die Sage des Volksbuches vom gehörnten Siegfried, daß dieser, als er von seinen Eltern wegzog, beim Meister einer am Walde ge-

*) Vgl. Foß in Herrigs Archiv XXVIII, 195 ff. **) Bei aller Ritterschaft. Er schwört bei allen wahren Rittern, denen er sich ebenbürtig fühlt. ***) Vgl. Foß a. a. O. 198 ff., der das Gedicht für eine Märe erklärt und sich in ganz fremden Betrachtungen und Vergleichungen ergeht, über denen er das eigentliche Verständniß des Gedichtes ganz außer Augen setzt.

legenen Schmiede sich verdingte. „Wie nun der Meister seinen neuen Jungen oder Knecht zur Arbeit anspannt, schlägt derselbe mit so grausamer Stärke auf das Eisen, daß es davon entzwei ging und der Amboß fast halb in die Erde sank.“ Vgl. dazu die ältere Darstellung des Liedes von Siegfried bei Grimm „die deutsche Heldensage“ S. 72 und die Wilkinasage daselbst S. 73, wonach beim ersten Schlage der Amboßstein zerspringt, der Amboß in den Untersatz hineinsinkt, die zerbrochene Stange und der Hammerstiel umherfliegen. Wenn in der Sage Siegfried bei dem Schmiede Dienste nimmt wie ein anderer Schmiedeknecht, um seinen Unterhalt zu verdienen, so treibt es bei Uhland den „stolzen“ (muthbeseelten) Knaben auf die Wanderschaft, da er es im Hause der Eltern nicht aushalten kann, aber bald erfaßt ihn, der nur als Knabe einen Stecken führt, das Verlangen nach einem Ritterschwerte, da er so viele gewappnete Ritter an sich vorüberziehen sieht, und so bittet er den Meister der Schmiede, ihn die Kunst zu lehren, ein gutes Schwert zu machen, wie er es bedarf. Sein Arm aber zeigt eine solche Riesenstärke, daß der Amboß davon tief in die Erde sinkt, und alles Eisen, was auf den Amboß kommt, von der Wucht seiner Schläge in Stücke zerspringt. Als endlich nur noch eine Eisenstange übrig ist, macht er sich daraus ein starkes Schwert, mit dem er nun seine Ritterschaft antritt, da es ihn zum Kampf mit Riesen und Drachen treibt. Die Schwäche der Dichtung liegt darin, daß nicht zu ersehn ist, wodurch es bei der letzten Eisenstange ihm gelingt, wirklich ein gutes Schwert zu schmieden, diese nicht auch in Stücke springt. Echter Volksgeist belebt die knappe, frische, immer den Nerv der Sache treffende Darstellung; das Bild des von seinem Geiste getriebenen, sich seinen Weg bahnenden Jünglings=

knaben, der seine Kämpfe mit derselben Thatkraft bestehn wird, mit welcher er sich sein Heldenschwert verschafft hat, tritt uns fast leibhaft entgegen.

69. Klein Roland.*)

Schon vor dem Besuche von Paris, am 17. und 18. Dezember 1808, gedichtet, aber erst in der Gedichtsammlung erschienen. Nach Uhlands eigener Mittheilung in einem Brief an Alexander Kaufmann**) (auch Götzingers Angabe wird auf Uhlands Mittheilung beruhen) nahm er die Sage aus der deutschen Uebersetzung der spanischen Noches de Inuierno (Winternächte) von Antonio de Esclava (1609), welche Matthäus Drummer von Papenbach 1713 zu Nürnberg erscheinen ließ. Die Sage lautet hier, in wesentlicher Uebereinstimmung mit dem italienischen Volksbuche Reali di Francia, kurz also. Bertha, Karl des Großen schöne Schwester, wird von Milon von Anglante verführt. Karl verurtheilt sie zum Tode, doch gelingt es ihr mit ihrem Verführer nach Italien zu fliehen, wo sie in einer Felsschlucht bei Siena einen Sohn gebiert, der von dem Hinunterwälzen in der Schlucht Rodando genannt wurde, woraus man später Orlando machte. Der Vater, der die Seinigen mit seiner Hände Arbeit nährt, versinkt in einem Bache, als der Junge vier Jahre alt ist. Dieser ging täglich, um Almosen zu sammeln, nach Siena. Bald ward er bei den Knaben beliebt, wie er durch die sein Alter übersteigenden Kräfte sich vor allen auszeichnete.

*) Vgl. Eichholtz in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" (Berlin) 1871 (B. XXV) 2 ff. Hieckes „gesammelte Aufsätze" S. 15 ff. Schleusinger im ansbacher Programm 1876. Fränkel S. 62 ff. **) Herrigs Archiv XIX, 476.

Da Orlando einst gar übel angezogen erschien, beschlossen sie ihn auf ihre Kosten zu kleiden. Die Knaben jedes Stadtviertels kauften ein Stück Tuch von verschiedener Farbe und ließen ihm so einen langen Rock von vier verschiedenen Farben machen. Als Karl der Große auf der Rückreise von Rom nach Siena kam, erhielt Orlando, wie alle Armen, Almosen im kaiserlichen Palast. Einst, wo er zu spät sich eingefunden, drang er in das Gemach des Kaisers und schritt zur Tafel, von der er eine silberne Speiseschüssel nahm, die er unerschrocken forttrug und seiner Mutter brachte. Trotz des Verbotes derselben betrat er am folgenden Tage wieder den Palast und schlich sich zur Tafel. Als er eben nach einem großen vergoldeten Becher griff, schrie der Kaiser ihn laut an, er aber ließ sich dadurch nicht erschrecken, sondern faßte den Kaiser mit der Linken an seinem grauen Barte und sprach: „Eines Kaisers Stimme ist nicht stark genug, mich zu erschrecken!", und somit entführte er den Becher. Der Kaiser befahl vier Truchsessen dem Knaben zu folgen, die dann Bertha entdeckten; drei derselben kehrten zum Kaiser zurück, um Karls Gnade für sie zu erflehn. Als er aber vernimmt, daß es seine Schwester sei, läßt er sie durch Frauen und Jungfrauen holen; doch bei ihrem Anblicke übermannt ihn der Zorn, daß er sie mit einem Fußtritt zur Erde stößt. Orlando, darüber erbittert, greift den Kaiser selbst an, und er hätte ihn getödet, wenn nicht die Hofherren den Knaben weggerissen hätten. Der Kaiser sieht seine Uebereilung ein und läßt der Schwester die versprochene Gnade zu Theil werden, der sodann auch der durch Zauber fern gehaltene, jetzt wiedergefundene Milon theilhaft wird.*)

*) Ausführlich hat auch diese spätere Umdichtung der Sage Ferdinand Wolf in der Schrift „über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe

Die Abweichungen, welche sich Uhland zu seinem Zwecke gestattet hat, sind höchst glücklich. Milon ist wirklich todt, nicht bloß verzaubert; durch das Wiedererscheinen desselben erhält die Handlung einen ungehörigen Zusatz, der die Wirkung schwächt. Roland bettelt nicht bei Hofe, sondern dringt gleich zur Königstafel vor. Auch kehrt er nicht erst am zweiten Tage, sondern sofort zurück, wobei des Verbotes der Mutter nicht gedacht wird. Hier ist die Erzählung absichtlich etwas dunkel gehalten. Wir hören nicht, daß Roland die Schüssel irgendwo hinstellt, und müssen glauben, daß er sie gleich zu der Mutter getragen; denn hätte er sie in der nächsten Nähe hingestellt, so müßten wir dies Str. 25 hören, wo gleichfalls die Erzählung nicht ausgeführt ist, aber dort trägt er allein den Goldpokal. Auf den Ruf des Kaisers faßt er diesen nicht unschicklicherweise am Barte, noch erklärt er, daß eines Königs Stimme (die zu Grunde liegende Erzählung wechselt zwischen Kaiser und König) ihn nicht schrecken könne; statt dessen tritt ein von köstlichem Humor glücklich belebtes Gespräch zwischen Karl und Roland ein. Roland gedenkt seiner Mutter, wodurch er das Verlangen des Kaisers erregt, diese kennen zu lernen, während in der von Uhland benutzten Fassung Karl nur aus Neugierde, wohin der Knabe gehe, vier Truchsesse absendet. Das Bild Rolands tritt hier sehr lebhaft hervor. Der Kaiser erkennt nach Uhlands trefflicher Aenderung seine Schwester sofort und wird durch ihr Unglück tief bewegt; wenn auch augenblicklich der Grimm über die Entehrung des Adels seines Geschlechts erwacht, wird dieser doch verscheucht, als der liebe Knabe, dessen ritterliches Wesen ihn so

---

ihrer National-Heldengedichte" (1833) besprochen. Sonst vgl. über die Sagen von Bertha Simrock „Bertha die Spinnerin" (1855) S. 50 ff.

innig anzieht, seine hellen Augen zu Karl erhebt, der sich selbst als Bruder seiner Mutter zu erkennen gegeben hat. Daß seine Mutter von hoher Herkunft sei, hatte der Knabe gewußt, aber nicht, wer sie sei. Aeußerst wirksam ist der Uhland angehörende Schluß, worin Bertha, wie von vorschauender Begeisterung ergriffen, dem Bruder verkündet, ihr Roland werde ihm reichlich die ihr jetzt erzeugte Gnade vergelten. So tritt neben dem Bilde des treu gemüthlichen, heldenhaft starken, unerschrockenen Knaben der künftige Held in anmuthiger Beleuchtung hervor. Erst hierdurch erhält die italienische Umdichtung der alten Volkssage ihre lebendige Einheit.

Ausgezeichnet gelungen ist auch die Komposition. Nachdem Bertha und im Gegensatze zu ihr der junge Roland bezeichnend eingeführt sind, hören wir, welches Mißgeschick des Königs Schwester betroffen hat, wie ihr Gemahl, mit dem sie den Palast des Bruders verlassen, gestorben und sie in Noth zurückgelassen hat, da sie den Zorn des Bruders fürchtet.*) In ihrer Noth muß sie jetzt der Anblick des Kleinen trösten, der ihr allein geblieben; sie ruft ihn zu sich, aber sofort muß sie ihn wieder ausschicken, um Almosen für ihre Dürftigkeit zu erbetteln. Daß er heute zum erstenmal betteln gehe, ist nicht anzunehmen. Nachdem in den fünf ersten Strophen Berthas trauriger Zustand zur lebhaften Darstellung

*) Wenn Eichholtz an dem Gegensatze zwischen Liebe und Ehre in Berthas Munde Anstoß nahm, so übersah er, daß Pracht und Ehre den Glanz des Hofes bezeichnet. Uhland nimmt an, Bertha sei mit ihrem Geliebten geflohen, noch ehe Karl von ihrer Schuld gehört und sie zum Tode verurtheilt habe. — Str. 4, 2 stand früher „Nur Ehr' und Freude mir." Die jetzige Lesart „Nun Ehr' und Liebe mir" schließt besser an das Vorige an. Früher hatte sie die Ehre des Hofes verlassen der Liebe wegen, aber die Liebe, der sie gefolgt, verließ sie mit Milons Tod; jetzt ist der einzige Roland ihr beides.

gelangt ist, werden wir in den Glanz der offenen kaiserlichen Tafel*) versetzt (Uhland braucht immer König, da Karl römischer König war), und der Gegensatz zwischen dem beiderseitigen Zustande wird ausdrücklich hervorgehoben. Der Auftritt zwischen Karl und Roland, dessen feine Körperbildung, besonders in den Gesichtszügen, schon vorher bezeichnet ist**), tritt höchst anschaulich in die Mitte des Gedichtes, wobei die auffallende bunte Tracht***) des Knaben, welche sonst auf unedle Geburt deutet, hier aber ihre besondere Beziehung erhält, und dessen edler, vornehmer Sinn zur Erscheinung kommen. Durch die Bettlerschar drängt er sich zu der glänzenden Tafel hin, unbedenklich nimmt er von dem erstaunlichen Reichthum derselben Speise und Trank für seine vornehme, jetzt so leidende Mutter. Erst holt er eine Speiseschüssel, dann will er den glänzenden Goldpokal Karls sich nehmen, zu dessen Gutmüthigkeit ihn das Herz zieht. Daß andere Große neben dem König gesessen, bleibt unerwähnt. Auf die Aeußerung des ihn anrufenden Königs†), er mache es ja, als ob er in der freien Natur wäre, wo man nur zuzugreifen brauche (es werden der grüne Wald, der Obstgarten und der Brunnen genannt), erwidert er unerschrocken, er nehme es für seine Mutter, die sich nicht wie eine Bäuerin mit gewöhnlicher Speise behelfen könne. Karls launiger Spott, die Mutter müsse wohl ein Schloß und

---

*) Wenn die Diener nicht bloß mit Schüsseln, sondern auch mit Pokalen laufen, so tragen sie die geleerten Pokale zum Büffet und bringen sie gefüllt zurück, oder es sind neue Pokale mit andern Weinsorten. **) Ein feiner Knabe, wie in Goethes Erlkönig in der Anrede feiner Knabe steht. ***) Vierfarb, die ältere richtige Form, wie Uhland auch rosenfarb hat. †) Heida, Anruf zum Anhalten, wie bei Lessing und Bürger. Götzinger beschuldigt Uhland irrig der Verwechslung mit heda, weil er selbst hei blos als Ausruf der Freude kennt.

stattliches Hofgesinde haben, führt zu Rolands anmuthiger Erklärung, er sei ihr Schenke, Wächter und Sänger.*) Des Königs Spott auf seine bunte Tracht weist der Knabe auf eine seine ritterliche Stärke bekundende Weise zurück. Karl wird höchst gespannt, die Mutter des ihm durch sein freies, selbstbewußtes Wesen gefallenden Knaben kennen zu lernen. Seine spottende Bemerkung, die Mutter halte wohl auch offene Tafel wie er, dient zur Einleitung der Abordnung dreier Damen und Herren an diese. Irrig ist Hieckes Behauptung, Karl wolle die Mutter dem Gelächter und Spotte preisgeben. Seinen früher geäußerten Spott über diese (Str. 27) hat der Knabe zurückgewiesen; er möchte diese jetzt selbst kennen lernen. Der Bettelstab, mit welchem Bertha erscheint, gehört zu ihrer Bettlertracht. Daß sie bleich sei, wird zweimal hervorgehoben (Str. 28, 1. 29, 2). Der Gegensatz zwischen Bertha, welche schuldbewußt die Augen senkt, und dem voller Freude zu seinem Oheim aufblickenden Roland Str. 30 ist höchst glücklich. Sehr hübsch deutet die Schlußrede der das Höchste von ihrem Sohne, Karls Neffen, erwartenden, seinetwegen wieder zu Gnaden angenommenen Bertha darauf, daß die ganze äußere Erscheinung und das heutige Auftreten des Knaben in seinem zukünftigen Heldenthum gleichsam ihre glänzende Erfüllung finden werden.**)

Uhland hat der ganzen sprachlichen Darstellung (das jam=

---

*) Frei, dem alles zu singen erlaubt ist. **) Er soll gleich Karl ein Held werden, wie er sich heute so heldenhaft erwiesen, soll viele Farben der bezwungenen Länder auf Schild und Fahne führen, wie seine Kleidung aus vier Farben besteht, soll frei in den Besitz manches Königs greifen, wie heute auf die Tafel, soll sein Vaterland von den Sarazenen befreien, wie er seine Mutter heute aus Noth und Schmach zu Ehre gebracht. Mit Absicht steht Mutterland. An die Bedeutung des Namens Roland (Ruodland, Ruhm des Landes) dachte Uhland nicht.

bische Versmaß ist höchst einfach, wird nur zuweilen durch Anapäste belebt) eine alterthümliche Färbung gegeben. Notters Vorwurf (S. 411), der alterthümliche Klang trete etwas zu absichtlich vor, dürfte kaum berechtigt sein. Zum Alterthümlichen gehören Wat (22, 4) für Gewand, Kleidung, wie im Nibelungenlied, Zins (daselbst 3) für Steuer*), allstund (20, 2) für allemal, herfür (9, 4), sonder (17, 2. 21, 2) für besonder (wie Ballade 73 Str. 6, 2)**), lustsam (18, 3) für lustig, reizend, berühmen (18, 2) für rühmend behaupten, der Abfall der Endung des Beiworts in klein Roland, lieb Vater, wodurch die innige Verbindung angedeutet wird, auch das so häufig nachtretende Beiwort, das Götzinger mit Unrecht beim Dativ nicht gestatten will. Das volksthümliche wohl findet sich einmal (9, 2). Wunderbar für wunderlich (10, 1) muß der Reim entschuldigen, wie auch das häufige Ausfallen des schließenden e, wie in Weil', Eil', Ehr', Dam', Speis', Mitt', Meng', das wir nicht mit Götzinger als schwäbischen Provinzialismus betrachten. Wenn Uhland den Artikel in den Verbindungen von Tisches Mitt', von Königs Tisch, rothen Weines Schaum wegläßt, so folgt er hier nur dem dichterischen Sprachgebrauche, der sich bei Goethe, in weiterer Ausdehnung bei Schiller findet, und keineswegs so besonderer Art ist, daß er bloß der höhern Dichtung anstände, vielmehr hat auch dieser Gebrauch sich aus der Volkssprache entwickelt. Frauenbild, Heldenbild (29, 2. 33, 2) deuten auf die ganze Erscheinung,

---

*) Zins steht von den Abgaben an den Fürsten wie an den Gutsherrn. Hier deutet es launig darauf, daß er die Knaben durch ihre Unterwerfung sich zinsbar gemacht. **) Luther braucht das Wort häufig. Hier steht es für sonderlich, wie wenn Claudius sagt: „Das ist einzig und sondrer Art."

wie sonst auch Gestalt in der Zusammensetzung. Das erstere ist aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entnommen, aber durch den Gebrauch veredelt, wie es auch bei Goethe erscheint. In Ritter Toggenburg braucht Schiller so ihr liebes Bild, Goethe im Faust jenes schöne Bild von Gretchen.*)

70. Roland Schildträger.

Drei Jahre nach Klein Roland am 10. September 1811 im Versmaße von Ballade 11 nach freier Erfindung im Sinne der Heldensage gedichtet, schon 1812 erschienen mit dem folgenden Gedichte im deutschen Dichterwald.**) Uhland läßt hier den jungen (nicht mehr kleinen) Roland ein Abenteuer während des Schlafes seines hier wieder als lebend auftretenden Vaters Milon bestehn, nach welchem Karl seine Paladine ausgeschickt hatte; ja er verschweigt seine That, bis er den über seinen vergeblichen Ritt mißstimmten Vater durch deren Erfolg auf das freudigste überrascht. Von den Paladinen (vgl. S. 49. 264) erscheinen hier nur sechs, außer Milon Richard von

*) Sonst bemerken wir noch Str. 6, 1 zur Tafel saß statt zu Tische saß (vgl. 70 Str. 19, 1). Man sagt an der Tafel, bei der Tafel sitzen. — Str. 22, 2 müßte es statt Von wohl Aus heißen, da Roland hier nicht sagen will, er habe acht von jedem Viertel der Stadt bezwungen, sondern aus jedem zwei. — Str. 23, 2 Bettlerkönigin heißt hier nicht die erste (ärmste) unter den Bettlern, sondern Bettlerin und Königin zugleich. **) Ursprünglich stand Str. 2, 6 „Das trägt ein Ries", 14, 4 Schrecken statt Schmerzen und statt Heimon Aimon, auch Str. 1, 3 Wildpret. Erst in der dritten Ausgabe trat Str. 6, 4 und statt noch ein. Str. 28, 4 hat schon die erste Ausgabe der Gedichte Den statt Die eingeführt. Holland schreibt wieder Die, auch Haimon und ganz unbefugt Naim. Str. 4, 7 stand einige Zeit Euerm (wie Euern) statt Eurem, wie Uhland auch unsrem schreibt.

der Normandie, der Erzbischof Turpin, der aus den Haimonskindern bekannte Heimon, Naims von Baiern und Garin von Lothringen. Zahl und Namen derselben stehen gar nicht fest. Uhland wählte nur so viele, als ihm zu seinem Zwecke dienten. Seine Erfindung war, wie er selbst an Kaufmann schrieb, bloß angeregt durch die Beschäftigung mit der karolingischen Heldensage. Die Ballade ist in der besten Laune, die besonders bei Turpin und dem Baiernherzog (Str. 23 f.) und in der Bemerkung Rolands Str. 11, 4 ff. sich zeigt, mit lebendigem Versenken in den Geist der karolingischen Heldensage entworfen, das in der Entschuldigung des Helden glücklich gipfelnde, mit frischer Freiheit ausgeführte Ganze so aus einem Stücke, daß jede Erläuterung unnöthig wird. Auch hier ist der altdeutsche Ton mit Geschick nachgebildet. Dazu gehören thät mit Infinitiv (5, 4. 26, 1. 27, 1), hätt statt hatte (18, 6), Degen nach dem Gebrauche der Nibelungen (6, 2), das Waffen (9, 2. 24, 4), Tann (9, 6. 25, 5), Hag (22, 5) und Gehege (6, 4), Tartsche (11, 3), Wilde (18, 2), Muth für Sinn (22, 3), ungefüg für ungeschlacht (23, 3), gesund für unversehrt (21, 3. vgl. 84 Str. 10, 1), schlafen lag (6, 6), so für das (19, 4) und das nachgesetzte mein, sein (2, 6. 8, 1. 3). Auch die häufige Wiederholung von Roland statt er gehört diesem Tone an. Mehrfach ist am Schlusse des Verses das e ausgefallen, in Pferd', Stätt', glaub', Ehr', Kron' (3, 6. 18, 5. 19, 1. 20, 6. 26, 3). Vgl. S. 261. Hart ist der jung' Roland (16, 3), wo, wie auch sonst mehrfach, der Name Roland jambisch ist, statt, nach gewöhnlicher Weise, trochäisch. Sonst braucht Uhland jung Roland, wie auch klein Roland. Dieselbe Härte finden wir 76, 4, 18, 4. Mit Recht hat Götzinger den Gebrauch des

Perfektums haben begehrt statt begehrten (3, 5) getadelt. Auch zurückbringen scheint uns 23, 6 ungehörig gebraucht.

71. König Karls Meerfahrt.*)

Am 31. Januar 1812 gedichtet.**) Karl der Große sollte hier als der an ausdauernder Besonnenheit allen seinen Paladinen überlegene Herrscher sich darstellen; dazu schien am passendsten eine gefahrvolle Meerfahrt, auf welcher alle seine Genossen keinen Rath wissen, sondern unmuthig ihrer Noth und Verzweiflung Ausdruck geben. In seinen Vorlesungen über die Geschichte der altdeutschen Poesie (1831) gibt Uhland folgende Charakteristik der bedeutendern Helden der karolingischen Sage***): „Karls ruhige, zuweilen starre, mehr leitende als selbstthätige Größe, des Herzogs Naimes von Baiern bedächtiges Alter und weiser Rath, Rolands achilleisches Feuer und seine innige Waffenbrüderschaft mit dem heitern Olivier, Ganelons Falschheit und Tücke.“ Die zwölf hier genannten Helden finden sich mit mehrern andern, nur mit Ausnahme von Turpin, aber in anderer Folge in dem französischen prosaischen Roman von Fierabras; aber Uhland nahm seine Helden aus verschiedenen französischen und deutschen Quellen. In Paris beschäftigte er sich vorzüglich mit diesen Sagen. Vgl. S. 45. Der Zug Karls mit seinen Helden nach Jerusalem gehört schon älterer Dichtung an (vgl. S. 249), dagegen ist der Seesturm Uhlands Erfindung. Die beiden ersten Helden bedauern, daß sie mit ihrer Kunst gegen diese Noth nichts

---

*) Vgl. Eichholtz a. a. O. 6 ff. Hiecke S. 19 ff. Osterhage in Gröbers „Zeitschrift für romanische Philologie“ XI, 46, 218 ff. nimmt auch Einflüsse der alten deutschen Sage auf unsere Ballade an. **) Str. 13, 3 lautete ursprünglich „Als diesen andern allen“. ***) Schriften II, 85.

machen können. Dem kühnen Helden Roland hilft seine Riesenkraft so wenig als Holger (Olger, Ogier) sein Harfenspiel. Uhland denkt letztern ähnlich wie den Fiedler Volker im Nibelungenliede, was auf bloßer Erfindung zu beruhen scheint. Der dritte, der heitere Olivier (altfranzösisch Oliver), betrauert seinen bevorstehenden Untergang, obgleich er vorgibt, weniger sich selbst als sein gutes Schwert*) zu bedauern, wogegen Ganelon, der immer als der Heimtückische und Verräther erscheint, wie er stehend heißt (der Judas Karls bei den Sarazenen), heimlich den Wunsch äußert, nur selbst davonzukommen, möge die übrigen treffen was wolle. Einen andern Gegensatz bilden der Erzbischof Turpin, der den Heiland anruft, ihnen zu helfen, wie er die Jünger auf dem See Tiberias gerettet, und Richard Ohnefurcht, der die mit ihm verbündeten Höllengeister beschwört, was freilich auf die „Gottesstreiter" ein eigenes Licht wirft. Naime, wie er hier heißt (Ballade 70 Naims), weiß leider diesmal keinen Rath zu geben.**) Selbst der gleich ihm alte Riol gesteht, daß es ihm doch nicht recht sei, schon jetzt, und gar im Wasser, sein Ende zu finden, wogegen der junge lebenslustige Herr Gui ein bekanntes deutsches Sehnsuchtslied der Liebe anstimmt.***) Daß dies Lied nicht genau dem von Herder „der Flug der Liebe" genannten,

---

*) Altekläre, Altecler, Hautecläre, hohe Klarheit. Ueber dieses in Rom von Munificans geschmiedete Schwert, das ein Jude Olivier brachte, als dieser sein Schwert im Kampfe mit Roland zerbrochen, berichtet das Heldengedicht von Viane (in Uhlands Uebersetzung, Schriften IV, 393 f.). **) In des Strickers Bearbeitung des Gedichtes des Pfaffen Kunrad von Karl dem Großen spricht dieser: „Naymis, lieber Mann, du mußt immer Treuen pflegen und bist getreu und Gottesdegen." ***) Riol aus Mons wird im Fierabras genannt; Guy von Burgund, der Geliebte der schönen Sarazenin Floripes, erscheint dort als Hauptheld.

auch von Goethe im Faust im Auftritt Wald und Höhle erwähnten Volkslied entspricht, bedingt das Versmaß. Mit bitterer Laune drücken die beiden folgenden ihr Unbehagen aus, statt am Weine und an einem guten Fische sich zu erfreuen, im Wasser zu ersaufen und von Fischen gefressen zu werden. Garein oder Garin (Ballade 70) von Lothringen (im Fierabras Guerin) kommt als „Guerin von Montglaive“ im Roman Doolin von Mainz vor. Lambert, Prinz von Brüssel, ist im Fierabras erwähnt; sonst wird Berri oder Bourges seine Heimat genannt. Beide hat Uhland frei als lebenslustige Jünglinge ausgeführt. Der einzige, der sich ganz ruhig darein ergibt, gleiches Schicksal mit den Genossen zu theilen, ist Gottfried, der bloß lobesan*) genannt wird und sich als ruhige Schwabennatur auch durch sein halt zu erkennen gibt. Gottfried von Anjou, Karls Fahnenträger, ist als ein ernster Mann bekannt, der selten lacht. Im Fierabras kommen ein Geoffroy seigneur de Bourdelois und ein Geoffroy roy de Frise vor. Bei der Bezeichnung der Personen wechselt Uhland. Roland heißt Held, Holger, obgleich er König ist, einfach Herr (seigneur); Oliver ist ohne nähere Bezeichnung, während Ganelon als der schlimme gekennzeichnet ist. Turpin wird nach seinem Stande, Richard als Graf eingeführt, die drei folgenden als Herren, aber die beiden letzten mit näherer Bestimmung (grau und der Ritter fein); auch die drei zum Schlusse genannten haben außer ihrem Graf oder Herr noch eine nähere Bestimmung. Das eigentliche Leben der ohne weiteres Rede an Rede fügenden Dichtung liegt eben nur in der charakteristisch verschiedenen Art der

*) Eine im Reime gangbare Form neben lobesam, wie in Goethes Faust Magister lobesan. Vgl. oben S. 251.

Aeußerung und im Gegensatz zu dem mit ruhiger Ausdauer das, was im Sturm Noth thut, besorgenden Kaiser.

72. Taillefer.*)

Am 10. Dezember 1812 begonnen, am 12. vollendet. Frei und im echten Volkstone nach der normännischen Chronik des zwölften Jahrhunderts von Wace, der Fortsetzung des Roman de Rou (vgl. S. 43)**), gedichtet, einer der heldenhaftesten Klänge von Uhlands Muse. Die Chronik erwähnt Taillefers erst, nachdem Herzog Wilhelm gelandet ist. Als der Herzog beim Aussteigen ausglitt und auf seine beiden Hände fiel, suchte er die Deutung dieses Zeichens dadurch abzuwenden, daß er sich stellte, als ob er mit Absicht die Erde mit den Händen berührt habe, um anzudeuten, daß er das Land nie mehr aufgeben werde. Dann heißt es bei der Schilderung der Schlacht von Hastings: „Taillefer, der sehr gut sang, saß auf einem Pferde, das rasch ging; vor dem Herzog zog er, singend das Lied von Karl dem Großen und Roland und von Oliver und den Lehnsrittern, die bei Ronceval (Renchevals) starben. Als sie nun so weit vorgeritten, daß sie den Engländern nahe gekommen, sprach Taillefer: ‚Herr, verleiht mir eine Gunst. Ich habe euch lange gedient. Ihr schuldet mir noch meinen ganzen Lohn. Heute könnt ihr mir ihn, wenn es euch beliebt, zahlen. Als einzige Belohnung verlange ich, und ich will euch sehr darum bitten; gestattet mir, daß ich den ersten Hieb in der Schlacht thun dürfe.' Der Herzog antwortete: ‚Ich gestatte es dir.' Und Taillefer spornte nun sein Roß und kam allen andern voran. Er trifft einen Feind und

*) Vgl. Eichholtz Uhlands französische Balladen 25 ff. Fränkel S. 60.
**) Vgl. Uhlands Schriften VI, 352 ff. VII, 652 f.

tödtet ihn auch; durch die Brust in den Bauch hinein stößt er die Lanze und streckt ihn todt zur Erde nieder. Darauf zieht er das Schwert heraus, trifft einen andern und ruft: ‚Kommt, kommt! Was macht ihr? Trefft, trefft!'" Nach erfochtenem Siege heißt es vom Herzog: „Unter den Todten ließ er sein Zelt aufschlagen und befahl dort Herberge zu nehmen; dorthin ließ er sein Essen bringen und dort sein Mahl zubereiten". Uhland hat die Hauptzüge getreu aus der Darstellung von Wace genommen und in wirksamer, bloß den Nerv der Handlung lebendig hervorhebender Kürze dargestellt, ohne irgend einen Einfluß der englischen Darstellung der Sage. Wo die Schlacht sich ereignete und wer die Gegner Wilhelms gewesen, wird nur gelegentlich später gesagt (Str. 10, 3. 13, 3). Vortrefflich ist der wunderbare Erfolg des entscheidenden Sieges durch den von Uhland hinzugefügten Zug angedeutet, daß Wilhelm sich Englands Königskrone aufgesetzt habe. Anfang (Str. 1—6) und Schluß (Str. 15), durch die das Gedicht erst seine Bedeutung erhält, sind Uhlands Eigenthum. Der gemeine Knecht wird durch seine natürliche, sich Bahn brechende Begabung zum begeisternden Sänger und Helden, welcher dem Herzog den Sieg bei Hastings verschafft, weshalb dieser ihn der Ehre würdigt, mit ihm nach erfochtenem Siege auf dem Siegsfeld zu trinken. Der Schluß, sein Sang und Klang werde ihm sein Leben lang in den Ohren tönen, deutet darauf, daß er ihn zu hohen Ehren erheben wird, und nach der von Uhland frei gedichteten Wirkung seines Sanges auf des Herzogs Schwester ahnen wir, daß dem vom Knecht zum Ritter Erhobenen auch die Hand der Prinzessin nicht entgehn wird. Dieses Nichtaussprechen des als Ahnung sich uns Aufdringenden liegt ganz in Uhlands Weise. Der Held und Sänger in einer Person,

wie Ossian und der Fiedler Volker in den Nibelungen, war ihm eine idealische Erscheinung, die ihn später auch so mächtig in Bertran de Born anzog. Die Komposition ist etwas eigenthümlich. Zwischen Str. 3 und 4 müssen wir hinzudenken, daß des Herzogs Wort dem Taillefer hinterbracht worden und er darauf den sein Vorwärtsstreben andeutenden Wunsch geäußert, dessen Erfüllung dann Str. 5 bezeichnet, vor welcher nicht erwähnt ist, daß Taillefers Wort zum Herzog gekommen. Ohne weitern Uebergang geht Str. 7 zum Zuge nach England über, wobei Taillefers zunächst gar nicht gedacht wird, dagegen tritt die Bedeutung, welche der Herzog auf diesen Zug legt, in dem Worte hervor, daß er England fasse und ergreife. Hei ist hier wohl Ausruf der Freude, obgleich man auch die Ueberraschung darin finden könnte, so daß er sich erst darauf faßte. Der höchste eben geäußerte Wunsch des Herzogs geht eben durch Taillefers edlen Sang und Heldenmuth in glänzendste Erfüllung. Der Ausdruck ist durchaus kräftig und männlich gehalten*), ohne dichterischen Schwung, aber höchst anschaulich und frisch, häufig malerisch; das jambische Maß der aus zwei Reimpaaren bestehenden Strophe wird durch Anapäste oft lebhaft bewegt, und der Gleichklang wirkt zuweilen bedeutsam.**) Auch die in demselben Verse oder in zwei oder mehrern wiederkehrenden gleichen

*) Aus den Nibelungen nahm Uhland den Gebrauch von fromm als tüchtig (3, 2. 10, 4), den die Erzählung belebenden Ausruf hei (13, 3) und den Muth höhen (3, 4). Das Ertosen des Hauses vom Spiele (Nibelungen 1773) hat Uhland zu einem Erzittern des Thurmes verstärkt (6, 4), aber nicht in seiner eigenen Schilderung, sondern in der Vorstellung der liebenden Prinzessin. Im Volkslied erklingt das Lied in der Burg, wo es die Jungfrau vernimmt und spricht: „Ja, wer ist, der da singet? Mit dem will ich von hinnen." **) Vgl. 1, 3. 2, 2 ff. 4, 2 ff. 6, 4. 7, 1 f. 8, 3 f. 10, 3 f. 12, 2. 4.

Anlaute beleben den Ton.*) Die Wiederholung des Verses: „Auf einem hohen Pferde und mit Schild" (5, 2), nur mit Aenderung des Reimwortes (10, 2), ist sehr glücklich, noch bedeutsamer 11, 4 die bildliche Beziehung auf das Feuerschüren (3, 3. vgl. 2, 3. 8, 3).

73. Das Nothhemd.**)

Am 25. Januar 1816 gedichtet. Triumph der Höllenmacht. Die vom Geliebten verführte Tochter wird von dem Herzog, der nichts von ihrer Schuld weiß, dazu mißbraucht, ihm mit Hülfe der Hölle ein Nothhemd zu machen, das seine Kraft bewährt, bis der Verführer seiner Tochter dem Herzog entgegentritt, der weiß, daß keine reine Jungfrau das Hemd gesponnen und gewoben hat. Beide kämpfen mit heldenhafter, aber durch keinen Zauber gehobener Kraft; die Hölle fordert ein doppeltes Opfer, auch der Verführer der Tochter findet im Kampfe den Tod. Die Schwäche unserer Ballade liegt darin, daß das Verhältniß des Jünglings, durch den der Herzog fällt, im Dunkel bleibt. Der Herzog und sein Gegner scheinen sich gar nicht zu kennen. Wo hat dieser die Tochter kennen gelernt? Ist er ein herzloser Verführer, der das Mädchen verlassen? So scheint es wirklich gemeint, daß also beide ihre Schuld büßen, beide die Jungfrau zum Bösen verleitet haben, deren Unglück durch die Bestrafung der Schuldigen nicht gemindert wird, ja wir wissen nicht, was

---

*) Vgl. 4, 4 „singen sind klingen mit Schild und mit Schwert", 5, 2 „mit Schwert und mit Schild", 10, 2 „mit Schwert und Speer", 12, 2 „Schwert — Schlag", 13, 2 „Geschrei und Schilderklang", 3 „Schwerterschlag", 15, 2 „in Lieb und in Leid", 3 „dein Sang und dein Klang".
**) Vgl. Notter 407 ff. Foß in Herrigs Archiv XXVIII, 188 ff.

aus der Unglücklichen werden soll, von der wir nur mit lebhaftem Mitleid scheiden können, daß ihr böses Schicksal sie zu Grunde gerichtet hat. Ihr „wildes Klaggeschrei“, das Notter nicht „seelenhaft genug“ findet, geht bloß auf den Schmerz, daß sie durch ihre Schuld, die ihr jetzt klar wird, den Vater getödtet, der sich auf das Nothhemd verlassen hatte. Das Grausige, welches über der ganzen Ballade liegt, macht nur halben Eindruck, wir fühlen uns nirgends recht ergriffen. Daß das Nothhemd zum Todeshemd wird, hätte ergreifender dargestellt werden können, wenn der Jüngling, welcher den Herzog erschlägt, nicht der Verführer der Tochter gewesen wäre, aber der Dichter wählte dieses, um die schließliche Erkenntniß, weshalb das Nothhemd nicht geholfen, und das Geständniß der Schuld durch die Anwesenheit des Verführers zu erleichtern. Der Aberglaube, ein in der Christnacht unter Zaubersprüchen von einem unschuldigen Mädchen gemachtes Hemd feie den Besitzer, ist hier geschickt benutzt. Daß eine Jungfrau das Hemd machen müsse, deutet der Vater im Worte die Jungfrau (1, 4) an. Die Spindel rollt in feurigem Kreis in Folge der Anrufung der Hölle, und so wird das Garn rasch gesponnen; eben so vollendet die Hölle mit wunderbarer Schnelligkeit das Gewebe, auf welchem wunderliche (sondere. vgl. oben S. 261) Bilder und Zeichen sich finden. Daß der zum Zauber günstige Vollmond in dieser Christnacht scheint, ist ein eben so glücklicher Zufall, als daß gerade Christtag kurz vor den Auszug des Herzogs fällt, der dem von den Sternen drohenden Unglück durch die Macht der Hölle entgehn zu können hofft. Wie die Tochter zu dem fernen Schlachtfelde (1, 1. 6, 1) gekommen, ist 10, 1 nicht gesagt. Das steigt hinab wäre an der Stelle, wenn dieses am Fuße des Schloßberges läge. Vgl. 16, 1 Str. 3, 3.

Der Ausdruck, der manchmal glücklich trifft, fließt doch nicht überall mit Leichtigkeit.*) Notter bemerkt, Uhland sei hier unter der Intention geblieben. Wolle er, was wohl das Wahrscheinlichste, sagen, es habe bloß eine etwa bis zum Kuß gegangene Liebe zwischen des Herzogs Tochter und dem ihn erschlagenden Jüngling stattgefunden, so könnte das Ganze bedeutend zärter, sinniger und doch zugleich erschütternder dargestellt sein, indem die liebende Jungfrau gar keine Ahnung davon hätte, daß ihre Neigung schon an sich den Zauber des Nothemdes vernichten könne, der Jüngling aber, umgekehrt, im Vertrauen, daß die Liebe an sich schon die Höllenkunst zu Dunst mache, den Herzog angriffe. Wolle aber gesagt werden, der Tochter Hand sei in schlimmerm Sinne nicht mehr jungfräulich, die dunkeln Mächte seien also gleich vornherein insofern mit im Spiel gewesen, als das Mädchen in diesem Falle einen wenigstens halb bewußten Verrath am Vater beginge [sie wagt weder dem Vater ihre Schuld zu gestehn noch seinen Befehl nicht zu befolgen], dem zur Buße denn auch der Geliebte [der herzlose Verführer!] fallen würde, so sollte auch hier das Tragische eines solchen Verhältnisses stärker hervorgehoben sein. Seltsam ist die das Verhältniß des Jünglings zur Tochter ganz übersehende Ansicht von Foß, der Herzog falle seinem eigenen Wahn zum Opfer, da er geglaubt, ein wahrhaft unschuldiges Wesen werde sich sofort der Hölle ergeben. Als ob die Tochter nicht die Hölle wirklich angerufen hätte!

*) Hart ist besonders 7, 2: „Wer böt' es ihm, wer stellt' ihn dreist", wo es den Widerstand, stellen aufhalten, daß er ihm steht, bezeichnen soll. Gezwungen sind 9, 3: „Jeder flucht des andern Hand", und 10, 3 „die todeswunden Zwei". Sonderbar erscheint auch die Bezeichnung des Vaters als „herzoglicher Held" (10, 2). Malerisch bezeichnend ist der Ausdruck 5, 3 f. 6, 4. 7, 2 ff. 9, 13. Auch Anapäste treten statt des Jambus nur malerisch ein (4, 3 f. 5, 2. 4. 6, 4. 7, 3f.).

74. Das Glück von Edenhall.*)

Am 16. Juli 1834 nach Ritsons Fairy tales (1831) gedichtet,**) wo folgende Geschichte als neunzehnte unter der Aufschrift „Das Glück von Edenhall“ erzählt wird: „Auf Edenhall in Cumberland, das seit vielen Geschlechtern der Rittersitz der Familie Musgrave war, bewahrte man ein altes farbiges Trinkglas in einer ledernen Kapsel sorgfältig auf, das nach der Sage der Umgegend vor vielen Jahren Feen unweit einer beim Hause gelegenen Quelle zurückgelassen hatten. Auf ihm las man die Worte:

If this glass do break***) or fall,
Farewell, the luck of Edenhall.

Von dieser freundlichen Warnung erhielt das Glas in einer launigen vortrefflichen Ballade über ein Wetttrinken in jenem Hause den Namen das Glück von Edenhall. Die Ballade, die man gewöhnlich irrig dem Herzog von Wharton beilegt, beginnt:

Gott schütze lang vor bösem Bruch
Das Glück von Edenhall.

---

*) Vgl. A. W. Grube ästhetische Vorträge II, 246 ff. Viehoff in seinem Archiv II, 1 61 ff. **) Diese nennt Götzinger, der Uhland vor der dritten Auflage seiner deutschen Dichter über seine Quellen befragt hatte. Kaufmann in den „Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen“ S. 13 führt die Sage aus Hutchinsons History of Cumberland I, 269 an. ***) Bei Hutchinson steht: If that glass either break; aber dort sprechen die Feen, die vergebens das Glas dem, der es aufgefunden, entreißen wollen, bei der Flucht diese Verse. Das Brechen ließ Uhland weg, um einen Reim zu gewinnen. Im Englischen ruht eigentlich der Nachdruck auf diesem, Fall tritt nur des Reimes wegen hinzu. Götzingers Uebersetzung: „Bricht einmal dieses Glas durch Fall“ hebt die Schwierigkeit einer auf Edenhall reimenden Uebersetzung nicht besonders geschickt. Am einfachsten wäre wohl: „Trifft dieses Glas je Bruch und Fall.“

Doch war das gute Glück dieses alten Hauses durch niemand so sehr gefährdet als gerade durch den Herzog; denn als dieser das Glas, ohne Zweifel auf das Wohlergehen und die lange Dauer des würdigen Eigenthümers und seines Geschlechts, ausleerte, ließ er es aus Unachtsamkeit fallen, und um das Glück von Edenhall wäre es geschehen gewesen, hätte nicht der Kellermeister, der das Glas gebracht und das geleerte fortnehmen wollte, es glücklich in einem Tellertuche aufgefangen."

Uhland dichtete auch diese Ballade im geraden Gegensatze zur Sage, wovon er nur das schicksalsvolle Glas und dessen Benutzung bei einem Zechgelage beibehielt. Während nach der Ueberlieferung das Glas durch die Nachlässigkeit eines Gastes, der auf das Wohl des Geschlechts getrunken, beinahe zerbrochen wäre, nur durch des Kellermeisters Vorsicht gerettet wird, verspottet der übermüthige, in Saus und Braus lebende junge Herr die alte Weissagung; frevelmüthig will er die Wahrheit derselben erproben, gewiß, daß diese leere Alfanzerei sei: aber nur zu schrecklich soll sich sein Unglaube rächen, er mit dem ganzen Schlosse seinen Untergang finden. Wenn in andern Sagen die Ruchlosigkeit des Schloßherrn das Verderben herbeiführt, so knüpft unsere Ballade dieses sehr glücklich an die Ueberlieferung von jenem Glase und führt es mit eben so großer Kunst der Erfindung als lebendiger, durch Ton und Ausdruck ergreifend gestimmter Darstellung aus. Fast unbegreiflich ist es, daß Notter (S. 410) davon keine die Einbildungskraft magisch berührende Wirkung empfand, wie sehr auch die Unerschöpflichkeit des Reims in der gewählten Form bewundert werden möge, ja gar meinte, der tiefsinnige märchenhafte Gegenstand (den Gehalt hat doch erst Uhland geschaffen, während die Sage ursprünglich nur eine der vielen ist, die an

eine Gabe der Feen oder sonstiger Geister den Bestand eines Geschlechtes knüpfen*)), sei hier mit etwas zu materieller Hand angefaßt und der Dichter, was ihm sonst selten begegne, unter seinem Stoffe geblieben. Uhlands glückliche Komposition gewährt uns einen Blick in die Geschichte des Geschlechtes. Des Schloßherrn Ahnen sind ein fröhlich und kühn Geschlecht gewesen, das die geheimnißvolle Gabe immer ehrfurchtsvoll bewahrt hat.**) Bei dem jungen Herrn sind jene Eigenschaften zu Ausschweifung und Uebermuth entsetzlich entartet, durch die er sich auch Feinde gemacht, was seine Verblendung gar nicht beachtet hat, so daß diese während seiner wüsten Vergeudung die Zerstörung der Burg sich vorgesetzt haben, die sie gerade in der Nacht ausführen, in welcher der stolze Lord mit tollkühnem Uebermuth die Weissagung verspottet, die seine Vorfahren geehrt. Den Gegensatz zu ihm bildet der alte Schenk, „des Hauses ältester Vasall“ (der Dichter denkt sich alle Hausämter, wie bei Fürsten und Königen, durch besondere Lehnsleute vertreten), der die alten guten Zeiten des Hauses erlebt hat, wie der Kellermeister des Grafen Terzky in Schillers Piccolomini (IV, 5). Das übermüthige und ausschweifende Wesen des ausgearteten jungen Herrn ist ihm ein Greuel, von dem er das Aergste fürchtet. Wie dieser Uebermuth sich bei dem Mahle gleichsam durch sich selbst immer höher steigert, ist auf meisterhafte Weise dargestellt. Der tolle Lärm des Gelages

*) Vgl. unsere Erläuterungen zu Goethes Werken XV, 1, 95. **) Wir möchten nicht mit Grube annehmen, die Fee habe den Pokal der Familie als eine stets sichtbare und handgreifliche Aufforderung zur Mäßigkeit, zur Vermeidung schwelgerischer Gastmäler, zur Bescheidenheit und Besonnenheit gegeben, weil sie die schwache Seite des Geschlechts, dessen Hang zum Trunk und Uebermuth gekannt. Davon ist bei diesem Palladium des Schlosses nicht im geringsten die Rede; auch hätte eine solche Mahnung auf eindringlichere Weise geschehn müssen.

soll noch verstärkt werden. Der Lord will als Verächter dieser albernen Sage vom Glück von Edenhall vor seinen schon trunkenen Gästen (so lange hat das Gelage schon gewährt) sich zeigen. So läßt er denn das Zeichen, daß er etwas Wichtiges beabsichtige, durch die Festtrommeten geben; es gilt einen Trinkspruch, aber einen von ganz eigener Art.*) Der Schenk zürnt darüber, daß er mit diesem theuern Kleinod des Geschlechts vor den trunkenen Gästen prunken will, und fürchtet das Schlimmste für das zerbrechliche Glas. Der Herr aber will, das wunderbare Glas soll heute in seinem vollen Glanze erscheinen, und so läßt er es mit rothem feurigen Portwein füllen, wobei vorausgesetzt wird, daß der Wein in diesem wunderbaren Krystallglase einen ganz besondern Glanz erhält.**) Der Alte zittert beim Eingießen, da seine Furcht steigt. Zunächst erklärt der Lord den Gästen, wie das Glas in den Besitz seines Hauses gekommen, und theilt die Inschrift mit, welche an die Erhaltung desselben das Glück der Familie knüpft. Launig fügt er dann hinzu, mit Recht habe die Fee ihr Geschick an ein besonders hellen Klang gebendes Kelchglas gebunden, da sein zur Freude geneigter Stamm gern einen guten Zug thue und hellen Gläserklang liebe, und so stößt er denn mit dem kostbaren Glase, obgleich dieses die größte Vorsicht fordert, überall an. Sehr schön ist es erfunden, daß dieses durch seinen Klang beim Anstoßen seine warnende Stimme erhebt:

*) Götzinger nimmt sonderbar er hebt sich im süddeutschen Sinne für er hält sich fest, und meint, dies solle auf die Trunkenheit gehn, da es doch nur bezeichnet, daß er sich am Tische erhebt. Er sitzt, wie alle, am Rande (Borde) des Tisches, von dem er aufsteht. **) Irrig meint Grube, die rothe Glut deute auf die bald folgende blutige Szene hin, die Warnung aber mache den Lord nur noch übermüthiger. Das Ausstrahlen ist eben eine Eigenschaft dieses Glases und der Lord hat es mit der Absicht, damit anzustoßen, sich bringen lassen.

zuerst tönt es milde, wenn auch tief und voll, als wolle es ruhig ernst den Uebermüthigen mahnen, gleich der ans Herz sprechenden Nachtigall, dann aber schwillt der Ton an wie ein mit lautem Getose über Felsen, Bäume und Steine herabstürzender Waldstrom, zuletzt wird er fürchterlich wie von drohendem Donner, was einen scharfen Gegensatz zu seinem herrlichen Anblick (Str. 6, 5) bildet. Doch der Uebermuth des Lords wird dadurch nur gereizt. Die Stimme, die ihn mahnt, dieses kostbaren Besitzthums zu schonen, treibt ihn, dasselbe im vollsten Unglauben zu zerstören. Hat er früher bemerkt, eine Fee habe einem seiner Ahnen das Glas gegeben, so behauptet er jetzt, sein Geschlecht habe es sich selbst als Palladium, als Hort genommen, an den es sagenhaft sein Heil knüpfe.*) Spottend meint er, es sei recht, daß ein so kühnes Geschlecht sich ein zerbrechliches Palladium gewählt; denn es bedürfe eines solchen gar nicht, ja es habe schon zu lange sich erhalten, und so will er es durch einen Stoß zerschellen, um zu versuchen, ob wirklich etwas an der altväterischen Sage sei.**) Bei der Darstellung des sofortigen Eintretens des an das Zerbrechen des Glases geknüpften Unterganges von Edenhall verfährt der Dichter mit wirksamer Kürze. Das Gewölbe des Saales bricht ein, aber nicht als Strafe des Uebermuthes, wie in der griechischen Sage von der Rettung des Simonides; aus den Rissen dringen Flammen hervor, deren Ursprung wir aber erst erfahren, als der allgemeinen Flucht der Gäste gedacht ist, die so schrecklich das vom Glase gedrohte Unglück sich erfüllen gesehen haben. Wir hören, daß während des

*) Auf diesen wichtigen Punkt sehe ich bisher nirgend hingewiesen. **) Höchst unglücklich meint Grube, das theure Kleinod sei ihm natürlich zuwider, da es ihn an seine Sünden mahne!

Gelages der Feind den das Schloß umgebenden Wall erstiegen, das Dach angezündet hat und eben eingedrungen ist, um alles niederzumachen, daß der Uebermüthige selbst, der wie erstarrt von Schrecken noch das zersprungene Glas in der Hand hält, niedergestochen wird. Vielleicht wäre eine etwas anschaulichere Schilderung des Unterganges des Lords zu wünschen. Der Dichter aber zog es vor, im Gegensatz zu ihm als den einzig Geretteten (denn auch die Gäste konnten dem Tode nicht entgehn) den Schenken darzustellen, der das Unglück geahnt hatte. Der gute Alte ehrt auch in dem seinem Uebermuth zum Opfer gefallenen Lord noch seinen Herrn, den letzten Sprossen des einst so glänzenden Geschlechts; er sucht in der zerstörten Halle, wo das Gelag gehalten worden, nach dessen Resten und den Scherben des verhängnißvollen Glases.*) Aber mit diesem Bilde konnte das Gedicht nicht schließen: der Dichter legt dem Alten noch die Betrachtung in den Mund, daß alles vergänglich ist und, wie Edenhall, auch einst die Welt zu Grunde gehn werde.**) Freilich ist diese Betrachtung, die weder mit Kellner als Warnung zu fassen, noch nach Viehoff, „in furchtbarem Enthusiasmus" vorzutragen ist***), kein passender Schlußstein zu der Geschichte von dem schrecklich bestraften Uebermuthe des die alte von den

---

*) Trümmerfall, eine durch den Reim veranlaßte Neubildung zur Bezeichnung der hingestürzten Trümmer. **) Die Steinwand ist nicht die Felsenwand, wie Götzinger meint, sondern die Mauer; die Mauern des Saales sind eingestürzt, wie die ihn tragenden Säulen gebrochen und gefallen. — Glas, zerbrechlich wie Glas, nach dem Sprichwort: „Glück und Glas, wie bald bricht das!" — Götzinger erinnert an die letzten Worte der Kassandra in Schillers Siegesfest, die mit Recht in dem Untergang ihrer Vaterstadt das Bild des allgemeinen Unterganges sieht, das auch den jetzigen Zerstörern drohe. ***) Der Schenk spricht sie ja, ruft nicht einmal.

Ahnen verehrte Weissagung verhöhnenden Grafen. Das Ungehörige hat Grube (S. 254 f.) richtig erkannt, nur entging ihm, daß Uhland den Greis, der mit treuer Verehrung an dem alten Kleinod hing, zuletzt als einzigen Geretteten darstellen wollte. Die Ballade hätte mit dem Untergange des Schlosses, ja mit dem Tode des letzten übermüthigen Besitzers sehr wohl enden können, aber kaum mit der jetzigen neunten Strophe; wir verlangen eine etwas weitere Ausführung und ein Schlußwort des dem ihn zerschmetternden Schicksal trotzenden Lord.*)

Daß das Glück von Edenhall im eigentlichen und uneigentlichen Sinne der Inhalt der Ballade sei, drückt sich auch in der bezeichnenden Reimform aus; denn der fünfte auf die beiden geraden Verse reimende Vers schließt immer mit Glück oder Glücke von Edenhall, wonach denn von den fünf Versen drei auf all reimen. Im eigentlichen Sinne steht das Glück von Edenhall Str. 4 und 8, doppelsinnig Str. 7 und 11, meist von dem Glase. Nur in diesem refrainartigen Verse läßt der Dichter den lebhaften Anapäst ein- oder mehrmal statt des Jambus eintreten.**)

75. Der letzte Pfalzgraf.***)

Am 18. Februar 1847 gedichtet. Uhland hatte die Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen zum Gegenstand sorgfältiger Forschung gemacht, deren Ergebnisse er in einem besondern Auf-

*) Am Anfange des Gedichtes ist die Wortstellung „von Edenhall der junge Lord" statt der umgekehrten etwas störend. Der Dichter wollte Edenhall nicht auch hier schließen lassen, er bedufte eines andern Reimes. Freilich tritt jetzt Edenhall zu bedeutend hervor. **) Str. 8 war Glück zeitweiliger Druckfehler statt Glücke. ***) Vgl. Eichholtz Uhlands schwäbische Balladen S. 27 f. Birlinger in der „Alemannia" Band X.

satze darlegte.*) „Sie waren", heißt es hier, „von der Lust und Herrlichkeit ihres weitausgedehnten, nach der einen Seite das schwarze Nadelholz, nach der andern den grünen Laubwald umfassenden Jagdgebiets wahrhaft eingenommen." Weiter wird bemerkt, auf der Inschrift eines 1209 von Pfalzgraf Rudolf erbauten Jagdhauses werde die Sorge für dessen Seelenheil den Jägern empfohlen, obgleich sonst ihre Andacht, die (kurze) Jägermesse, nicht in besonderer Geltung stehe. Derselbe gründete in dem vom Reiche zu Lehn erhaltenen Forst Schönbuch das Kloster Bebenhausen, wo er auch begraben liegt. Aber durch ihre vielen Klosterstiftungen schmälerten die Grafen ihren Besitz so beträchtlich, daß sie in Schulden geriethen. Hier liegt der Verkauf des ganzen ansehnlichen Stammsitzes an den Grafen von Württemberg zu Grunde, zu dem sich Gottfried III. im Jahre 1342 genöthigt sah. Im Kaufbriefe heißt es: „Wir Goetze und Wilhelm, Gebrüeder, Grafen zu Tuwingen .... haben verkouft .... unser vestin Tuwingen, burg und statt, lüt und gout, an veld, an wald und wasen, an gelt**) ... und haben uns daran kain reht behalten, dann allein die Hundlege zu Bebenhusen***) und das gejaid [die Jagd] in dem Schainbuoch [Schönbuch]." Als der Pfalzgraf alles dem Grafen Wilhelm von Württemberg übergeben hatte, ritt er zum Thore von Tübingen hinaus; vor demselben drehte er sich um und sprach ganz fröhlich zu seinen Dienern:

*) Jetzt in den Schriften VIII, 311 ff. **) In der Ballade steht dafür Gülten. Gülten ist das an einem Gute haftende Einkommen, wie Göz von Berlichingen sagt: „Man braucht die Gülten auf." ***) Die Trümmer des Klosters Bebenhausen sind auf Uhlands Verwendung, dessen Vetter dort eine einflußreiche Stellung hatte, vollständig erhalten und hergestellt worden. Vgl. Mayer I, 181*. Die Hundelege steht noch.

nun freue er sich von ganzem Herzen, daß er doch einmal den Wust losgeworden sei. Daß die tübinger Pfalzgrafen sich durch ihre beiden Leidenschaften, die Jagd und die Freigebigkeit gegen die Geistlichen, zu Grunde gerichtet, tritt in unserer Ballade deutlich hervor. Diese ist als Erklärung zu fassen, die der letzte Graf in der Abtei zu Bebenhausen macht. Um aus seiner drückenden Schuldenlast herauszukommen, verkauft er alles, nur zwei Rechte behält er sich vor, welche die Geliebte seines Herzens, die Waidlust, betreffen.*) Die launige Gutmüthigkeit des alten Herrn spricht sich in dem Geständniß aus, daß er für das Kloster über Gebühr viel gethan, und im Verlangen an die „Mönchlein", daß sie, wenn sie nicht mehr sein Jagdhorn in dem Schönbuch hören sollten, ihn für todt halten, die Glöcklein für den Gestorbenen läuten, ihn aufsuchen und eine Jägermesse, wie er sie liebt, für ihn lesen sollen, aber bei Leibe will er nicht, wie es sonst solche Herren wünschen, im Kloster begraben sein, sondern im grünen Wald (Str. 2, 4), wofür recht bezeichnend „im grünen Vogelsang" steht, wohl im bewußten Gegensatz zum Klostergesang, wenn auch Vogelsang hier örtliche Bezeichnung ist. Etwas auffallend scheint die Angabe, man werde ihn an der zur Ruhe einladenden Quelle finden, die freilich das Bild des im Walde lebenden Jägers vollendet. Der letzte Pfalzgraf tritt aus unserm anspruchslosen Gedichte, in welchem, wie Notter (S. 405) sagt, der naive Ton recht aus innerster Seele quillt, uns fast leibhaft entgegen: jeder Zoll ein sorgloser Jägersmann, der verarmt ist, während er das Kloster reich gemacht. Vgl. dazu oben S. 91 f. das launige Gedicht auf die fromme jagdlustige Fürstin.

---

*) Uhland nennt nur einen Hund und einen Habicht. Zwei Habichte

76. Graf Eberhard der Rauschebart.

Während des Verfassungsstreites vom 20. Juni bis zum 4. Juli 1815 gedichtet, dann am 10. Juli wieder aufgenommen und am folgenden Tage vollendet. Bereits der jugendliche Schiller hatte die döffinger Schlacht benutzt, um Eberhards Krieger den Ruhm ihres Grafen, der allein ein Heldenschwarm sei, feiern zu lassen.**) Erst nach der Beendigung unseres Gedichtes schaffte sich Uhland Pfisters „Geschichte von Schwaben" an (vgl. S. 66)***), in welcher Eberhards III. Heldengestalt so bedeutsam hervortritt. Er war demnach auf Samuel Sattlers „allgemeine Geschichte von Württemberg unter den Grafen (1764—1768)" und des geborenen Stuttgarters Ludwig Timotheus Spittler „Geschichte Württembergs unter den Herzogen und Grafen" (1783) angewiesen, aber er ging auch auf die ausführlichern Quellenschriftsteller zurück, auf die Annales Suevici von Crusius (vgl. S. 249) und zur zweiten Ballade auf die Annales Hirsaugienses von Johann von Trittenheim. Als Quellen nennt Uhland im Tagebuch Crusius, Sattler und Spittler. Man könnte mit Eichholtz annehmen, der Besuch seines Freundes Kerner zu Wildbach sei nicht ohne Einfluß auf die Wahl des Stoffes gewesen, da die erste Ballade eben im Wildbad spielt. Aber Uhland sah sich gerade in der Zeit des Verfassungsstreites zur nähern Beschäftigung mit der Landesgeschichte getrieben, wo ihn denn die Heldengestalt

---

mußten die Todten von Lustnau jährlich dem Pfalzgrafen liefern. Vgl. Uhlands Schriften VIII, 452. *) Vgl. Eichholtz a. a. O. S. 11 ff. Notter S. 391 ff. **) Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyrischen Gedichten I, 428 ff. ***) Dies meldet er am 1. September seinem vertrauten Freunde Mayer, dem er schon am 6. August geschrieben hatte, sein Rauschebart werde noch in die Gedichtsammlung kommen, die der Beendigung im Drucke rasch entgegenschreite.

des „unverwüstlichen" Eberhard mächtig anziehen mußte. Dieser war ihm das Musterbild eines tapfern, auf Ehre, Treue und Recht haltenden Fürsten, und als solchen wollte er ihn schildern, als einen Helden, der in ewigen Fehden zwischen Adel und Städten, bei denen die Wankelmüthigkeit und der eigene Vortheil der Kaiser ihr Spiel trieben, bis zum höchsten Alter sich männlich stark und ehrenhaft hielt. Zwei Gegensätze sind es, in welchen wir diesen finden: einmal Eberhards glückliche Rettung von dem Ueberfalle und dessen Rache, dann die Niederlage durch die Städter bei Reutlingen und ihre Besiegung bei Döffingen, wo freilich der Sohn fällt, aber am Schluß die Nachricht von der Geburt eines Urenkels den Alten erfreut. Außer dem weitausgeführten Bilde des biderben Eberhard, dessen Seele Ritterehre und Recht sind, wie er sie versteht, der aber auch durch seine gute Laune uns fesselt, schauen wir die seines edeln Sohnes und des Raubritters Wolf von Wunnenstein, und die gewaltigen Kämpfe der Zeit treten lebendig uns vor Augen. Darstellung und Ausdruck sind frisch und frank, durch manche gemüthliche Wendung belebt, oft schwungvoll gehoben. Freilich meint Notter, die Dichtung stehe nicht auf der vollen Höhe des Stoffes, sie verzichte des Nebenschmuckes wegen auf die gehörige Verwerthung des ganzen dichterischen Inhalts, in welchem noch viele ungesungene Gedichte lägen: aber hätte Uhland alle von Notter hervorgehobenen Einzelheiten ausführlich behandelt, so würde sich das Gesammtbild des edlen Helden, um das es ihm zu thun war, nicht so lebendig dargestellt haben. Ueber das Versmaß vgl. S. 240 f.

Die drei Strophen des Eingangs kündigen schwungvoll das Lied von dem schwäbischen Helden an, den sie mit dem malerischen

Beinamen des Rauschebart bezeichnen. Den häufigern Beinamen der Greiner, unter dem er bei Schiller auftritt, nennt Uhland 1 Str. 1, 4. 18, 1 und weiter; er erhielt ihn wohl, wie schon sein Großvater, von seinen Feinden, die ihn damit als ewigen Zänker bezeichnen wollten. Zunächst beklagt er, daß jetzt im Schwabenlande, das unter seinen Hohenstaufen den Ritter- und Minnesang zu solcher Blüte gebracht, das alte Heldenlied verstummt sei, da man hier nur leichte Liedchen singe, sich in spitzigen Sinngedichten versuche, worin Haug sich gefiel, oder gar in Satiren, wie es Weisser that, selbst der Frauen nicht schone, deren Preis früher das Lied gesungen, und ein Geschlecht von Schwächlingen vor den alten Helden, die man längst hätte besingen sollen, Schauder empfinde.*) Sein Lied soll den Rauschebart und seinen heldenhaften Sohn aus ihren Gräbern steigen lassen. Weisser war ein geschworener Feind der Romantiker, die er auch 1810 in dem mit Baggesen herausgegebenen „Karfunkel- oder Klingklingelalmanach. Ein Taschenbuch für vollendete Romantiker oder angehende Mystiker" verspottete, was ihm Uhland hier mit dem ängstlichen Vorübertrippeln vergilt.**) Daß Eberhard und sein Sohn Ulrich im Chore der stuttgarter Stiftskirche begraben liegen, bemerkt Uhland selbst in einer Anmerkung.***) Eberhard soll

*) Bei den Worten „wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht", schweben schon die Särge der Helden vor (Str. 3, 1). — Beschwörung. Die Dichtung ruft die Gestorbenen wieder ins Leben, wie die Beschwörer Todte wieder auf Augenblicke beleben. **) Es rauscht, weil die alten Helden sich regen, die dort auf Beschwörung lauschen. ***) In dem Beiworte düster sieht Götzinger den Ausdruck des Unwillens, daß dieser schöne Chor damals durch eine dort angebrachte Orgel ganz verbaut war. Aber eine solche Andeutung wäre hier durchaus ungehörig. Düster heißt der Chor im Gegensatz zur freien Luft, welcher der alte, meist draußen lebende Held sich so sehr erfreute.

aus seinem Grabe ausbrechen, zugleich mit seiner Heldenschaar, und mit derselben Gewalt, durch welche er damals bis zum höchsten Greisenalter sich hervorthat („mit hellem Schwerterklang"), auch im Lied erscheinen.*) Die folgenden Balladen beziehen sich alle auf die Kämpfe seines Alters; der Ueberfall im Wildbad, mit dem sie beginnen, fällt fünfundzwanzig Jahre vor des Grafen Tod, der in hohem Alter 1391 starb. 1344 war er seinem Vater gefolgt. Sein Geburtsjahr kennen wir nicht. Freilich hätte Uhland Schillers, des edlen schwäbischen Dichters, Lied auf Eberhard erwähnen müssen, hätte er dadurch die Wirkung seines die Zeit strafenden Unwillens nicht geschwächt.

1. Der Ueberfall im Wildbad.

Uhland folgt besonders Crusius, nach welchem Eberhard allein in dem vor kurzem angekauften Städtchen Wildbad sich befand, während er nach der ihm vorliegenden bessern Ueberlieferung von seiner Gattin, seinem Sohne Ulrich, Schwiegertochter und Enkel begleitet war, was der Dichter zu seinem Zwecke nicht brauchen konnte, da die Rettung eben durch den Hirten erfolgen sollte, wie sie Crusius berichtet. Str. 1 f. sind frei ausgeführt.**) Das Einsprechen beim Abte zu Hirsau (vgl.

---

*) Statt als Greis braucht der Dichter „greise Jahr' entlang", wie Goethe sagt die Nacht entlang, den Frühlingstag entlang. Uhland gebraucht es geradezu für durch. Vgl. unten 3 Str. 14, 3. Ballade 77 Str. 1, 6.

**) Der Anfang beschreibt im allgemeinen die Sommertage, statt daß gerade der Tag, wo Eberhard auszog, geschildert werden sollte. — Edelknechte, Ritter im Dienste des Grafen. — Die verneinende Bestimmung „er trägt nicht Helm u. s. w." scheint nicht anschaulich genug; auch denkt man sich, daß ein streitbarer Held in solchen Zeiten immer bewaffnet auszog.

oben S. 208) ist eine hübsche Zuthat des Dichters, der ja des Benediktiners Trittenheim Annales Hirsaugienses zur zweiten Ballade benutzte.*) Auch Str. 7—9 sind Uhlands Eigenthum.**) Sehr glücklich erfolgt zur Steigerung der Gefahr hintereinander die Meldung von zwei verschiedenen, aus dem obern und untern Thale kommenden Heerhaufen. Schlegler nannte sich eine Verbindung schwäbischer Freiherren, welche gegen die Macht der Städte und des Grafen von Württemberg, des niederschwäbischen Landvogts, gerichtet war. Sie nannten sich so von ihren Schlegeln (Hämmern, Kolben), die ihnen zugleich Abzeichen und Waffen waren, wie z. B. Wolf von Wunnenstein mit einem Schlegel auf der Brust und einem im Gürtel abgebildet ward. Vgl. 19, 4 manchem Herrn vom Schlegel, 2 Str. 1, 3 der Schlegelbrüderschaft. Sonst hießen sie auch Martinsvögel vom Tage der Stiftung ihres Bundes. Bei Crusius ist es allein der Graf von Eberstein, der heimlich mit einem Heere kommt, um sich Eberhards zu bemächtigen. Sattler nennt außer ihm noch Wolf von Wunnenstein, den Uhland hinzufügte, nicht allein um

---

*) Bei Orgelschalle. Die Mönche läßt er in der Klosterkirche singen, da es ihm selbst nur um einen kühlen Trunk zu thun ist. — Die Tannenwälder bilden einen hübschen Gegensatz zum grünen Thal. — Eigenthümlich kühn ist die Verbindung gehts gesprengt. **) Der Graf steigt ab am Markte im Gasthause zum Spieß. Ein solches bestand zu Uhlands Zeit und war nach Kerners Zeugniß in der Schrift: „Das Wildbad im Königreich Württemberg" (1813) „durch treffliche Bereitung der Speisen und die Lage auf dem Marktplatze ausgezeichnet". — Ein angeschossener Eber. Nach der Sage sollen die warmen Quellen „ehemals aus einem wilden Land in einen runden See hervorgekommen, und durch ein wildes Schwein, das in ihm seine Wunden ausgewaschen und dem ein Jäger in die Wildniß nachgefolgt, entdeckt worden sein". Auch dies fand Uhland in Kerners Schrift. Aehnlich lautet die Sage von Karlsbad. — Recke, nach älterm Sprachgebrauche, wie im Nibelungenliede.

die Gefahr zu steigern, sondern auch weil dieser in der vierten Ballade auftreten sollte. Die Ebersteine hatten früher nach Crusius einen schwarzen Eber im goldenen Felde auf einem grünen Felsen im Wappen; statt dessen gab ihnen der Kaiser eine rothe Rose auf weißem Grunde mit einem Saphir in der Mitte, weil der Papst dem damals zu Rom weilenden Grafen am Rosensonntage (Lätare) eine solche Rose verehrt hatte. Uhland verband beides zu seinem Zwecke. Die drei Beile im Wappen des Wunnensteiners und dessen Beinamen fand er gleichfalls bei Crusius, der in der Beschreibung der döffinger Schlacht sagt, von dem Glanze seiner Waffen, dessen er sich gerühmt (er nennt ihn aber Winnenstein), habe er den Beinamen der gleißend Wolf erhalten. Treffend befiehlt der Graf dem Edelknaben*), zwischen den Aeußerungen über die drohende Gefahr, ihm Leibrock und Mantel zu geben und ihm das Schwert an die Seite zu binden. Als er die böse Absicht dieses Ueberfalls im Bade nicht verhehlt, bietet sich ihm der Hirt**) zur Rettung an, deren Beschreibung Uhland wirksamst belebt hat.***) Bei Crusius fand er nur die Angabe, zur Nachtzeit habe ein Bauer ihn durch die Wälder in Sicherheit gebracht oder er sei von einem Manne auf dem Rücken über die

---

*) Zuerst redet er ihn mein Sohn an, beim ersten Befehle Junge, beim zweiten Knabe, beim dritten unterläßt er jede Anrede. Daß alle drei Befehle zwischen die Aeußerungen über seine Gegner eingeschoben sind, deuten die sie einschließenden Gedankenstriche an. — Das Bedeutungsvolle der Namen Wunnenstein und Wolf verwendet Eberhard treffend zur Andeutung der drohenden Gefahr. Auf Wolf als Raubthier deutet auch der von Uhland aus der Quelle geschöpfte Satz unten Ballade 4 Str. 18, 4. **) Der Dichter hat beidemal die alte Form Hirte, die auch Goethe und Schiller sich gestatten. ***) Bergunter und bergauf! geht es. Es ist hier nicht vom Anfange des Weges die Rede, der unmittelbar hinter dem Bade steil aufsteigt.

Höhen getragen worden. Besonders glücklich und zeitgemäß ist die Freude über die Gutmüthigkeit des Volks, dessen Rechte ein Fürst nie verletzen dürfe. Auch das Schlagen der Münze und das Umgeben des Wildbads mit einer Mauer hat Uhland aus seiner Quelle genommen, nur glücklich gewandt. Crusius bemerkt, auf der einen Seite der silbernen Münze sei ein Kreuz, auf der andern eine Hand gewesen. Daß Wildbad und die umliegenden Orte verwüstet worden, ist mit Recht hier übergangen.

2. Die drei Könige zu Heimsen.

Die Vergeltung Eberhards an den Feinden. Freilich ereignete sich diese Geschichte erst viel später, ja drei Jahre nach des Rauschebart Tod (1395) unter dessen Enkel Eberhard dem Milden.*) Aber Trittenheim erzählt sie gleich nach dem Ueberfall im Wildbad, freilich später noch einmal wörtlich übereinstimmend zur richtigen Zeit. Uhland machte hier vom Rechte des Dichters Gebrauch; denn Trittenheims Irrthum konnte ihm nicht entgehn. In Wirklichkeit setzte es Eberhard durch, daß der Graf von Eberstein in die Acht erklärt wurde, und er eroberte die Burgen seiner abgefallenen Lehnsleute. Trittenheim berichtet: „Die Adligen brachten mit dem genannten Grafen von Eberstein ein großes Heer zusammen, und wählten drei Hauptleute, die sie auch Könige nannten. Als sie in der Stadt Heimsheim waren, an dem Orte Wiringö, nicht weit von der königlichen Stadt Weyl,

) Notter hat S. 9 darauf hingewiesen, daß Uhlands Großvater eine dissertatio de Eberhardo Miti, comite Wirtembergensi (Tübingen 1761) geschrieben hatte; aber kaum dürfte diese auf unsern Balladenkranz eingewirkt haben oder auch nur Uhland zur Dichtung desselben oder zur Einflechtung dieser zweiten Ballade bestimmt haben.

von wo sie am folgenden Tage gegen Graf Eberhard auszuziehn gedachten, kam dieser ihnen zuvor, erschien während der Nacht mit einem Bauernheere und Hülfstruppen der königlichen Stadt Eßlingen vor Heimsheim und schloß es enge ein, so daß niemand heraus konnte. Da der Graf von Eberstein und die übrigen adligen Ritter, die drinnen waren, sich überrascht sahen, bewunderten sie Eberhards Kühnheit, beschlossen aber sich tapfer zu vertheidigen, Steine und Geschosse ununterbrochen durch die Mauer auf das württembergische Heer zu werfen. Doch Eberhard befahl den zahlreichen Bauern, die ihm gefolgt waren, Holz aus dem nahen Walde zu holen, es rings um die Mauer zu legen, Steinöl und Pech darauf zu thun und es anzuzünden. Da die Belagerten dies sahen, baten sie um Frieden, den sie unter der Bedingung erhielten, daß alle Eingeschlossenen durch ein Thor gehn mußten. Und als nun die Adligen so hinter einander herauskamen und unter ihnen auch die drei Hauptleute, die sich Könige genannt hatten, sagte ein witziger Bauer, der sich mit andern beim Thore befand: ‚Ha, wie schön ist es! siehe da kommen drei Könige! wäre noch ein vierter dabei, so hätten wir ein ganzes Kartenspiel.'" Die Grundzüge sind hier beibehalten, nur mit großem Geschick belebt. Der Vertrag wird bloß sehr unbestimmt angedeutet, mit den Worten so hats der Graf beliebt, ergibt sich aber daraus, daß die Feinde friedlich durch ein freies Thor ausziehen und sich dem Grafen im Lager als Gefangene stellen. So muß Uhland sich die Sache gedacht haben. Durch das Uebergehen dieses Vertrages hat er freilich der Deutlichkeit der Ballade geschadet, aber er liebt dieses Ueberspringen von Mittelgliedern der Handlung. Aus der Ueberlieferung stammt auch der Witz mit den Kartenkönigen. Aber Trittenheim legt ihn einem Schalke (homo facetus)

bei. Uhland setzt dafür ein Bäuerlein. Die vorhergehende Erwähnung des Wunnensteiners in der Rede Eberhards an die Gefangenen legt die Beziehung auf diesen als vierten König nahe und verbindet auch die zweite Ballade mit der ersten und mit der abschließenden vierten.*)

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

Diese, zehn Jahre nach dem Ueberfall im Wildbad erfolgte Schlacht versetzt uns in den Kampf mit den Reichstädten, der dadurch veranlaßt wurde, daß Kaiser Wenzel im August 1376 die Städte Weyl, Eßlingen und Gmünd nebst mehrern Dörfern mit allen Rechten, Nutzungen und Steuern an Eberhard ver-

) Einzelbemerkungen. Heimsen ist die volksthümliche Form für Heimsheim, wie auch sonst das schließende heim oft verkürzt wird. — Str. 2, 4. Schlich Schleichweg, geheimer Weg (1 Str. 15, 2), wie es auch Schiller im Tell (I, 4) braucht. — Str. 3, 4. Den Landfrieden hatte Karl IV. befohlen; alle Zwiste sollten vor bestimmten Richtern geschlichtet werden. Von Eberhard waren viele Lehnsleute abgefallen, deren Burgen er eroberte. — Str. 6, 2—4 bezeichnen die Verwunderung der Belagerten. Heil Vgl. oben S. 269. — Str. 10, 2. Leise, ohne Geräusch zu machen, lose, ohne starkes Drücken. — 3. Ziehts. Es von der still hinziehenden Schaar der früher so stolzen Feinde. — Str. 11, 4. Für drei stand einige Zeit durch Druckfehler die. — 2. Unter sich, abwärts, wie auf dem Leichensteine Hermanns von Sachsenheim steht: „Mein Schild und Helm hängt unter sich" (Uhlands Schriften II, 247 f.). Götzinger vergleicht das schweizerische absi, nidsi. — 3. Gemachsam, gemächlich, langsam. — Str. 12, 4. Wunnenstein, wofür in Ballade 1 Wunnensteiner, mit seinem Spitznamen der gleißend Wolf steht, Ballade 4 Wolf von Wunnenstein, auch der gleißend Wolf, Wolf allein und launig Wölflein. Man wählte entweder den Vornamen oder den Namen des Stammschlosses oder diesen mit dem ableitenden er, wie letzteres auch noch später statt des vorantretenden von gebräuchlich war. — Str. 13, 2. Schmollen, schwäbisch für lächeln, wie es auch Schiller braucht. Vgl. die Erläuterungen zu Fiesko (III, 2) S. 164*.

pfändet hatte. Diese Städte vereinigten sich mit vielen andern, und fielen, da sie von friedlichem Vertragen nichts wissen wollten, verheerend in Eberhards Land ein, der eben Ulm belagerte. Auf diese Kunde sandte Eberhard seinen Sohn Ulrich gegen Reutlingen, welcher sich auf das die ganze Ebene beherrschende hohe furchtbare Bergschloß Achalm legte. Crusius, dem Uhland ganz folgt, berichtet: „Im Jahre 1377 erlitten der Graf von Württemberg und die Adligen zwischen der Feste Achalm und der Stadt Reutlingen eine blutige Niederlage. In der Nacht auf den 14. Mai gingen die Bürger von Reutlingen mit ihren Bundesgenossen, 700 an der Zahl, aus der Stadt, um Beute zu machen und dem württemberger Herrn zu schaden. Sie kamen zur Morgenzeit nach Urach, wo sie raubten, was sie konnten; auf der Rückkehr durch das uracher Thal brannten sie das Dorf Tettingen nieder, nachdem sie einige Landleute getödtet hatten, und raubten vor dem Frühstück siebenhundert Stück Vieh, und ihnen schlossen sich andere aus der Stadt Reutlingen an. Da stieg Ulrich von Württemberg, der Sohn des Grafen Eberhard, um den Berg herum gehend, von der Burg Achalm hernieder mit vielen tapfern Gewaffneten, 232 Landsknechten, vielen Grafen und Herren und goldgeschmückten adligen Rittern, um den Bürgern ihre Beute zu entreißen, ja, wenn es gelänge, selbst in die Stadt einzudringen. Die Vornehmen stiegen zwischen der Vorstadt und der Leonardskapelle auf Wiesen und Feldern von ihren Pferden herab und kämpften zu Fuße. Aber mehrere, die in der Stadt waren und dies bemerkt hatten, brachen plötzlich aus einem sonst verschlossenen Thore hervor und kamen den Ihrigen tapfer zu Hülfe. Da entspann sich die fürchterlichste Schlacht; der Adel, vorn und hinten von den Feinden ein-

geschlossen, wurde besiegt, viele tapfere und ausgezeichnete Männer getödtet." Unter mehr als sechzig werden angeführt: „Graf Friedrich von Zorn (Zollerensis) und Salzburg, Ritter, genannt von Eselsberg, Graf Ulrich der Schärer, Pfalzgraf von Tübingen, Herr von Herrenberg, Graf Hans von Schwartzenberg, Herr Götz (Gottfridus) der Schoderer von Wieschheim (Weißenheim), Ritter, der Fahnenträger gewesen, Berchtold von Sachsenheim, Krieger nebst seinem Sohne Friedrich, und Johann von Lustnow." Crusius fährt fort: „Später, als Friede geschlossen war, kamen viele Beamte und Wappner (vgl. S. 163), die ihre Herren suchten, aber nicht alle fanden. Sie sagten aus, man vermisse 86 Ritter und Vornehme. Doch mehr als die genannten wurden nicht aus der Stadt gebracht, abgewaschen und mit weißem Gewande bedeckt. Auch sollten viele verwundet sein; einige von diesen waren nach Achalm gebracht worden. Aber man ließ keinen fortbringen dessen Namen nicht der Diener angegeben hatte. Auch Graf Ulrich von Württemberg war verwundet; kaum hatte er sich zu Pferde nach [der vom Berge benannten Burg] Achalm gerettet." Weiter berichtet Crusius: „Im Jahre 1378 trauerte Graf Eberhard von Württemberg über die Niederlage bei Reutlingen. Deshalb heißt es, er habe das Tischtuch zwischen sich und seinem Sohne zerschnitten."*)

Auch hier hat sich Uhland genau an die vortrefflich von ihm ausgeführte Ueberlieferung gehalten, nur wo er durch eine Abweichung eine besondere Wirkung erreichen wollte, verließ er diese. Er läßt Ulrich mit seiner Schar längere Zeit auf Achalm liegen und von dort aus die Stadt beunruhigen. In der blutigen

*) Strafe für ein entehrendes Vergehen von Edelleuten, welche man dadurch für ehrlos erklärt. Man legte ihnen auch das Brod verkehrt.

Schlacht spielt er äußerst wirksam auf die vielen Gerbereien und Färbereien zu Reutlingen an. Bei der Erinnerung an den sagenhaften Ursprung des Namens Achalm schwebt wohl die Sage vor, von welcher Freund Schwab ein paar Monate vorher im Morgenblatte eine Bearbeitung gegeben hatte. Nach dieser stürzt aus der bei der Belagerung angezündeten Burg der Besitzer heraus und wird tödtlich verwundet, wobei er den Ausruf: „Ach Allmächtiger!“ nicht zu Ende führen kann. Uhlands Mörder deutet wohl auf den Vollzug der Strafe an dem geächteten Ritter. Die ganze Beziehung auf die volksthümliche (gewiß nicht, wie man gemeint hat, gelehrte) Ableitung des Namens, ähnlich denen von Aachen (Ach!), Duderstadt (gib du der Stadt den Namen), ist nicht glücklich. Uhland denkt sich, Ulrich hätte dasselbe begegnen können, als er vor der Burg (vgl. Str. 11, 3) vom Rosse sank. Die Knappen läßt er gleich am andern Morgen ihre Herrn aufsuchen, obgleich, wie in der zweiten Ballade, keines vorangegangenen Vergleiches gedacht ist, und bei ihrer Wegführung (es ist nicht gesagt, wohin man sie bringt) die Glocken der Stadt läuten. Alle Namen zu nennen lehnt er ab, mit Beziehung auf die bunten Glasfenster des reutlinger Rathhauses, wo deren Namen zu lesen und die Wappen abgebildet seien. Bei dem Grafen von Zollern fügt er eine Beziehung auf den künftigen Glanz des Hauses hinzu, bei den Sachsenheimern deutet er auf ihr Wappen und eine Gespenstersage. Die Lilien und den Mohn erklärt Götzinger für das Wappenzeichen der Sachsenheimer. Aber dieses waren, wie Uhland wußte*), zwei Büffelhörner mit Hirnschädel und den Ohren. Lilien

---

*) Vgl. Schriften II, 246.

und Mohn läßt Uhland hier den Todten als Schmuck auf die Bahre legen, von denen die erstern auf das ewige Leben (vgl. S. 132), der Mohn schon nach der Vorstellung der Alten auf den Todesschlaf deutet. Daß auf ihrem Schlosse ein Geist wandle, der, wie die weiße Frau, seit lange ein dem Geschlechte drohendes Unglück verkündet habe, ist Uhlands freie Zuthat, dagegen nahm er die Sage von dem wiedererstandenen Herrn von Lustnau, deren Geschlecht man davon die Todten genannt, aus dem Volksmunde.*) Um den schweren Verlust des Adels besonders anschaulich darzustellen, wählt er den Leichenzug; außer dem Bannerführer nennt er drei Grafen, zwei Ritter (Vater und Sohn) und einen Herrn**), der hier liege, wie einst einer der Vorfahren aus dem Grab erstanden. Den ergreifenden Schluß, daß der Vater die Ehre des Sohnes durch die Ueberlistung von Seiten der Städter für verloren hält, bot gleichfalls Crusius; dieses schließt nicht allein treffend ab, sondern bildet auch das Verbindungsglied mit der folgenden Ballade.***)

---

*) Crusius gedenkt ihrer im liber paralipomenos seiner Annales. Später hat Uhland den Todten von Lustnau eine besondere Untersuchung gewidmet (Schriften VIII, 451 ff.) **) Crusius sagt weiter, bei Reutlingen seien drei Grafen mit vielen Adligen umgekommen. ***) Zu einzelnem bemerken wir folgendes. Str. 1 wird das schöne Bild von den aus ihrem Horste niederrauschenden Adlern V. 4 aufgegeben. — Str. 3, 2. Kein Huf noch Horn, alliterirende Verbindung. Das erstere geht auf kleines Vieh (Schafe), das andere auf Horn- oder Rindvieh. So sagt auch Schwab: „Kein Huf und Horn erschallt“. — Str. 7, 1 Zwinger ist der Raum zwischen der Stadtmauer und der ersten Häuserreihe. Crusius nennt eine Vorstadt. — Str. 15, 1 sollte von nicht fehlen vor Weißenheim; besser begänne der Vers wohl Ein Ritter Götz. — Str. 16, 1. Schildesamt heißt die Ritterbürtigkeit. — Str. 17, 4 ist das Präsens weist, das die Dauer bis zur Gegenwart bezeichnen soll, nach längst etwas hart.

4. Die döffinger Schlacht.

Auch bei dieser elf Jahre nach der Niederlage bei Reutlingen fallenden Schlacht liegt die Darstellung von Crusius zu Grunde, der sie schon mit jener in enge Verbindung bringt. Der Städtebund hatte sich außerordentlich verstärkt, aber auch die Adligen sich in dem sogenannten Löwenbunde enger als je zusammengeschlossen: nur des geringsten Anlasses bedurfte es zum erbitterten Kampfe. „Die Augsburger, die Ulmer und andere Städte fielen im August 1388 in Württemberg ein", berichtet Crusius, „und kamen alles verheerend bis zum Dorfe Döffingen (Töffingen) bei Wyl. Dort war ein nach alter Sitte stark befestigter Kirchhof, auf welchen die Ackersleute aus Kriegsfurcht ihre Sachen gebracht hatten, um sie zu schützen. Diesen begannen die Städter zu belagern und sie wollten sich der Güter bemächtigen. Eberhard, von der Gefahr der Seinen benachrichtigt, eilte mit dem Pfalzgrafen vom Rheine, dem Markgrafen von Baden, dem Burggrafen von Nürnberg, den Grafen von Oettingen, Helfenstein, Bitsch und Katzenelnbogen, dem Bischofe von Würzburg u. a. zu Hülfe. Er nahm seinen Weg über Leonberg. Die Feinde hatten eine Reiterei von 800 Lanzen, Eberhard aber 600 Reiter und 2000 Mann württembergisches Fußvolk. Es kam zum Kampfe. Als die Vornehmen abgestiegen waren, begann der edle Graf Ulrich, um die Scharte von Reutlingen auszuwetzen und seine Tapferkeit dem Vater zu beweisen, allen voran heldenhaft zu kämpfen, allein bald wurde er tödtlich getroffen und fiel erschöpft nieder, mit ihm einige andere; denn das erste Zusammentreffen pflegt erbittert zu sein. Er wurde von den Nächsten aufgehoben, fortgetragen und auf den Stumpf eines abgehauenen Baumes

gesetzt, wo er bald seine Seele Gott wiedergab. Die Schlacht wird indessen fortgesetzt, obgleich der Verlust eines solchen Fürsten die Württemberger entmuthigte. Man meldet dem Vater Ulrichs Tod. Dieser wurde so wenig dadurch entmuthigt, daß er den Seinen in deutscher Sprache zurief: ‚Erschrecket nicht! Er ist wie ein anderer Mann! Stehet tapfer! Siehe, die Feinde fliehen!'*) Und zugleich schlug er mit dem Schwerte rechts und links um sich und griff mit höchster Tapferkeit die ihm Entgegenstehenden an. Diese, dadurch erschreckt, sahen sich um, wer von den Ihren fliehe. Da von Eberhards Seite alle scharf vorwärts drängten, wurden die Reihen der Städter verwirrt und flohen. Die Adligen erfochten einen ruhmvollen, aber nicht unblutigen Sieg, am Tage vor Bartholomäus [also am 23. August], einem Sonntage, an welchem die Schlacht morgens begonnen hatte. Der Sieger Eberhard, der in der Schlacht die Trauer um den Sohn klug verhehlt hatte, konnte nachts den Schmerz um seinen Tod nicht mehr verheimlichen, sondern betrauerte ernstlich jenen als seinen einzigen Sohn. Am andern Tage soll er die frohe Kunde empfangen haben, daß Antonia, die Gattin seines Enkels, diesem, Eberhard dem Milden, einen Sohn geboren habe. Da soll er ausgerufen haben: „Sei es Gott gelobt! Fink hat wieder Samen."**) Crusius fügt hinzu, außer Gott habe man den Sieg besonders Wolf von Winnenstein verdankt. Dieser, der lange Zeit Eberhards Feind gewesen, habe, da er die wachsende Macht der Städte gefürchtet, ihm seine Hülfe angeboten. Die Rathgeber des Grafen beriethen sich darüber, da sie ihn aber für einen verdächtigen Freund hielten,

*) Crusius gibt die Worte in deutscher Sprache, darauf in lateinischer Uebersetzung. **) Vogelsamen. Der Fink verhungert nicht (das Geschlecht wird nicht aussterben).

lehnten sie seine Hülfe höflich mit der Bemerkung ab, der Graf sei stark genug, die Feinde zu besiegen. Bei Döffingen sei er gerade erschienen, als nach Ulrichs Tode der Muth der Adligen gesunken gewesen, und nicht allein durch das muthige Wort Eberhards, sondern auch durch den „gleißenden Wolf", der plötzlich herangesprengt gekommen, sei der Sieg errungen worden, den die Feinde schon in der Hand zu haben geglaubt. Eberhard dankte ihm nach dem Siege und bat ihn, mit ihm nach Stuttgart zu reiten. „Ich will es thun," erwiderte dieser, „und deine Güte versuchen." Aber kaum waren sie anderthalb Meilen zusammen geritten, so sprach „Gleißenwolf" plötzlich: „Ich bin weit genug gegangen. Gute Nacht! es steht im alten Rechten."*) Mit diesen Worten wendete er sein Pferd und sprengte nach links davon. Auf diesem Wege traf er im nächsten Dorfe Zuffenhausen eine Herde, von welcher er und sein Gefolge einen guten Theil mit sich führten. Die Landleute eilten nach Stuttgart und klagten, was ihnen geschehen sei. Graf Eberhard aber sprach lachend: „Das alt Wölflin hat einmal ein Kochfleisch geholt." Lange Zeit nach der Schlacht fand man in einem dort gefällten Baume eine volle Rüstung mit den Gebeinen eines Kriegers, der auf der Flucht sich dort verborgen hatte oder beim Klettern auf den Baum heruntergefallen war und nicht mehr heraus konnte.

Auch hier ist Uhland in allen Hauptzügen seiner Quelle gefolgt, nur hat er der Geschichte mit dem Wunnensteiner eine passendere Stelle angewiesen. Er läßt ihn sich anmelden**), als

*) Diese deutschen Worte fügt Crusius den wesentlich gleichbedeutenden lateinischen hinzu: „Vale, comes Eberharde! repetemus postmodum, quae antehac inter nos exercuimus studia. **) Reisig (Str. 4, 1. 17, 2), beritten. — Banner, von der seinem Banner folgenden Schar.

Eberhard bereits zu Döffingen ist, und dieser selbst weist ohne weiteres seine Hülfe ab, mit launiger Hinweisung auf die ihm zur Erinnerung an seine Rettung aus dem Wildbad geschenkte Münze.*) Daß Wolf später mit ihm eine kurze Strecke zusammen reitet, mußte er aufgeben, dieser sofort seine Freude aussprechen, daß ihm der Schwank, seine Vergeltung des Hohnes mit der Münze, gelungen; denn auch das von Eberhard abgelehnte Anerbieten hatte er nicht ihm zu Liebe ihm gemacht. Bei Uhland muß Eberhard den Sohn erst in der Nacht zu Döffingen beweinen, wie es eigentlich auch Crusius andeutet, und das Ganze mit der frohen Hoffnung auf den ihm geborenen Enkel schließen. So empfängt er denn die Kunde vom Raube der Herde auf dem Rückwege**) und auch die gute Nachricht, ehe er Stuttgart erreicht. Dadurch gewinnen wir einen hübschen Gegensatz und das Gedicht einen heitern Abschluß. Das Auffinden des alten Harnisches mit dem Gerippe ist glücklich erweitert, doch könnte man freilich fragen, ob Str. 13 ein durchaus nöthiger Zug und der fern vom Schlachtfeld stehende Baum hier, wo es die blutige Schlacht gilt, durchaus an der Stelle sei. Die Abweisung des Wunnensteiners bildet hier den Uebergang zu Ulrich, der mit

*) Ballade 1 wird erwähnt, daß er manchen Herren vom Schlegel (vgl. S. 286) zum Hohn die Münze geschickt. Hier höhnt er ihn damit, daß er mit ihr sich ihn nicht habe sich geneigt machen wollen. Diesen Hohn vergilt ihm Wolf durch den Schwank, daß er ihn zum Glauben verleitet, er habe, um ihm beizustehn, wider seinen Willen die Städter angegriffen. **) Str. 18. *Nächt*, gestern Abend, eigentlich zur Nachtzeit, aber dann auch für *gestern* überhaupt, wie auch *nächten*, *nächtens*. — *Trieb*, wie *Trift*, von der zu Weide getriebenen Herde. — *Der gleißend' Wolf*. Daß Uhland diese Form nach *Gleißenwolf* bei Crusius sich erlaubt, ist so wenig zu billigen wie anderwärts *der jung' Roland* (oben S. 263).

dem Heereszuge seines Vaters gekommen. An erster Stelle werden neben den von Crusius erwähnten Augsburgern und Ulmern die Reutlinger genannt,*) deren Anblick Ulrich mit bitterm Groll erfüllt, und er sprengt zu seinem Vater, um diesem zu versprechen, daß er heute den Tag von Reutlingen sühnen werde. Der Name des Löwenbundes wird mit großer Wirksamkeit Str. 7 benutzt,**) die Namen Rauschebart und Eberhard sind Str. 9, 4 gleichsam in Szene gesetzt, auch des Crusius Ausdruck, Ulrich habe Gott seine Seele zurückgegeben, Str. 8, 2. Die in der Weise des Nibelungenliedes (Str. 7, 3. 9, 4) eingefügten Ausrufe mit hei (vgl. oben S. 290*) heben bedeutsam die Schilderung, und die Theilnahme an Ulrichs Fall wirkt mächtig, nur könnte man daran Anstoß nehmen, daß nach dem Eichenstumpf (8, 1) zwei Verse später die Eiche selbst zur Bezeichnung Ulrichs erscheint, was fast spielend scheint. Glücklich ist Str. 12 die aus dem Monat der Schlacht, dem Erntemonat, hergenommene Bezeichnung derselben als einer blutigen Ernte, eine von Homer an gangbare Vergleichung.***) Den Antheil des Wunnensteiners am Siege kann Uhland nicht so bedeutend erscheinen lassen als Crusius, in Widerspruch mit seiner eigenen Darstellung; erst als Eberhards Heer in Folge seines „seltsam †) listigen“ Wortes die Reihen der Feinde durchbrochen hat, wird durch sein plötzliches Erscheinen

*) Str. 5, 1 stand einige Zeit der Druckfehler Städter statt Städte. **) Vielleicht schwebt bei dem „grimmig tobenden und würgenden Löwen Ulrich“ die Stelle des Horaz (carm. III, 2, 10—12) vor, wo der Held heißt asper leo, quem cruenta per medias rapit ira caedes. ***) Sichelfest, auch Sichelhenke, heißt in Schwaben das Erntefest. †) Seltsam, weil es Eberhard im Augenblicke spricht, wo er den bittersten Schmerz verheimlichen muß. — Lan statt lassen. Das auch in den Nibelungen erscheinende lan ist die einzige aus der Volkssprache genommene Kürzung, die sich der Dichter in diesen Eberhardballaden gestattete.

und sein fürchterliches Einhauen, die neuen Schrecken verbreiten,*) die Schlacht entschieden. Vielleicht hätte er ihn an einer andern Seite auf die Städter eindringen lassen können. Der Schwank liegt in der Eberhards Hohn vergeltenden Täuschung und der Ablehnung seines Dankes.**)

77. Der Schenk von Limburg.***)

Am 28. und 29. September 1816 gedichtet. An Kaufmann schrieb Uhland, das Gedicht „habe keinen bestimmten Sagengrund, es sei bloß durch eine Figur in der Kirche zu Gaildorf und die Deutung derselben aus der Phantasie Kerners veranlaßt". Und auf einer ähnlichen Mittheilung Uhlands muß es beruhen, wenn Götzinger in der dritten Ausgabe äußert: „So viel ich weiß, sollte hier ein Gemälde gedeutet werden, das in einer Kirche der Grafschaft Limpurg hängt." Die Kirche zu Gaildorf in der ehemaligen schwäbischen Herrschaft Limpurg, wo Kerner bis 1818 praktischer Arzt war, ist 1868 abgebrannt. Wenn dort „nach dem Urtheil gewiegter Alterthumskenner" irgend ein Denkmal, welches den Inhalt des uhlandischen Gedichtes etwa wiedergäbe, sich nie befunden haben soll, wie Eichholtz erfuhr, so glauben wir Uhlands Angabe entschieden jener fünfzig Jahre nach Kerners Entfernung geäußerten Behauptung gegenüber aufrecht halten zu müssen. Eine unscheinbare Figur, etwa aus Holz, konnte leicht von andern übersehen

*) Was gleißt und glänzt, mit Anspielung auf den Namen gleißend Wolf. Str. 18 gibt Wölflin eine ähnliche Beziehung, wie 1 Str. 10, 4.
**) Gefiel, mit Bezug auf die Zeit, wo Wolf auf die Städter tapfer losschlug.
***) Vgl. Eichholtz S. 23 f.

werden, während sie Uhland und Kerner auffiel. Kühn wäre die Annahme, Kerner habe sich jene Figur bloß eingebildet. Daß ein stehender oder knieender Ritter in der zu Limpurg gehörenden Kirche einen Ritter aus dem heimischen Grafengeschlecht dargestellt, wäre gar nicht auffallend. Der erste Herr von Limpurg, der ausdrücklich Schenk (pincerna aulae) genannt wird, ist Walter; seiner gedenkt eine Urkunde von 1214. Weiter findet sich ein Walter als Schenk in Urkunden von 1230—1287. Jedenfalls haben wir hier zwei verschiedene Herren von Limpurg. Einer von diesen wird der unter dem Namen „der Schenk von Limpurg" in der manessischen Sammlung vorkommende Minnesinger sein. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts führten sie den Beinamen der Semperfreien, der vielleicht Uhland bei unserer Dichtung vorschwebte. Das Geschlecht starb 1714 aus.*) Unsere Geschichte würde, wenn jener Walter wirklich der erste Erbschenk war, unter Friedrich I. fallen, doch bleibt es fraglich, ob Uhland an einen bestimmten Hohenstaufenkaiser dachte. Ihm war es nur darum zu thun, das Bild eines im Walde und auf der Jagd umherschweifenden, jeden Zwang des Lebens fliehenden adligen Herrn zu schildern, wozu er die Hauptzüge von jener Figur in der gaildorfer Kirche nahm, die hohe Gestalt, den Jägerhut, das Lederwamms, das Trinkgeschirr im Gürtel zur Linken, den Jagdspieß in der Rechten.**) Die Sage

*) Vgl. Geprüfte Nachrichten zur Betrachtung der Geschichte des Hauses Limpurg (1775). Prescher „Geschichte und Beschreibung der Reichs-Grafschaft Limpurg" (1789. 1790). Von der Hagen „Minnesinger" IV, 126 ff. Ueber das Amt des Erbschenken vgl. Karl von Mosers kleine Schriften V, 9 f. **) Bei der Schilderung dieses rüstigen Fußgängers hat man an den heiligen Gangolf, den „Patron aller Fußgänger", gedacht, aber wir wissen nur, daß dessen Legende Uhland zwanzig Jahre später anzog.

ist auf das glücklichste erfunden*); besonders tritt auch der auf Hohenstaufen, in der Nähe von Limburg weilende Kaiser als ein zum Scherz geneigter freundlicher Herr hervor, so daß wir ein hübsches Bildchen aus jenen noch menschlichern Tagen erhalten, wo der Kaiser durch ein schlaues Mittel seinen Erbschenken (Erzschenk war der König von Böhmen) gewann und einen freien Herrn an sich heranzog. Freilich entspricht diese Vorstellung nicht ganz den wirklichen Verhältnissen, da die vornehmen Herrn sich dem Dienste des Kaisers nicht so entziehen konnten, wie es hier angenommen wird. Die Anordnung des Gedichtes ist ganz einfach, da nach dem Grafen der Jagdzug des Kaisers geschildert wird, auf dem sich die Geschichte begab. Zuerst will der Kaiser sich des Jagdspießes des Grafen versichern, läßt ihm aber diesen auf seine Bitte und verbindet ihn sich durch eine Ehre, die er an eine Dienstleistung knüpft, zu welcher derselbe sich gern verstanden hat. Der Ausdruck ist einfach und frisch, echt volksthümlich, ohne sich in den niedern Ton zu verlieren.**)

*) Möglich ist es immer, daß Eichholtz Recht hat, wenn er an einen Einfluß der Geschichte denkt, die Uhland in seinen Vorlesungen bei Gelegenheit der Sagen von Kaiser Friedrich aus den Cento novelle (23) anführte (Schriften I, 498 f.), wie der Kaiser auf der Jagd, wohin er in grünen Kleidern ging, einen Müßiggänger an einer Quelle sitzend fand, den er um einen Trunk aus seinem Weinbecher bat. Das Weitere ist ganz abweichend. **) Nur schließt „Und er war von hohem Wuchs" sich Str. 2, 8 etwas schleppend an, und Str. 3, 3 „Ging doch zu Fuß von dannen" dürfte gezwungen sein. — Str. 4, 3. Mit hellen Haufen nach dem gangbaren mit hellem Hauf (wie im Volkslied, Goethes Götz und im Goldschmiedsgesell), bei Wieland in hellen Haufen, in voller Zahl. — 4, 5. Rannte, vom Reiten. Daß er vom Pferde (vgl. Str. 8, 4) steigt, wird Str. 5, 2 übergangen. — 4, 7. Jagdgesinde, wie Hofgesind 69 Str. 18, 4. — Str. 7, 2 Ohn' alle Fährde, ohne weiteres, ohne Arg, wie es in Goethes Tischlied heißt: „Darum schwör'

78. Das Singenthal.*)

Am 19. Juli**) 1834 gedichtet, wahrscheinlich nach einer von Uhland frei ganz im Volkssinne gehaltenen Sage über den Ursprung des Namens Singenthal, den ein Thal bei Glems im württembergischen Oberamte Urach führt. Da Gößinger, der von Uhland selbst Mittheilungen über die Quellen der von ihm erläuterten Gedichte erhielt, ausdrücklich einer mündlich fortgepflanzten Sage gedenkt, so könnte er auch hierin des Dichters eigener Aeußerung gefolgt sein. Der Schall des Hornes galt als eine rechtliche Bestimmung; die Belehnung geschah durch einen goldenen Ring. Beides hat Uhland trefflich zu seinem Zwecke benutzt. Der Inhalt des balladenartigen Gedichtes ist nicht die sonderbare Art, wie das Mädchen, dessen Person und Gesang eben so wenig bestimmt gezeichnet hervortritt wie der greise Herzog, sondern die Veränderung, welche das Thal erfuhr, als das Mädchen dasselbe erhalten hatte, wobei wieder die sonstigen Verhältnisse der Glücklichen, die Veränderungen ihres neuen Lebens, ganz übergangen werden. Demnach heißt das Gedicht mit Recht das Singenthal. Gößinger verfehlt ganz dessen Bedeutung, wenn er bemerkt: „Das Kind der Natur steht dem Großen der Erde gegenüber, ihr fröhlicher Gesang dem wüsten Treiben der Jagd; der Anblick des Naturkindes erregt

---

ich feierlich Und ohn' alle Fährde." — 7, 3. Neben, daneben. — 7. Launig nimmt er den Spieß aus kaiserlicher Befugniß in Beschlag, verfängt ihn. — Str. 10, 7, Bürsten, schwäbisch und schweizerisch für trinken, eigentlich die Kehle reinigen, wie auch ausputzen steht. Vgl. Uhlands Metzelsuppenlied Str. 2, 8. *) Vgl. Eichholtz S. 26. **) Nach Holland. Uhlands Wittwe gibt S. 251 bei Mittheilung von seinen Aufzeichnungen der Entstehung der Dichtungen dieses Jahres den 20. an.

Wehmuth und Sehnsucht in der harten Brust des Jägers; zuletzt der Segen ihres Waltens im Gegensatz zum unnützen Lärm der Jagd."

Der so lange auf wilder Jagd unruhig Umhergetriebene wird plötzlich durch den aus vollem Herzen fließenden Naturgesang des Mädchens, das ihm freundlich ihre eben gepflückten Erdbeeren anbietet, auf wunderbare Art beruhigt und beseligt, der Friede des Herzens kehrt bei ihm ein. Aus Dankbarkeit verspricht er dem Mädchen alles Land, so weit von dem nahen Birkenhügel ihr Lied erschalle; und siehe, auf wunderbare Weise erklingt dies so weit (ob all dem stillen Grund), wie sein Jagdhorn reicht, wobei natürlich der kleine Theil des Raumes zwischen dem Eichenhügel, auf welchem er sitzt, und dem Birkenhügel nicht in Betracht kommt. Freilich könnte man fragen, wer denn festgestellt, wie weit die Stimme des Mädchens gereicht. Ohne es zu ahnen, hat der Alte durch sein Wort das ganze Waldthal dem Mädchen geschenkt, aber er ist entschlossen, sein Wort treu zu halten, obgleich das, was sein Leben gewesen, sein Jagen, damit zu Ende ist. Das Mädchen, das Erdbeeren zu pflücken gegangen war, bringt mit diesen zugleich den Vergabungsring des Herzogs nach Hause. Etwas unangenehm könnte es berühren, daß dieses den alten Herzog an seiner Eiche allein läßt, aber die Freude über sein Glück ist gar zu groß, als daß es dieses nicht laut verkünden sollte, und so eilt es, nachdem es seinen Dank ihm zugenickt (sein Glück läßt es verstummen), den Seinen zu. Wie es dem Alten weiter ergangen, kümmert den Dichter so wenig, wie sich Volkssagen an so etwas kehren, er schließt unmittelbar die dadurch bewirkte völlige Veränderung an. Das heitere, fröhliche Land- und Hirtenleben, das jetzt herrscht, wird

glücklich im Gegensatz zu dem wilden, blutigen Jagdtreiben geschildert, wobei zugleich der Gegensatz des Liedes, welches das Thal erworben, zu dem früher herrschenden rauhen Jagdhorne hervorgehoben wird. Die Darstellung fließt einfach klar, der Ausdruck ist überall treffend bezeichnend, wozu besonders die glücklich gewählten Beiwörter wirken; das Ganze wird von süßem Wohllaut durchweht.*)

79. Lerchenkrieg.**)

Am 26. und 27. Januar 1847 gedichtet. Uhland fand im ersten von Klüpfel unter den Publikationen des literarischen Vereins zu Stuttgart eben herausgegebenen Bande der „Urkunden zur Geschichte des schwäbischen Bundes“ S. 247 folgende Angabe der Nördlinger vom November 1496***): „Nach altem ob Menschengedächtniß geübtem Gebrauch seien die Ihrigen bei zwanzig im vergangenen Herbst nach Lerchen gelaufen. Graf Joachim zu Oettingen [=Wallerstein] habe sie, da sie außerhalb der Stadt einestheils auf dem Nördlingischen den Lerchen, der ein freier Vogel sei, nachgegangen, durch die Seinen, unerinnert, mit gespanntem Armbrust und wehender Hand auf des Heiligen Reichs Straßen überritten, zu Gelübd genöthigt und gedrungen, ihr Garn aufzuheben und füro ohne der Herrschaft Oettingen Wissen nicht mehr zu vogeln; einer sei auch blutrünstig geschlagen

*) Str. 1, 3. Halde ist die abhängige Bergseite. — 7. Luftig, in der Luft klingend. — 8. Bann, von der fesselnden Zaubergewalt. — Str. 3, 3 nimmt in seines Schalls Bereiche den vorhergehenden Satz auf; seines, des von jener Eiche erschallenden Hornes. — 8. Erb', sehr frei für zum oder als Erb'.

) Vgl. Notter S. 402. Eichholtz S. 27. *) Irrig behauptet Notter, jener Band sei erst nach dem Erscheinen des Gedichtes veröffentlicht worden.

worden.“ Zwischen dem Haus Oettingen, das die Herrschaft über den ganzen fruchtbaren und herrlichen, 28 Stunden umfassenden Gau, der den Namen Rieß führt, für sich in Anspruch nahm, und der dort gelegenen Stadt Nördlingen, deren Gerechtsame jenes auf ihre Ringmauern beschränken wollte, kam es oft zu blutigen Reibungen. Das gewaltsame Einschreiten der gräflichen Herrschaft gegen die auf dem Lerchenstrich begriffenen, in großen Scharen mit vielen Lerchenfurkeln, Klebegarnen, Pferden oder Ochsen*) ausgezogenen Städter hat der Dichter hier zu einem blutigen, beiden Parteien verderblichen Kriege erhoben, über dessen Ausgang die dadurch verschonten Lerchen triumphiren, da sie ihren Fang als eine Verletzung ihres Naturrechtes betrachten. Sehr wirksam und trefflich ausgeführt ist der Gegensatz des für alle Theile so glücklichen Frühlings und des sonst den Lerchen, jetzt aber den beiden nach ihnen gierigen Parteien der Menschen Tod und Verderben bringenden Herbstes. Hier ist alles in feinster Weise auf wirksame Entgegenstellung berechnet. Auch der Uebergang vom Frühling zum Herbste wird mit anmuthiger Theilnahme an diesem Wechsel glücklich vermittelt. Dreimal vernehmen wir den Sang der Lerchen, zuerst beim fröhlichen Aufsteigen im Frühjahre, dann im Herbste, einmal, wie sie sich zum Wegziehen vorbereiten, dann am Morgen ihres Wegzuges; am Abend waren sie im Begriffe sich niederzulassen und so in die bereiten Netze zu fallen, aber durch den Kriegslärm verscheucht worden, am Morgen schauen sie das blutige Feld und feiern, indem sie nun zum Wegzuge sich erheben, den Tod der Gefallenen als Rache für die grausame Verfolgung der Menschen, mit Be-

*) Man vergleiche den Artikel Lerchenstreichen in der „ökonomisch-technologischen Encyklopädie“ von Krünitz LXXVII, 264 f.

rufung auf ihr Recht als freie Lerchen.*) Die drei Morgengesänge der Lerchen zeichnen sich durch lebendigen Wohllaut aus, und gerade sie scheinen die Wahl des kleinen trochäischen Maßes veranlaßt zu haben.**) Das Ausrücken der Städter und das Stellen der Klebegarne ist nur kurz beschrieben, sehr glücklich die Ueberraschung der das Einfallen in die Netze Erwartenden durch das gewaltsame Eindringen der Gräflichen dargestellt.***) Treffend werden die Reden des Grafen, der an der Spitze einer berittenen Schar (eines „reisigen Zuges") kommt, und des mit den Bürgern ausgezogenen Rottmeisters durch dasselbe Ruft eingeleitet und sich dadurch entgegengestellt.†) Bezeichnend ist es, daß der Graf,

*) Wenn die Nördlinger die Lerchen frei nennen, so bezeichnen sie damit, daß die Herrschaft kein Jagdrecht auf sie hat, während diese selbst es von ihrer natürlichen Freiheit verstehen, die der Mensch nicht verletzen dürfe, und die auch unser Dichter in so weit anerkannte, als er die großartige Verfolgung dieser lieben Morgensängerinnen höchst mißbilligte; ist ja der Lerchenfang besonders an manchen Orten so bedeutend, daß nur ihre große Fruchtbarkeit ihre völlige Ausrottung verhindert. **) Str. 2, 4. Nicht im Hause bleiben ließ. Der lustige Wirbel derselben treibt die Menschen ins Freie. — Str. 3, 3 Die goldnen Sporen, als Gabe des Kaisers, der ihm den Ritterschlag ertheilen soll. — Str. 5, 2 ist der Reichsstadt anstößig, nachdem der Stadt vorhergegangen. Gemeint ist beidemal Nördlingen. — Finstrem Thor, wie in Goethes Faust in der Szene vor dem Thor: „Aus dem hohlen finstern Thor." Finstrem schreibt Uhland, wie unsrem — Str. 6 Rottenmeister. Rottmeister heißt der Führer einer Rotte, Compagnie, wofür später das Wort Corporal eingeführt wurde. ***) Die Lerchen werden beim Abendschein durch die Treiber, zuletzt mit Lärm in die Garne gejagt, in welche sie, aus Furcht und von der hereinbrechenden Nacht geblendet, sich haufenweis hinabstürzen. †) Schwert vom Leder! Man sagt vom Leder ziehen. Die Scheide war von Leder Götz von Berlichingen erzählt: „Ich vom Leder und mit der Wehr heraus." — Spieß herbei! Mit dem Spieße sollen sie gegen die Gräflichen anrennen. Die Bürger sind unter dem Schutze einer Rotte ausgezogen, um sich zu vertheidigen, wenn der Graf es wagen sollte, sie in Ausübung ihres Rechtes zu stören.

dessen Lust am Lerchenschießen schon Str. 4, 1 f. angedeutet ist, wo der Lerchenwirbel ihn eine große Fülle junger Lerchen im nächsten Herbst hoffen läßt, die Lerchenjagd als ein geheiligtes Recht für sich in Anspruch ruft, bei dem er sogar die heilige Jungfrau anzurufen wagt. Er selbst fällt zuletzt nach bitterm Kampfe, nachdem er sich vergebens, auf das Schwert gestützt, zu halten gesucht.

80. Ver sacrum.

Am 26. November 1829 gedichtet, war wohl veranlaßt durch die Ostern 1828 erschienene dritte Ausgabe des ersten Bandes von Niebuhrs römischer Geschichte, wo er S. 88 und 102 des heiligen Lenzes mit Angabe, aber nicht Anführung, der Belegstellen gedacht fand. Im Auszug des Paulus Diaconus aus des Sextus Pompejus Festus Wörterbuch (de verborum significatione) heißt es unter ver sacrum: „Einen heiligen Lenz pflegten die Italer zu weihen; denn bei großen Gefahren gelobten sie, alle Thiere zu opfern, welche der nächste Frühling hervorbringe. Aber da es grausam schien, unschuldige Knaben und Mädchen zu tödten, so verhüllten sie diese, wenn sie herangewachsen waren, und trieben sie aus ihrem Lande." Der Geograph Strabo berichtet V, 4 p. 250: „Als die Sabiner längere Zeit mit den Umbrern gekämpft hatten, gelobten sie, wie es Sitte der Griechen war, alles zu weihen, was dieses Jahr bei ihnen hervorbringen würde. Nach ihrer siegreichen Rückkehr opferten sie einen Theil des Ertrages, den andern weihten sie. Darauf trat Unfruchtbarkeit ein. Da sagte einer, auch die Kinder müsse man weihen. Und sie thaten so: die in jenem Jahre Geborenen brachten sie dem Mars dar, und als sie herangewachsen waren, sandten sie

diese als Colonisten aus, wobei ein Stier sie führte. Da dieser im Lande der Opiker Halt machte, ließen sie sich hier nieder und vertrieben die Bewohner, den Stier aber opferten sie dem Mars, der nach dem Ausspruche der Wahrsager ihnen diesen zum Führer gegeben.“ Festus erzählt unter dem Worte Mamertini: „Als ganz Samnium von einer Seuche heimgesucht wurde, verkündete der Vorsteher jenes Volkes, Sthennius Mettius, vor einer Volksversammlung, Apollo habe im Traume ihm mitgetheilt, wollten sie von dem Uebel befreit werden, so müßten sie einen heiligen Lenz weihen, alles opfern, was der nächste Lenz hervorbringe. Die Seuche hörte auf, als sie dieses gethan, aber zwanzig Jahre später brach eine neue aus. Apollo, den man wieder befragte, antwortete, sie hätten ihr Gelübde nicht erfüllt, da sie die Menschen nicht geopfert; wenn sie diese aus dem Lande trieben, würden sie von dem Leiden befreit werden.“ Nach demselben Festus unter dem Worte Sacrani hießen so die Bewohner von Reate, weil eine solche geweihte Schar die Ligurer und Siculer dort vertrieben habe. Dionysius in seiner römischen Alterthumskunde I, 16 nennt die Besieger der Siculer Aboriginer und erzählt, wie diese nach dem den Griechen und Barbaren gemeinsamen Gebrauche eines heiligen Lenzes dorthin gekommen. Bei Ueberfülle des Volkes, Unfruchtbarkeit und andern Leiden habe man die menschlichen Geburten eines Jahres einem Gotte geweiht und die Herangewachsenen bewaffnet ausgesandt. Auch die Römer pflegten noch einen heiligen Lenz zu weihen, aber nur vom Vieh. Vgl. Liv. XXII, 9. 10. XXXIII, 44. XXXIV, 4. Mit diesem Gebrauch des heiligen Lenzes verband Uhland die von Niebuhr als eine gelehrte, auf der ungeschichtlichen Einwanderung der Trojaner fußende Erfindung verworfene Sage, daß Ascanius die Stadt

Lavinium, als die Bevölkerung zu groß geworden, verlassen und eine neue Stadt am albaner Berge gegründet habe, die von ihrer Lage und Ausdehnung den Namen Alba Longa erhalten (Liv. I, 3); er führte sie aber frei aus und trug sie auf Rom über. Bei Niebuhr fand er das bunte Gewirre der Sagen über Roms Gründung scharfsinnig entwickelt; er schuf sich eine ganz neue Sage: Rom ist eine Gründung des von Lavinium in Folge eines dem Mars geweihten heiligen Lenzes, eines Weihefrühlings, eines gottgeweihten Frühlings.

Sehr glücklich hat er seine frei geschaffene Sage ausgebildet. Im Kampfe mit den Etruskern waren die Lavinier dem Untergang nahe; da entschlossen sie sich zur Weihung des Lenzes. Der Priester spricht zuerst die Weihung alles Viehes und aller Frucht dieses Jahres aus. Nach der siegreichen Rückkehr fordert er auch die Jünglinge und Mädchen, mit Berufung auf den alten Gebrauch, an den die Weihenden gar nicht gedacht hatten; aber nach dem Willen des Gottes verlangt er nicht die Jugend dieses Jahres, wie die Frucht dieses Frühlings ihm bereits geweiht ist, sondern die eben in diesem Jahre mannbar gewordene, also die ganze jetzige Jugendblüthe. Doch Mars verkündet unter dem auf die Spitze des Speeres herniederfahrenden Blitze *) dem Priester seinen Verzicht auf das wirkliche Opfer der Jugend des Landes, er verlangt nur, wie Uhland es in der überkommenen Sitte des heiligen Lenzes fand, die Auswanderung der mannbaren Jugend, freilich in etwas eigener Weise, und er verspricht dafür der neuen Ansiedlung ein Königsgeschlecht seines eigenen Stammes, höchsten Kriegsruhm und Ausdehnung der Macht

*) Man wird hierbei an den in Schillers Ballade das eleusische Fest aus der Höhe fahrenden Blitz des Zeus erinnert. Vgl. unsere Erläuterungen dazu.

über den ganzen Erdkreis, was nur auf Rom gehn kann. Die Zeit dieser lavinischen Auswanderung ist nicht näher bestimmt. Jedenfalls wanderte Askanius nicht mit aus, sondern einer seiner Nachkommen, der aus dem Kriege zurückgekehrt, ein Sohn des damaligen Beherrschers von Lavinium. Der Dichter ließ dies absichtlich im Dunkel, ohne irgend daran zu denken, daß schon ein griechischer Schriftsteller Rom von Söhnen des Askanius gründen ließ. Der Schwerpunkt des Gedichtes liegt in der dieser neuen Ansiedelung verheißenen kriegerischen Weltmacht, wobei die Gewalt des sie beherrschenden religiösen Glaubens gleichsam die geistige Stimmung bildet, von welcher die ganze Verkündigung getragen wird. Durch seine Tapferkeit und Religion ist Rom so groß geworden. Man verkennt die so großartig die Macht des Priesterthums darstellende Dichtung auf das ärgste, wenn man mit Götzinger darin die „sittliche Idee" sucht: „Nicht mit Opfern ist Gott gedient, sondern mit kräftigen Thaten; in der kräftigen Jugend liegt die Hoffnung und die Zukunft jedes Volkes", was ja zwei Ideen sind. Notter (S. 411) meint, unser ernstes, markigtes, strenges Gedicht sei ein gelungenes Abbild des Volkes, dem es entnommen, in dessen bessern Zeiten; er übersieht aber dabei die eigentliche Bedeutung der dargestellten, in der letzten Verkündigung gipfelnden Handlung. Wenn er den Vorwurf erhebt, das Element der geschichtlichen Erzählung herrsche doch zu sehr über das poetische, es werde nicht genug aus dem Körper in Seele verwandelt, so hat er den bedeutenden Eindruck des Ganzen auf das Gefühl gar nicht in Anschlag gebracht und die Aufgabe der Balladendichtung zu einseitig beschränkt. Der ernst würdige, zuweilen sich aufschwingende Ausdruck erhöht die Wirkung des so gut gedachten wie ausgeführten großartigen Gedichtes.

Str. 1—5. In dringender Noth flehen die gegen die Etrusker ausgerückten Latiner*) aus Lavinium den Mars um seine Hülfe an, die der Priester ihnen aber nur zusagt, wenn sie dem Gotte den heiligen Lenz weihen. Alle geloben ihn. Feierlich weiht ihn der Priester. Der Gott verleiht ihnen den Sieg, erweist sich auch auf der Rückkehr gnädig. Zu Hause werden sie am Altar des Gottes von Frauen und Jungfrauen nach römischer Sitte (vgl. Hor. carm. III, 14, 5—12) mit Opfern und Segenswünschen empfangen. Daß die Feinde (Str. 1, 2) die Etrusker seien, hören wir erst weiter unten, Str. 3, 4. — Str. 1, 4. Den Speer des Mavors. Der pontifex führt hier im Kriege die Lanze, die er in den Boden stößt, daß die Soldaten zu ihr als ihrem Heiligthume schauen, da im Lager kein Tempel sich findet. Es ist dies eine schöne Erfindung Uhlands, der sich den pontifex als Vertreter des Mars denkt. Den Namen des Gottes nennt er nur hier und Str. 15 (Str. 20, 2 heißt er Kriegsgott); er bedient sich hier der ältern, nur noch dichterisch verwandten Form Mavors. Str. 15 steht Mars. — Str. 2, 3. Das bei den Römern so bedeutende Vogelflugzeichen (auspicium) verkündet Glück oder Unglück, hier die Gnade des Gottes. — Str. 3, 2 könnte man an dem zweimaligen in verschiedenem Sinne gebrauchten bringen Anstoß nehmen. — 3, 3 f. Fittige. Mars sendet ein günstiges Vogelzeichen. — Der Speer, dessen Str. 1, 4 gedacht ist, klingt, zum Zeichen, daß der Gott die Weihe gnädig angenommen. — Str. 4. Etwas auffallend ist die von Uhland erfundene Bezeigung der Gunst des Gottes, der auf ihr Jauchzen die Gegend ergrünen, unter den Hufen der Pferde Feldblumen sprießen, die Bäume,

*) Die Kämpfe der Latiner gegen die Etrusker sind überliefert, aber Lavinium stand in diesem Kampfe nicht allein.

welche ihr Speer berührt, blühen läßt. Hierbei schwebte wohl vor, daß Mars auch Gott des Feldes ist. — Str. 5, 3. Helle Schaar, wie heller Hause. Vgl. S. 302**. — Str. 6—10. Die Weihung des vollen Ertrages dieses Frühlings an Vieh und Frucht wird mit andächtigem Schauer vom Heere angenommen. Die Darstellung ist auf das würdigste belebt, besonders die Weihung des Priesters glücklich gehalten.*) — Str. 11—16. Aber äußerst unerwartet fordert der Priester auch alle blühenden Jungfrauen und Jünglinge, deren Opfer ganz besonders den Gott erfreue, da sie seiner würdiger seien als das ihm geopferte Vieh. Sehr schön ist der Zug, daß, während alles Volk sich auf die Kniee wirft, die dem Gotte gehörenden blühenden Jungfrauen und Jünglinge stehn bleiben, die freilich von Schauer ergriffen sind, daß der Gott ihr Leben verlangt. — Str. 17—26. Da alle zittern bei dem Gedanken an das ihnen abverlangte Opfer (man bemerke die Steigerung von Str. 16, 4 und 17, 2 gegen Str. 10, 4)**), verkündet der Gott ihnen durch den Priester seine Gnade. Die Jünglinge mit den Jungfrauen sollen nur ausziehen, ja sie dürfen von Frucht und Vieh mitnehmen, was sie wollen.***) Er verspricht ihnen seinen vollsten Segen, sie sollen ein starkes, seiner würdiges Geschlecht werden, dem die Weltherrschaft zu

---

*) Str. 9, 1 ff. Die Saat wird nicht geopfert, sondern bleibt unberührt (nicht gestreift) von Menschenhänden stehn. Nach altem Gebrauche wurde freilich auch heurige Frucht geopfert (Plin. N. H. XVIII, 2. Hor. carm. III, 23, 3. 4). — Str. 10, 4 bezeichnet den Schauer, der alle beim Gedanken überfiel, daß sie auf diesen ganzen reichen Ertrag Verzicht geleistet. **) Str. 17, 2. Dem Gotte, vor dem Gotte, mit freiem Gebrauche des Dativs. — Erst beschwor. Vgl. Str. 3, 1 f. ***) Sonst nehmen Colonisten das Feuer von ihrer Vaterstadt mit (Herod. I, 196).

Theil werde; nur in diesem Sinne habe er den Weihefrühling von ihnen gefordert.*)

81. Der Königssohn.

Die acht Lieder unserer Ballade sind zu drei verschiedenen Zeiten entstanden. Das dritte und fünfte wurden 1807 gedichtet, und sie erschienen bereits in Seckendorfs Musenalmanach für 1808. Dort war das dritte der Sohn des Meeres,**) das fünfte, ganz getrennt von diesem stehende des Königs Jagdlied***) überschrieben. Im Jahre 1811 nahm Uhland die Dichtung

*) Str. 20, 3 Inkräftig. In verstärkt, wie in ingrün, indurstig, inständig, Inbrunst. — Str. 23, 1 deutet Neubruchland darauf, daß sie das Land erst urbar machen müssen. — 4. Niedersteigt, von der Zukunft mit Beziehung auf die Mutter des Romulus und Remus. — 25, 1 f. Beim Auszuge in den Krieg ging der Heerführer in den Tempel des Mars, schüttelte die dort aufbewahrten heiligen Schilde (ancilia) und den Speer des Mars mit den Worten: „Mars behüte!" (Mars, vigila!) **) Str. 1, 2 lautete: „Verstummt der Schiffer Klaggeschrei", 4 „Der sturmempörten Wogen Spiel?" Str. 2, 1 stand heilt statt schlägt, 3 stolz statt hoch, 4 „Ein König oder Königssohn", V. 2 fehlte. Str. 3—5 hatten folgende ganz abweichende Gestalt:

Ich bin ein Königssohn, doch heimatlos.
Zuerst gebar der schwachen Mutter Schooß,
Der irdischen, mich an das Licht.
Nun hat die zweite starke Mutter,
Das heilge Meer, mich neugeboren,
Und mich gewieget in den Riesenarmen.
Die andern trugen die Umarmung nicht;
Mich aber brachte sie zum Felsenstrand.
Drum glaub' ich, daß sie dieses weite Land
Für mich zu einem Reich erkoren.

***) Es lautete ganz abweichend (die neuen Zeilen sind hier durch senkrechte, die Strophen durch Horizontalstriche bezeichnet): „Königlich schreitet, | Die Mähne

wieder auf, gab ihr eine weitere Ausdehnung und schmolz die beiden frühern Lieder um. Vollendet wurde der Königssohn am 30. und 31. Januar 1812 und ganz in der jetzigen Gestalt im deutschen Dichterwald abgedruckt. Die einfachen vierversigen jambischen Strophen sind in den meisten dieser Lieder ganz gleich, nur in 3 schließen der zweite und vierte Vers weiblich, in 4 endet der erste gleichfalls weiblich, die drei andern männlich. In dem schwungvoll sich erhebenden, vielfach den Anapäst brauchenden fünften Liede herrscht große Freiheit; der vierte Vers, mit Ausnahme der letzten Strophe, ist kürzer (⏑—⏑— oder ⏑—⏑⏑—⏑).

Wir haben hier eine im mittelalterlichem Sinne hübsch ersonnene, mit großer, fast spielender Leichtigkeit behandelte Sage von dem Königssohne, der, da das Reich seines Vaters seinen beiden Brüdern zu Theil wird, mit der Gewißheit auszieht, sich durch seine Heldenkraft ein Reich zu erwerben; dabei sind die Sagen von der Vorhersagung der Ankunft eines durch seine Erscheinung sich auszeichnenden Königs in einem am Meer gelegenen Reiche und von der Entzauberung einer in einen Drachen verwandelten Prinzessin durch einen Kuß geschickt benutzt; zuletzt wird auch der blinde Sänger, da endlich die dem Lande verheißene glückliche Zeit gekommen ist, von seiner Blindheit befreit, wo er denn die mit eigenen Augen geschaute Herrlichkeit feiert,

---

schüttelnd, | Der goldene Leu. | Durch die Wälder, die Klüfte | Ruft er sein Machtgebot. — Doch soll ihn stürzen | Mit dem Speer meine starke Hand, | Daß mir die Schultern | Schmücke sein Goldgewand. — Hoch in den Lüften schwebt | Der Aar, ein König. | Wie er rauscht! wie er aufwärts strebt! | Er will sich die Sonne | Langen zur Kron' herab. — Doch soll ihn spießen | Mein geflügelter Pfeil, | Daß er mir sinke zu Füßen."

aber es ist auch sein Symeonischer Schwanengesang. Daß er darüber verscheidet, ist eben so wenig wie das Lied selbst ausgeführt. Auffällt, daß der König in 6 nur das Goldgewand des Löwen, nichts von dem Adler trägt, den er in 5 aus der Höhe herabschießen will. Das zweite Gespräch zwischen dem Fischer und dem Königssohne möchte wohl entbehrlich sein; daß der Königssohn angelt, weil er Schätze im Meer schaut, die ihm aber zu tief liegen, scheint etwas wunderlich.

82. Des Sängers Fluch.*)

Am 3. und 4. Dezember 1814 (nach Hollands Bericht) gedichtet, als freie Nachbildung, wie R. M. Werner in Seufferts („Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte" I, 503—511) erkannt hat, von der schottischen Ballade Der eifersüchtige König (in Herders Volksliedern), die man auf Murrays im Auftrag von König Jakob VI. durch den Grafen Huntley am 1. Februar 1592 vollzogene Ermordung bezog. In der schottischen Ballade wird der König dadurch in Wuth versetzt, daß seine Gattin in seiner Gegenwart die Frage, wer der eben heranreitende Junker sei, antwortete:

> Wohl manchen Ritter und Fräulein auch
> Hab' ich mein Tag gesehn,
> Doch schöner als Junker Waters dort
> Hab' ich nie nichts gesehn.

Und es heißt weiter, für die zwei Worte, die sie gesprochen, sei

---

*) Vgl. Viehoff ausgewählte Stücke I, 251 ff. Hiecke „Rede über den Ideengehalt in Uhlands Ballade des Sängers Fluch" (1839), wieder abgedruckt in dessen „gesammelten Schriften". Notter S. 161 ff. Liebert „L. Uhland" S. 40, Dederich „Uhland, als episch-lyrischer Dichter" S. 40 ff.

des Junkers Blut geflossen, da nichts des Königs Wuth habe stillen können. Uhland hatte die Ballade schon im Januar 1810 zur freien Behandlung skizzirt. Vgl. S. 40. Er dachte die Sache so darzustellen, daß die Königin die Neigung ihres liebsten Hoffräuleins zum Junker Waters habe begünstigen wollen. Als er im Februar 1814 den Entwurf zur dramatischen Behandlung machte, sollte der Junker von einem Ministrel begleitet sein und nach der Ermordung den Königshof verlassen, zur sinnbildlichen Darstellung, daß der Gesang den ritterlichen Thaten folge. Zwischen diesen Entwurf und die Ausführung des Anfangs in der Szene Normännischer Brauch (am 14. und 15. Februar 1815) fällt unsere Ballade, die demnach eine neue, ganz freie Ausführung der so lange dem Dichter im Sinne liegenden schottischen ist, woran freilich das Beste Uhlands köstliches Eigenthum. Werners Annahme, dieser habe auch Motive und Klänge aus zwei andern von Herder übersetzten Balladen, der schottischen Murrays Ermordung und der englischen König Esthmer, genommen, scheint uns unberechtigt.

Wenn Notter berichtet, Uhland solle einem Freunde, der ihn über des Sängers Fluch befragte, vertraut haben, daß sie zur Zeit der Knechtung Deutschlands entstanden, der finstere König sei Kaiser Napoleon, der junge Sänger die unterdrückte Freiheit, dessen Meister das Volk, so zeigt dies, wie wenig Zutrauen ein solches Gerede über Uhlands Absichten verdient. Im Dezember 1814, wo „der Tyrann auf Elba saß", konnte es unserm edlen Dichter am wenigsten einfallen, dem Gestürzten, den er während seiner Unterdrückung Deutschlands nicht angegriffen hatte, mit einer wunderlichen Allegorie einen Stoß zu versetzen. Möglich ist es freilich, wenn auch unwahrscheinlich, daß

das Bild Napoleons, den er in Stuttgart gesehen haben wird, lebhaft sich ihm eingedrückt hatte und er bei seinem finster und bleich auf dem Throne sitzenden Könige an den jetzt gebändigten Welteroberer dachte. Götzinger meinte, der ganze Ingrimm über Napoleon, den Helden der Epoche, welcher Freiheit, Männerwürde und alles Schöne und Menschliche so oft mit Füßen getreten, ströme in die Ballade über: aber davon kann bei näherer Betrachtung des Gedichtes keine Rede sein,*) vielmehr stellt dieses sich als bewußter oder unbewußter Gegensatz dar zu Goethes Ballade der Sänger, dem Segen des Hauses. Wie dort des Sängers Lied nicht bloß auf die Ritter und Damen wirkt, sondern auch dem Könige so außerordentlich gefällt, daß er ihm durch Verleihung einer goldenen Kette die höchste Verehrung bezeigen will, wogegen dieser sich nur einen Becher des besten Weines in reinem Golde wünscht, wofür er dem edlen Hause in seiner Weise außer seinem warmen Danke auch Wohlergehen verheißt: so wird der blutige Tyrann durch die mächtige Gewalt, welche der Gesang der beiden Sänger auf alle übt, auf die leichtfertigen Hofleute, die jedes Gefühl wegscherzen, wie auf die trotzigen Krieger, die den edlern Regungen des Herzens schwer zugänglich sind**), vor allem aber auf die zarte Königin, zu wildem

*) Nach A. Goerth in Herrigs Archiv XLVI, 392 soll der Ballade das innere Grauen vor dem wahnsinnigen Eroberer zu Grunde liegen, das Grollen des Volksgeistes gegen den Zerstörer seiner heiligen Rechte, gegen den es den Rachegeist beschwöre. Als ob es sich nicht bloß um den Fluch des verletzten Sängerthums handle, die sonstige Schilderung des Tyrannen nur zur dichterischen Ausführung gehörte! **) Mit Absicht nennt der Dichter nicht Ritter, die im Mittelalter selbst den Minnesang pflegten, sondern Krieger, wodurch freilich die mittelalterliche Farbe des Gedichts etwas getrübt, aber die beabsichtigte Wirkung erhöht wird. Ja man kann es charakteristisch finden, daß der finstere

Groll entflammt, daß er, der nur durch Schrecken herrschen will, die Musensöhne als ärgste Verführer seines Volkes haßt, und in bebender Wuth den jüngern, gegen den die glühendste Eifersucht in seiner Brust sich regt, mit dem auf ihn geworfenen Schwerte tödtet, wofür der grause Fluch des alten Sängers ihn und sein Schloß trifft.

Vortrefflich beginnt der Dichter mit der glänzenden Schilderung des auf hohem Berge liegenden Schlosses*) und der Pracht der es rings umgebenden Gärten, woran sich die Beschreibung des allgemein gefürchteten Königs**) anschließt: den schärfsten Gegensatz dazu bildet am Schlusse die Zerstörung des Schlosses,***) der Verfall der Gärten zu öder Heide†) und der Untergang selbst

König nur Krieger um sich hat. Sie werden als so trotzig geschildert, daß vor ihrem stolzen Selbstbewußtsein sogar die Ehrfurcht gegen Gott schwindet, welche der Gesang in ihrer Seele wieder belebt. *) Hoch wird durch hehr noch gehoben; es deutet auf den erhabenen Eindruck, den das Schloß auf seiner Höhe überall bis weithin, bis an das noch ferne Meer übt. Vgl. zu Goethes lyr. Ged. II, 137**. **) Dem Reichthum an Land und Siegen (an Besitzthum und Ruhm, nicht wie Götzinger sagt, an Eroberungen durch Siege) steht die Finsterheit und Bleichheit des Königs entgegen; diese werden näher dadurch bestimmt, daß seine ganze Seele nur auf Schrecken und Verderben sinnt. Der bittere Schrecken seiner Seele leuchtet aus der Wuth der Augen hervor; sein Wort und seine Befehle erregen ihn, da sie nur harte Strafen und Tod bestimmen. Das wiederholte und was er ist höchst wirksam, der Ausdruck knapp bezeichnend. ***) Von den zerstörten Mauern und Hallen sieht man nur noch Reste am Boden (vgl. Ballade 74 Str. 10, 2. 4), eine einzige Säule ist zur Erinnerung an den alten Glanz noch stehn geblieben, doch auch sie schon geborsten und sie droht bald zu stürzen. Die Sucht, im Gedicht Beziehungen auf Napoleon zu sehn, hat hier an die Vendomesäule denken lassen. †) „Ein ödes Heideland", mit der nähern Ausführung: „Kein Baum verstreuet (viel bezeichnender als verbreitet) Schatten", ist der Gegensatz zu: „Ein blütenreicher Kranz" (Str. 1, 3), wie die frischen, in Regenbogenglanz springenden Brunnen (Str. 1, 4) ihren Gegensatz finden in: „Kein Quell durchdringt den Sand".

des Namens des Tyrannen.*) Zwischen beide tritt die Veranlassung des eingetretenen Wechsels, der Fluch des Sängers. Zunächst hören wir, wie die beiden Sänger nach dem Schlosse ziehen. Man braucht nicht mit Götzinger anzunehmen, sie seien vom Könige bestellt; die mittelalterlichen Sänger ziehen von Burg zu Burg, und heute will der Meister die ganze Kraft ihres Gesanges aufbieten, um auf das harte Herz des finstern Königs zu wirken. Auch hier haben wir einen ergreifenden Gegensatz in der Beschreibung des Kommens und des Scheidens. Als sie nach dem Schlosse ziehen, „der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar", sitzt der Alte mit der Harfe auf schmuckem Roß, ihm zur Seite „schreitet frisch der blühende Genoß". Beim Abziehen sitzt die Leiche des Jünglings auf dem Rosse, der Alte geht daneben, um das Roß zu führen (dies hätte vielleicht mit einem Wort bezeichnet werden sollen), und als er das Roß vor den Schloßhof geführt, zerschlägt er seine Harfe. Notter findet (S. 407) etwas Unschönes, fast Grausiges darin, daß die Leiche festgebunden aufrecht auf dem Rosse sitzt; auch könne man sich das aufrecht Festbinden eines Leichnams kaum genügend denken. In den Cidromanzen wird die Leiche des Cid auf das Roß Babieca gerad und fest gesetzt, als ob er noch lebte, wie es auch Herder (68) darstellt. Daß der Alte den Leichnam vorn und hinten gestützt, damit er auf dem ruhig gehenden Rosse nicht herüberfalle, braucht der Dichter nicht auszumalen; wir glauben ihm dies um so eher, als der rührende Gegensatz zu dem Hinreiten aufs Schloß, an den Notter gar nicht gedacht hat, ergreifend

*) „Versunken und vergessen!" (ist er) bildet den Gegensatz zu dem auf dem Throne sitzenden stolzen König (Str. 2, 1), wie dem Untergange des Namens der Reichthum an Land und Siegen entgegensteht.

wirkt. Nichts lag diesem ferner als Notters alberne Allegorie, die getödtete Freiheit sei „in den Herzen der Menge nur um so mehr aufrecht geworden“. Die Absicht des Alten, durch die Macht des Gesanges das harte (steinerne) Herz des Königs zu rühren, spricht dieser selbst gegen den Jüngling aus. Die Ankunft im Schlosse ist in Uhlands Weise übergangen; sofort stehen wir im Thronsaal. Den Mittelpunkt bildet die Schilderung des Gesanges und des tragischen Ausgangs, worauf Uhland die ganze Kraft lebendigster Vergegenwärtigung verwandt hat. Wir sehen die beiden Sänger im hohen Säulensaal; auf dem Throne sitzen König und Königin*). Hörten wir früher, daß der König finster und bleich sei, so erscheint er jetzt im Gegensatz zur Königin als „furchtbar prächtig, wie blutger Nordlichtschein“. Der Anblick des in strahlender Pracht Thronenden erweckte grause Furcht, wie das Nordlicht, wogegen die Königin in anmuthiger Freundlichkeit da saß, wie das liebe und milde Licht des Vollmondes scheint. Zuerst schlägt der Alte die Harfe**), dann singt der Jüngling mit bezaubernd heller Stimme, bis jener seinen tiefen ahnungsvoll lautenden Sang damit verbindet. Sie singen das Höchste, was die Seele erfreut, den Geist erhebt. Lenz und Liebe gehören zusammen, sie bilden die selige Zeit, welche die Sage als golden bezeichnet; ebenso sind Freiheit und Männerwürde, darauf Treu' und Heiligkeit zu verbinden. Die edle Begeisterung der Sänger ergreift alle; die Königin wird so hingerissen, daß sie zum Zeichen ihrer herzlichen Dankbarkeit die Rose, welche bezeichnend ihre Brust schmückt, ihnen zuwirft. Den entschiedensten Gegensatz

*) Das Gemahl, wie im Nibelungenliede Gemahele steht. Luther (Matth. 1, 20. 24), später Gellert, Hagedorn, Wieland, Schiller u. a., brauchen so das Neutrum. **) Schwoll. Der Sang drang schwellend zum Ohr.

dazu bildet des Königs Wuth, weil aller Herzen von dem Gesange ergriffen werden, welchem sein grausames, starre Unterwerfung und Befolgung seines Willens forderndes Herz widerstrebt. Schon die Ergriffenheit der Höflinge und Krieger hat ihn erbittert; als gar seine Gattin zu solchem Beifalle sich hinreißen läßt, erwacht seine bitterste Eifersucht; vor wilder Wuth bebend mordet er den Jüngling, dessen weiche, aus dem Herzen dringende Stimme die Königin so innig gerührt hatte. Das Werfen mit dem Schwerte nach des Jünglings Brust wird als entschiedenster Gegensatz zum Fallenlassen der Rose gedacht; von höchst rührender Wirkung aber ist die Erinnerung, daß jetzt ein Blutstrahl hochauf aus der Brust dringt, welche noch eben die wunderbaren Lieder gesungen.*) Vor der schrecklichen Wuth des Königs fliehen alle. Hier läßt der Dichter den Vorhang fallen; er führt nicht den fürchterlichen Schmerz der Königin aus, noch die Entfernung des Königs selbst, wodurch die Haupthandlung an Wirkung verloren haben würde, er läßt uns mit dem Alten und der Leiche des Jünglings allein, und geht möglichst rasch auf den Fluch über. Die Klagen des Alten hören wir nicht, nur daß der Jüngling in seinem Arme sein Leben ausgehaucht, was noch im Saal geschehen ist, wo er auch den Mantel um ihn schlägt, ehe er ihn fortbringt: wie er ihn darin herunter in den Schloßhof getragen,

---

*) Golden steht hier ähnlich wie Str. 7, 1 von der Herrlichkeit. Daß die bedeutendste Handlung, das Fahren des Schwertes in die Brust, relativisch angeknüpft wird, wirkt höchst lebendig, da die Folge sich unmittelbar anschließt. Man denke sich nur die freie Verbindung „blitzend durchdringt es", um den Unterschied zu bemerken. Eben so wird die Folge des Eindringens des Schwertes relativisch angeschlossen. Blitzend deutet nicht auf Blitzesschnelle, sondern auf die glänzende Spitze. Der schwere Versschluß hochauf springt ist wirksam, wie Str. 5, 3 Nordlichtschein.

wo noch das Pferd steht, ist übergangen, dagegen tritt das Setzen auf das Roß, wo die Leiche so festgebunden wird, daß sie aufrecht bleibt, als ein Hauptzug hervor. Daß dieses nicht anschaulich beschrieben wird, entschuldigt die überhaupt hier herrschende Knappheit der Erzählung; auch wäre eine genaue Schilderung unschön gewesen. Man könnte denken, der Alte wolle durch die Stellung der Leiche andeuten, daß der Jüngling doch als Sieger gefallen sei; aber vielmehr zieht er mit der aufrecht sitzenden Leiche durch das Land, um die Blicke überall auf sie zu ziehen und den ungeheuren Frevel den Fragenden zu verkünden. Auch das schließende „verläßt mit ihm das Schloß" ist absichtlich kurz gehalten, des Schloßhofes gar nicht gedacht. Im Gegensatz zu der Absicht, in welcher sie gekommen (Str. 4), wird ausführlich das Ergebniß, der Fluch, in weitester Weise ausgeführt. Zunächst zerschellt der Alte die Harfe am Schlosse, um den Fluch gleichsam zu weihen. Die Harfe muß nach solchem Frevel auf immer verstummen.*) Die erste Verwünschung trifft die Halle, wo das Verbrechen geschehen; nie mehr soll in ihr Gesang erschallen, nur Seufzer und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt**), Jammer und Furcht hier herrschen. Endlich aber soll der persönlich gedachte Rachegeist (der *δαίμων ἀλάστωρ****), auch *ἀλάστωρ* oder

---

*) Aller Harfen Preis. Preis von dem Höchsten in seiner Art, wie in Frauenpreis, Ehrenpreis. Das Zerschellen der Harfe wird gleichsam als Nebenhandlung dadurch bezeichnet, daß es nicht als geschehend, sondern als schon geschehen erscheint: allein zwischen dem doppelten Präsens bleibt hat zerschellt immer auffallend und scheint nur durch Versnoth veranlaßt. **) Sklavenschritt wohl wegen der Alliteration mit scheue und Schutt, da man sonst eher Sklaventritt erwartete. ***) So steht bei Aeschylus (Ag. 1421 f.) *μέγαν οἴκοις τοῖσδε δαίμονα καὶ βαρυμήνιν*, (1501 f.), *ὁ παλαιὸς δριμὺς ἀλάστωρ Ἀτρέως*. In Schillers Braut I, 8 wird der Rachegötter

δαίμων allein) diese Hallen zu Schutt und Moder zertreten. Die heutige Gewaltthat muß durch den Untergang dieser Hallen gesühnt werden. Die zweite Verwünschung gilt den Gärten, deren „blütenreichen Kranz" er eben im Glanze des schönen Maitages (wenn Maienlicht nicht bildlich zu fassen) vor sich schaut. Wie er vorher seine Verfluchung der Hallen durch das Zerschlagen der Harfe geweiht hat, so die der Gärten dadurch, daß er ihnen das Antlitz des Gemordeten zeigt. Endlich gilt sein Fluch dem Mörder, der sich an der Heiligkeit des Sängers versündigt hat (Fluch des Sängerthums); ihm wünscht er das Schlimmste, was er sich denken kann. Viele Helden sind im Kampfe gefallen, aber ihrer gedenkt das Lied, dagegen soll der Name dieses ehrsüchtigen Tyrannen mit ewiger Nacht bedeckt (in ihr untergetaucht) sein*), spurlos untergehn, wie das Röcheln eines einsam Sterbenden, was den Gegensatz zu Str. 10, 2 bildet, daß der Jüngling in seines Meisters Arm verröchelt, wonach man fast glauben könnte, das Bild solle zugleich auf des Tyrannen Tod selbst hindeuten und es sei dein statt ein zu lesen. Das Eintreffen dieses Fluches bezeichnen treffend die beiden letzten Strophen, deren Gegensatz zu den beiden ersten des Gedichts wir schon hervorgehoben. Ein Zweifel, ob der Untergang des Schlosses die Folge des Fluches sei, könnte bei der so ergreifenden Darstellung des Frevels und des Fluches nicht aufkommen, hieße es auch nicht ausdrücklich, der Himmel habe den Fluch gehört. Verfehlt ist es, wenn Hiecke sich abmüht, den Zusammenhang zwischen dem Frevel und der zwiefachen (?) Rache „aus

---

(nach Soph. Trach. 1235) gedacht, und Isabella überläßt diesen IV, 5 das Haus.
*) Vielleicht schwebt die berühmte Stelle des Horaz carm. IV, 9, 25—28 vor.

denkender Betrachtung zu gewinnen". Schlimm wäre es, wenn des Dichters Lied nicht die Macht hätte, uns zu überzeugen, daß die Zerstörung Folge des gräßlichen Fluches des Sängers über den Schänder des Sängerthums ist.*) Alle die nüchternen Betrachtungen, die Hiecke an das Gedicht geknüpft, führen von ihm ab; darüber geht bei ihm die wirkliche Erläuterung des Gedichtes aus sich selbst fast ganz leer aus.

Unsere Ballade ist die erste, zu welcher Uhland das Nibelungenversmaß in seiner Weise (vgl. oben S. 239 f.) verwandt hat. Der Anapäst statt des Jambus steht bezeichnend dreimal in der Schilderung des Gesanges (Str. 7, 1. 3 f.), dann bei dem Herabwerfen der Rose (Str. 8, 4), auch in dem Verse: „Wie glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer" (Str. 1, 2) und im Gegensatze zwischen dem König und der Königin (Str. 5, 1. 4), wo im letztern Falle die beiden letzten Silben von Königin die beiden ersten des Anapästes bilden, wogegen dieselben Str. 8, 3 jambisch sind. Das Versmaß ist mit höchstem Geschick zur lebhaften Erzählung verwandt, häufig das Verhältniß der beiden Theile des Verses zu einander glücklich benutzt. Vgl. Str. 2, 3 f. 5, 3 f. 7, 3 f. 10, 3 f. 11, 2 f. 13, 3. 15, 1, wo mehrfach die Wiederholung desselben Wortes besondere Kraft verleiht. Neben der bezeichnenden Kraft des Verses ist der Wohlkang zu bemerken, der dieses Lied von der Heiligkeit des Sanges von

*) Notter meint, die Wirkung der Schlußworte leide durch die geringe Wahrscheinlichkeit, daß der Name eines Fürsten, von welchem man doch eine so umständliche Geschichte wisse, je habe vergessen werden können. Aber daß sein Name vergessen worden, erklärt sich daraus, daß kein Lied ihn feiert, nur die Greuelthat, der ein Sänger zum Opfer gefallen, im Munde des Volkes mit Abscheu genannt wurde. Und gibt es nicht manche Sagen, die den Namen der Personen nicht zu nennen wissen? Vgl. Ballade 49, 9 ff.

Anfang bis zu Ende durchdringt, dann die Reinheit und Kraft der Reime, unter denen wenige der gangbaren sind, deren kaum ein Dichter ganz entbehren kann. Der Assonanzen ist oben S. 240 gedacht. Auch Alliteration ist zuweilen verwandt, wie 6, 2: „Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor“, 7, 2: „Sie singen von Lenz und Liebe, von selger goldner Zeit“, 10, 1: „Und wie vom Sturm zerstoben“, 12, 2: „nie Saite noch Gesang“, 3 f.: „Seufzer, Stöhnen, scheuer Sklavenschritt . . . Schutt“.

83. Die versunkene Krone.

Am 27. Mai 1834 zu Unterhausen gedichtet. Vgl. S. 86. 100. Uhland hörte damals wohl die Sage erzählen, wie ähnliche von tönenden Glocken und Orgeln versunkener Kirchen nnd Klöster. Vgl. Ballade 86. 87. Ein Volkslied beginnt: „Da droben auf jenem Berge, Da steht ein goldnes Haus“ *), ein auch von Goethe benutzter Anfang, den Uhland auf seine Weise verwendet. Das Dengeln der Sense **), das der freie, emsige, Gott für sein Glück dankende Bauer betreibt, bildet einen schönen Gegensatz zu der aus der Tiefe des Teiches in der Nacht glänzenden, mit Edelsteinen besetzten Krone, die auf den grausen Untergang einstiger Herrlichkeit deutet. Dederich findet in der Ballade „allegorischen Gehalt“. Ed. Paulus „L. Uhland und seine Heimath Tübingen“ (1887) S. 8 ff. erzählt eine Sage von des Kaisers Valentinianus versunkenem goldenen Helm, von der aber nicht nachzuweisen, daß Uhland sie gekannt.

---

*) Vgl. Reifferscheid „Westfälische Volkslieder“ S. 52 f. 178. **) Das Dengeln (Ballade 24, 4), das Hämmern der Sense auf dem Dengelstocke, ist aus Hebels Denglegeist besonders bekannt. Das Wort kommt von Dengel, wie die Schneide heißt.

84. Tells Tod.

Im Dezember 1829 gedichtet.*) Die in der Tellsage erwähnten Punkte hatte Uhland mehr als einmal, zuletzt 1829 (vgl. S. 241), besucht und mit innigem Antheil betrachtet. „Es war ihm immer von Werth", schreibt Uhlands Gattin (S. 221), „sich die Gegend zu besehn, an der irgend eine Sage haftet, oder wo ein vorzüglicher Mensch gelebt hat. Er sagte, es werde ihm durch die Landschaft und die Lage eines Orts die Sage oder die Persönlichkeit oder die Werke viel gegenwärtiger und klarer. Manchem seiner Gedichte ist es auch wohl anzufühlen, daß er ein klares Bild vor seinem geistigen Auge gehabt, als er zur Ausführung schritt. So Tells Tod. So oft er an den Vierwaldstätter See kam, so ging er auch nach Altorf und das Schächenthal hinauf." So nahm er denn die Sage, daß Tell im höchsten Alter (1354), als er in der Nähe seiner Heimat Bürglen bei einer großen Ueberschwemmung einen Knaben aus dem Schächen oder Schächenbach retten wollte, seinen Tod gefunden, aus der an den Ort geknüpften Ueberlieferung.**) Schon 1810 hatte er das Sonett (5) Tells Platte gedichtet. Auf die zu Bürglen an der Stelle, wo Tell gewohnt haben soll, mit

*) Ursprünglich stand Str. 2, 6 Falle statt Stäube, 3, 5 Windesschnelle, 12, 1 Lob gesungen. Druckfehler von 1843 waren Str. 6, 4 das greise, 8, 5 Wer hätte. **) Dieser Sage wird auch von Müller in der Schweizergeschichte (Anmerkung 225 zu I, 18) gedacht, mit der Bemerkung: „Also sah er die Ausbreitung der Eidgenossenschaft in die acht alten Orte." Schiller läßt den Tell (III, 1) einmal in den wilden Gründen des Schächenthals jagen und dem Geßler auf einem Felsensteig begegnen, wo „unten rauschte fürchterlich der Schächen". Der aus den Schluchten der kahlen Balmwand entspringende Schächen stürzt das von ihm benannte Thal herab; unterhalb Bürglen mündet er in die Reuß.

Bildern seiner Thaten geschmückte Kapelle hatte Friedrich Leopold von Stolberg 1775 ein einfaches Lied gedichtet. Uhland wollte hier eine Lücke der deutschen Dichtung ausfüllen. Sein großer Landsmann Schiller hatte vor einem Vierteljahrhundert durch sein herrliches Drama, auf das die letzte Strophe anspielt, den kühnen Befreier der Schweizer gefeiert, wobei er freilich ihn auch als stets bereiten Helfer in der Noth darstellte, aber sein Tod, der ihn bei der Rettung eines Kindes traf, war noch unbesungen. Doch muß man wohl Notter beistimmen (S. 405 f.), daß unsere Ballade zu sehr gedacht, zu wenig gedichtet sei, wenn auch hier und da lebendige Dichterkraft hervorbricht. Der Ausdruck ist im zweiten Theile manchmal gezwungen. Wäre auf die vier ersten Strophen ein kürzerer Schluß gefolgt, etwa Str. 6 und ein Vorwurf an den Schächen, der den alten Helden ihnen geraubt, so würde die zuletzt breitspurige Ballade bedeutender wirken. Notter möchte mit Recht, daß in der Ueberschrift Tells Name nicht genannt wäre; wie hätte sie aber dann bezeichnend überschrieben werden sollen? Und daß der Dichter dann auch nothwendig hätte versichern müssen, der Tell sei wirklich der Todte, können wir nicht zugeben.

Die vier ersten Strophen enthalten die Schilderung des Ereignisses. In der ersten werden wir in die winterliche Schweiz versetzt. Noch deckt der Schnee die Berge, die bald, von ihm befreit, den Herden wieder zur Weide dienen werden.*) Hierbei drängt sich die Betrachtung auf, daß am Anfange jedes Jahres

---

*) Vgl. Ballade 63 Str. 2, 1 f. Das zu Thal fahren wird hier eigenthümlich dem Schnee zugeschrieben. — Unter den Lawinen sind die gegen die Frühlingszeit herabstürzenden sogenannten Berg- oder Schneelawinen gemeint. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers Tell (I, 1) S. 132.

das vom Schnee auf den Bergen gefesselte Eis den Kampf der Freiheit mit der Unterdrückung darstellt.*) Auf einmal sieht er (da) den durch Lawinenstürze angeschwollenen Schächen sich mit Gewalt durch seine Schlucht ergießen, Felsblöcke und Tannen mit sich führen, auch den schmalen überführenden Steg, auf dem ein Knabe ging, mit sich reißen.**) Ein Wanderer war gerade in dem Augenblicke, wo er die Brücke sammt dem Knaben wegriß, des Weges gekommen.***) Tells That und Unglück wird mit gedrängter Kürze geschildert. Eben hat der Alte den Knaben ans Land gesetzt, als ihn die Gewalt des geschwollenen Baches mit sich reißt. Erst nachdem die Ueberschwemmung vorüber, findet man die Leiche, die man allgemein als den vermißten Tell erkennt. Entsetzlicher Jammer des ganzen Dorfes bezeugt die Größe des Verlustes.†)

In eigenthümlicher Weise versetzt sich der Dichter an die Stelle der Tells Tod bejammernden Hirten und Schiffer††) und

*) Der Föhn ist der auf dem Vierwaldstättersee sich erhebende Sturmwind. Vgl. die angeführten Erläuterungen zu Tell S. 140. — Des Eises Bruch vom Föhne ist etwas hart. Götzinger verlangt durch den Föhn, aber in Bruch wirkt noch die Verbalbedeutung. In Goethes Faust heißt es:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick.

) Flucht vom Herabstürzen, wie es von jeder raschen Bewegung steht, man von der Flucht der Zeiten spricht, auf, in der Flucht sagt. — Jäh, wie vom Sturmwinde, vom Blitze (Ballade 63 Str. 7, 4). *) Statt schritt Str. 3, 1 verlangt Götzinger schreitet, aber es wird dies gleichzeitig mit dem Wegspülen und Brechen gedacht. †) Der 9450 Fuß über dem Meeresspiegel sich erhebende Uri-Rothstock, der höchste Gebirgsstock des Landes, begränzt die Ansicht des der Tells Platte gegenüber sich öffnenden Isenthales. Der Rothstock bei Lowertz, 5140 Fuß hoch, bietet eine herrliche Aussicht auf den mittlern Theil des Vierwaldstättersees. — Felsgestell, wie man Gebirgsstock sagt. ††) Der Ferge vom Fährmann, wie schon Ballade 30 Str. 2, 4. — Der im

feiert dessen letzte, des Helden würdige That. Man kann nicht leugnen, daß es etwas stark ist, sich den Dichter zu denken, wie er nach fast 500 Jahren des eben ertrunkenen Tells Haupt im Arme hält, während der gerettete Knabe daneben steht. Zunächst erscheint Str. 6 der Gegensatz des todt vor ihm liegenden Helden, der bereit war, allen beizustehen, zu dem geretteten, so frisch und gesund dastehenden Knaben*) und dem des alten Glanzes**) sich freuenden Lande, das durch ihn befreit worden.***) Str. 7 schließt den Gedanken an, daß es dieselbe Liebe gewesen, die das Land befreit und die den Greis zur Rettung des Knaben getrieben†), daß er stets rast- und furchtlos zum Retten bereit gewesen. Str. 8. Freilich hätte eben die kleinere That der größern vorausgehn sollen, da sie jetzt hinter dieser zurücksteht, aber auch die schlichte That hat neben der großen ihren Werth.††) Str. 9 f. Obgleich du laut wegen jener Heldenthat gepriesen wurdest†††),

---

Gegensatze zu dem ewigen Schnee der Berge genannte grüne See Uris ist eben der Vierwaldstättersee. *) Kind nennt er den Knaben des Verses wegen, da er die Jamben hier rein hielt, und Knab' ihm hart erschien, obgleich er es in Klein Roland (69) sich erlaubt hat. — Das volksthümliche „wie Milch und Blut" dürfte doch zu abgegriffen sein. **) Auch Schiller gedenkt der rothen Firnen im Tell I, 1 (Erläuter. S. 161*). ***) Tell wird im zweiten Theile von Schillers Drama als Ritter des Landes gefeiert, wogegen der Dichter in den Versen Wilhelm Tell das Volk den Zwang abwerfen läßt. †) Etwas geziert ist die Liebe, die du dem Knaben trugst; auch ward in dir zum Triebe gezwungen. ††) Genesen steht nach älterm Gebrauche (vgl. Psalm 117, 119) für unversehrt bleiben, wie gesund Str. 10, 1 für unversehrt (oben S. 263). — Fängst, vom Fassen des von der Flut weggerissenen Knaben, dürfte die Reimnoth kaum entschuldigen. †††) Bei dem Klingen des Ohres vom Lobe ist nicht mit Götzinger an das Sprichwort zu denken, daß das rechte Ohr dessen klingt, von dem man in seiner Abwesenheit gut spricht, sondern Tell hat das Lob von allen Seiten wirklich gehört. Der Ausdruck ist freilich etwas gezwungen. Vgl. Ballade 63 Str. 3, 1. 82 Str. 6, 2.

hast du doch auch auf den Nothschrei des Geringen geachtet*), wie es der wahrhaft Freie thut, der nur das Gute, nicht das Glänzende zu thun sucht: aber gerade der Rettung des Kindes bist du zum Opfer gefallen.**) Str. 11. Deine Heldenthat zur Befreiung des Volkes ward durch eine Kapelle gefeiert***), die Rettung des Kindes hat dir nur einen Leichenstein gebracht. Abgesehen davon, daß der Leichenstein nicht der Lohn der Rettung ist, fällt es auf, daß Uhland hier eine ganz falsche Thatsache berichtet; denn an der Stelle, wo Tell gestorben, findet sich kein Leichenstein, sondern in Bürglen hat, wie Uhland selbst sah, Tell eben sowohl seine Kapelle, wie an dem Orte, wo er den Geßler erschossen, am Ende der nach Immensee führenden hohlen Gasse. Str. 12. Deine Heldenthat wird überall gefeiert und von großen Dichtern (wobei zunächst bloß Schiller vorschwebt) besungen, wogegen nur in der Nähe des Schächen der Hirt deinen edlen Tod preist. Ein Lied auf Tells Tod ward nirgends gesungen, auch nicht das von Stolberg.

85. Die Glockenhöhle.

Dieser Herzenserguß über den wie ein Alp auf Deutschland lastenden Bundestag ward am 20. Juni 1834 gedichtet und kam nebst andern Erzeugnissen dieses Frühlings und Sommers der im Herbste dieses herrlichen Weinjahres erscheinenden achten

---

*) Götzinger nimmt vor 9, 2 unrichtig den Ausfall des Gedankens an: „Du hast nicht geglaubt, nur große Thaten seien deiner würdig." Offenbar bildet das Klingen des Ohres vom Lobe einen freilich etwas sonderlichen Gegensatz zum Nothschrei des Kindes. **) Sehr hart ist für ein Volk statt bei der Rettung eines ganzen Volkes. ***) Strahl, im ursprünglichen Sinne von Pfeil. — Mal, Denkmal, Erinnerungszeichen.

Ausgabe der Gedichte zu Gute. Von den am 13. Januar in Wien eröffneten wiener Ministerkonferenzen erwartete man, besonders nach dem Ueberfall der frankfurter Hauptwache, das Allerschlimmste. Am 12. Juni war das Schlußprotokoll unterzeichnet worden; daß die gefaßten Beschlüsse zunächst noch geheim gehalten wurden, steigerte die Angst aller Vaterlandsfreunde vor der metternichischen Knebelung. Nach Ernst Meier „deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben" (1852) S. 345 soll sich die Glockenhöhle, „darin es, wenn einer red't, wie eine Glocke tönt", in der Nähe des zu Pfullingen gehörenden Weilers Breitenbach, befunden haben, aber noch nicht wieder aufgefunden sein. Auch ein Glockenthäle gibt es in dieser Gegend. Uhland hörte wohl von der Sage, oder er ward wieder an sie erinnert, als er am 27. Mai 1834 über Pfullingen nach Unterhausen ging. Die jedem verständliche Sage war so ruhig ergeben gehalten, daß die Verlagsbuchhandlung, obgleich sie von ihren Gedichtsammlungen aus Furcht vor einem Verbote des Bundestages alles ausschloß, was diesen aufregen konnte, doch dem Grabesliede vom deutschen Vaterlande zwischen Tells Tod und der verlorenen Kirche eine Stelle gestattete, und sie blieb unangefochten.

Die gleich am Anfange erwähnte Naturerscheinung der Höhle, die der Dichter von Bergkrystall gewölbt sein läßt, hat man dreimal beobachtet; die drei Fälle werden vom Dichter alle als eben geschehend anschaulich dargestellt, obgleich nur der letzte sich ganz neuerdings ereignet hat. Dem liebenden Paare, das hier zum erstenmal sich seine Liebe gestand, tönte die Glocke laut sein lange verborgenes Geheimniß nach.*) Die Lieder trunkener Zecher gab

*) Auffallend könnte der Ausdruck stimmt ein scheinen, da ja das leise

der Glockenklang so gewaltig wieder, wie Feuerruf und Sturmgeläute schallen. Die Trauer zweier Vaterlandsfreunde über die Gewaltthaten des jetzt Freiheit und Recht unterdrückenden Bundestages hallte wie dumpfes Glockengeläut zum Leichenzuge wieder.*) Die heiligen Bande, die sie vereinen, deuten auf edle Freundschaft und auch wohl auf die gemeinsame thatkräftige Liebe zum Vaterlande. Uhland selbst fühlte sich durch beide mit Albert Schott (vgl. S. 80) verbunden.**)

86. Die verlorene Kirche.***)

Diese herrliche allegorische Ballade wurde am 9. Januar 1812 gedichtet und schon im deutschen Dichterwald für 1813 gedruckt.†) Vgl. S. 51. Der Glaube, daß man im Walde die Glocken einer Kirche läuten höre, die keiner zu finden wisse, ist höchst wirksam verwandt.††) Auch hier stellt Str. 1 einfach die Sage dar: erst hört man im Walde hoch in der Luft die Glocken

---

Glöcklein nur das Bekenntniß der Liebe ist; aber die Liebenden wiederholen das Bekenntniß, als der Glockenklang es laut wiederklingt. *) Grabesglockenklang. Vgl. Schillers Lied von der Glocke: „Von dem Dome | Schwer und bang | Tönt die Glocke | Grabgesang. | Ernst begleiten ihre Trauerschläge | Einen Wandrer auf dem letzten Wege", und in der Elegie auf den Tod eines Jünglings: „Todtentöne hallen von des Münsters Thurme". **) Ernst und sinnig. Mit Ernst und eindringender Beobachtung betrachten sie die Welt; es sind keine aufbrausenden Schwärmer. ***) Vgl. Goerth in Herrigs Archiv XLVI, 395 ff. Notter bemerkt, ihm sei bekannt, daß Todtkranke nach diesem Gedicht wie nach der Erschließung eines himmlischen Jenseits verlangt hätten. †) Str. 3, 7 stand sonneklar, wofür 1843 sonnenklar eintrat. Derselbe Wechsel Ballade 12 Str. 2, 7. ††) Uhland hatte sich angemerkt: „Versunkene Glocken tönen, wie auch die untergegangene Orgel" (Schriften VIII, 588). Auch aus Waldseen will man oft das Geläute einer dort versunkenen Kirche vernehmen. Vgl. Ballade 83.

einer unsichtbaren untergegangenen Kirche. Die von der Sage (4) gegebene Deutung enthalten 5—8. Höchst sonderbar findet Notter (S. 396) in der Anfangsstrophe „die Haupttiefe des poetischen Gedankens"; das wirkliche Auffinden der Kirche und ihre Beschreibung hätten zwar nicht leicht schöner, aber, dem Ganzen unbeschadet, vielleicht auch anders geschildert werden können. Als ob nicht die Hauptsache gerade darin läge, daß dieses Finden und Schauen mit ergreifender Wärme dargestellt und ihm eine höhere Beziehung gegeben wird! Die einfache Sage ist eben nichts als eine anziehende Volksvorstellung, welcher der Dichter erst ihren geistigen Gehalt gibt. Wenn Notter von unserer Ballade, „einer der strahlendsten unter den Perlen der Muse Uhlands", bemerkt (S. 128): „Wer hat jenen innern Silberblick des Menschen, wo plötzlich eine höhere Welt in das entfesselte Gemüth hereinzubrechen scheint und wie an einen frühern, heiligern Zustand mahnt, je in einer sinnigern Allegorie besungen? Wem kamen nicht, wenn er, in die von ihm minder begangene Gegend wandelnd, plötzlich von unbekannter Ferne her läuten hörte, verwandte Empfindungen, für welche der Dichter hier auf einmal das rechte Wort gefunden hat?" so gilt dies, abgesehen davon, daß er hier etwas ganz Verschiedenes zusammenstellt, gar nicht von der ersten Strophe, die eben jene sagenhafte Vorstellung nur hinstellt, nicht den eigentlichen Kern der Dichtung ausspricht. Die Kirche, welche man für verloren hält, ist es nicht, lehrt uns der Dichter; wer reinen Herzens sich nach Gott sehnt, findet sie wirklich in sich. Das Gedicht ist eine entschiedene Ablehnung des auf-

*) Im fernen Walde, an einem von dem im Walde Wandernden abgelegenen Theile. — Mit den Winden, im Wehen der Winde, wie Homer sagt μετὰ πνοιῇς ἀνέμοιο.

gedrungenen Kirchenglaubens: der wahre Glaube, die Sehnsucht nach einer höhern Welt, liegt tief in unserer Seele.*)

Str. 2. Als ich neulich in dem Walde weit über alle betretenen Pfade hinaus mich verloren habe, ganz erfüllt von der Sehnsucht nach Gott und abgewandt von der Verwirrung der verdorbenen Zeit war, da habe ich wieder jenes Läuten vernommen, das, je höher die Sehnsucht stieg, um so vernehmlicher mir erklang. Str. 3. Und so in mich gekehrt und ganz vom Klange hingezogen, trieb es mich immer höher und zugleich immer tiefer in mich hinein, bis mir endlich über allen Nebeln eine sonnenklare Fläche sich zeigte. So deutlich, wie es nur irgend möglich, ist hier bezeichnet, daß eben die andächtige, sehnsuchtsvolle Versenkung in sich ihn zu dieser lichten Höhe geleitet.**) Str. 4. Da sah ich denn wirklich die für verloren gehaltene Kirche in klarstem Sonnenglanze vor mir; sie schien mir aber nicht auf dem Boden zu stehn, sondern von Wolken emporgetragen und

---

*) Eigenthümlich ist es, wenn man das Gedicht mit dem Eindruck hat in Verbindung bringen wollen, den der Thurm des straßburger Münsters im Mai 1811 auf Uhland gemacht hat. Wenn dieser schrieb: „Man meint, der Wind sollte diesen Thurm wie eine Pappel bewegen oder gar wie ein Luftgebilde verwehen", so soll er „in dieser Richtung seiner Phantasie weiter gespielt, sich das Bild weiter ausgestaltet haben und die erträumte Kirche des Waldes ihm klarer geworden sein". In unserm Gedicht verschwebt Str. 4 der ganze Bau mit dem Thurme in den Himmel, während die Briefstelle der „blumenartigen Zärte, Durchbildung und Durchsichtigkeit" des Münsterthurmes gedenkt. **) Der Ausdruck daß mir es immer unerklärt hält sich nicht ganz auf der dichterischen Höhe, und das sprichwörtliche, es sei ihm länger als hundert Jahre vorgekommen, fällt etwas ab. — Ueber Nebeln. Beim Ersteigen hoher Berge kommt man durch die Nebelgegend, auf die man hoch oben herabschaut. Der Knabe vom Berge (Lied 17), der hoch im Blauen steht, hat Blitz und Donner unter sich. Vgl. Ballade 88 Str. 9, 6.

ihre Spitze verschwand im Himmel. Es ist dies nur eine freie Ausmalung der himmlischen, nicht der Erde angehörenden Kirche. Str. 5. Von dem Thurme herab klang schütternd (die Luft erschütternd) die von einem heiligen Wehen bewegte, nicht von Menschenhänden gezogene Glocke. Und eben dieses heilige durch die Luft fließende Wehen, das die Glocke bewegte, schien an mein Herz zu schlagen, so daß es mich mit scheuer Verehrung zu dieser Kirche (er bezeichnet sie hier als Dom, wie eben als Münster) hintrieb.*) Str. 6. Die farbigen Fenster leuchteten von den Bildern aller Blutzeugen**); diese belebten sich zu leibhaften Personen, die in unzähligen Scharen erschienen und mir auf den Kampf des Lebens deuteten, den jeder bestehn muß, der sich dieser heiligen Kirche erfreuen will. Str. 7. Als ich, von den Strahlen der Liebe und Andacht zu Gott ganz durchleuchtet, am Altare niederkniete, sah ich oben an der Decke das Bild des Himmels mit der thronenden Gottheit, umgeben von allen Engeln (wie es in Chören großer Kirchen sich findet), aber sofort belebte sich auch dieses Bild, die Kuppel öffnete sich und ich schaute die himmlische Herrlichkeit unverhüllt. Str. 8. Und diesen seligen Anblick kann jeder genießen, der „darnach sich treulich sehnet", er folge nur mit voller Seele dem Geläute, das ihm erschallen wird, wenn er sich andächtig in sich versenkt. Als einleitender Gegensatz dient hier die Bemerkung, daß kein irdisches Wort beschreiben könne, was sein Auge da gesehen, was sein Ohr gehört.***)

*) Sein Schritt war schwankt vor Scheu, seine Freude mit Zagen vor dem Heiligen verbunden. **) Auch hier scheint der Ausdruck „das kann ich nicht mit Worten schildern", wie Str. 8, 5 „das steht nicht in der Worte Macht", zu verständig nüchtern. ***) Es ist dies die Seligkeit, die nach dem Apostel Gott denen bereitet, welche an ihn glauben. — Der Ausdruck „als Orgel mehr und

Hiernach tritt der Sinn der schönen Allegorie ganz unverkennbar hervor, daß die höchste Seligkeit der genießt, der in andächtiger Sehnsucht sich ganz Gott hingibt; nur der gelangt zu jener himmlischen Kirche, die keineswegs von der Erde verschwunden ist. Goerth scheint mir den Sinn zu verfehlen, wenn er meint, der Dichter lehre, das tiefe Sehnen des Menschenherzens nach Lösung der ewigen Räthsel werde nur durch innigen Anschluß an die Natur gestillt. Der Wald ist hier ja ganz nebensächlich, wie bei Uhland überhaupt die Poesie des Waldes mehr zurücktritt. Unsere Ballade ist eine lebenswarme mystische Allegorie wie Ballade 12. Vgl. auch Lied 26. Nichts lag dem Dichter ferner als die willkürlich hereingetragene Nothwendigkeit des Kirchenglaubens auszusprechen.

Gern gebe ich hier schließlich die briefliche Mittheilung meines Freundes Direktor Karl Nauck, des rühmlich bekannten Herausgebers der Oden des Horaz. Meine Erklärung befriedigt ihn nicht, weil sie zu unbestimmt sei und besonders der poetischen Anschaulichkeit entbehre. „Wo bleibt da die Pracht der geschilderten Kirche, die wirklich auf der Erde zu suchen, auf der Erde zu finden ist und bis in den Himmel reicht? Ich finde den Schlüssel zu unserm Gedicht in dem bekannten Räthsel von Schiller: ‚Es steht ein groß, geräumig Haus' [vgl. unsere Erläuterungen zu Ged. 70, 4]. Wie Schiller das Weltgebäude als ein großes Haus, so betrachtet und schildert es Uhland als ein großes Gotteshaus, als eines Münsters stolzen Bau, als einen hohen Dom. So ist

als Posaunen" zur Bezeichnung des seligen Lautes scheint keineswegs glücklich, wogegen das still anbetende Erstaunen schön bezeichnend ist, wenn es auch an Klopstocks Frühlingsfeier etwas erinnert (still anbetend in Entzücken vergehn).

mir alles klar, und bleibt mir weder etwas zu fragen noch zu wünschen übrig. Gott wohnet nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht; der Himmel ist sein Stuhl und die Erde ist seiner Füße Schemel, die ganze Natur ist seine Kirche." Daß die Natur ein Tempel Gottes sei, in welcher man reiner als in der Kirche sich von Gott erfüllen könne, hat auch Goethe gelegentlich geäußert und empfunden, mit welcher Andacht das Weltgebäude uns erfülle, Klopstock begeistert geschildert: aber damit wird der Gehalt unserer Dichtung nicht erschöpft, deren ausgeführtes Bild jenes hohen Münsters, das uns den Himmel selbst in aller Herrlichkeit erschließt, auf eine im Herzen empfundene Seligkeit gehn muß, auf jene Andacht, die nur aus tiefergriffener, in Gott lebender und weilender Seele fließt. Das ist Uhlands wahre Kirche.

87. Das versunkene Kloster.

Dieser anspruchslose Scherz ist am 20. Juli 1834 gedichtet. Notter (S. 409) fand sich dadurch an matthissonsche Scenerie erinnert! Weshalb das auf der Insel eines Sees gelegene Kloster versunken sei*), ist nicht bestimmt gesagt, dieser Untergang aber als gerechte Strafe für die arge im Kloster eingerissene Sittenlosigkeit gedacht, wie es sich aus dem spöttischen weh! nach Erwähnung des Ertrinkens der Nonnen „zusammt dem Pater" und aus der lustig geschilderten Macht der Nixen über das Kloster ergibt. Von der schrecklichen Ausschweifung von Klosterleuten zeugen Geschichte und Sage. Auf das Versinken des Klosters

*) Vgl. Fr. Schlegels Gedicht „das versunkene Schloß", wo es vom laacher See bei Andernach heißt:

Einst lag auf einer Insel mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel es tief hinunterschoß.

(Str. 1, 1—4) folgt die Schilderung, wie die neugierigen Nixen in die Trümmer hereindringen und überall sich zu schaffen machen, wo bisher die Nonnen ihr Wesen getrieben (Str. 1, 5—2, 8). Sie plätschern und rauschen, als wahre Wassergeister, unten durch die Kreuzgänge und durch die zu den Schlafzellen führenden Gänge (Dorment, dortoir)*), lauschen schäkernd am Gitter des Sprechsals (Locutorium), singen im Chore, spielen lustige Stücke auf der Orgel, läuten zur Betstunde (Hore)**). Str. 3 f. In der Nacht führen sie ihre gewohnten Tänze in Nonnentracht aus, wobei sie auch Kerzen nach Nonnenweise tragen. Aber ein in einer Felsenwand hausender Kobold***), der am Ufer die Kutte des Paters gefunden, überrascht und erschreckt sie, worauf sie in den See und in die Trümmer der Abtei fliehen. Daß die Kutte sich gerade am Ufer findet, ist freilich auffallend, da der Pater mit der Abtei versunken ist; aber bei der scherzhaften Haltung des Ganzen fällt dies nicht auf. Neckend, da der Kobold den Nixen nicht dahin zu folgen vermag, wohin der Pater, den er vorstellt, immer zur Nonne zu kommen pflegte.

88. Märchen.†)

Schon im April 1811 schrieb Uhland in sein Tagebuch:

*) In Kreuzgang, richtig, troß des folgenden am. Im war Druckfehler, **) Gefiel, des Reimes wegen. Der deutsche Sprachgebrauch fordert gefällt; denn wanns ihnen just gefiel, kann nur heißen „wenn es ihnen gerade einfällt". Alles, was die Strophe enthält, wird sämmtlichen Nixen zusammen zugeschrieben, die launig V. 4 als Convent bezeichnet sind. ***) Die hohe Felsenwand deutet auf eine Berggegend, in welcher die Insel liegt; ein Theil derselben ist schon eingefallen; daher der Schutt. — Kobolde sind neckische Berggeister; sie heißen auch Mummart, Mummanz, weil man sich in sie verkleidete. †) Vgl. Foß „zur Erklärung deutscher, vorzüglich uhlandischer Gedichte" (1849) S. 21 ff.

„Gewaltsames und instinktmäßiges Vordringen der Poesie unter ganz fremdartigen Beschäftigungen, wie ich mir das Verfallen auf das Märchen La belle au bois dormant durchaus nicht zu erklären weiß.“ Es ist das bekannte Märchen in den Contes de ma mère l'Oye von Charles Perrault (1697) gemeint. Erst im folgenden Jahre brachten die grimmschen „Haus- und Kindermärchen“ das entsprechende deutsche Märchen Dornröschen in der hessischen Fassung.*) Ohne Zweifel war Uhland auch das deutsche Märchen bekannt, das, wie er selbst, mit der Erweckung der Prinzessin schließt; was das französische hinzufügt, konnte er nicht brauchen. Unser Gedicht ward bereits am 12. Juli 1811 begonnen, erst gerade einen Monat später vollendet. Es ist in der von Uhland vielgebrauchten achtversigen, in zwei gleiche Hälften zerfallenden jambischen Strophe geschrieben, die wir schon 1805 in der Ballade der Sänger (8) finden. Ziemlich häufig tritt der Anapäst statt des Jambus ein; meist ist dann die erste Silbe eine Endung auf e, en, auch em, er, et, auf die gewöhnlich eine einsilbige Präposition oder der bestimmte Artikel folgt (1, 5. 4, 3. 7, 5. 9, 6. 16, 3. 17, 3. 5. 22, 3. 7. 23, 1. 26, 1. 27, 5), zweimal dir (2, 7. 3, 3.) je einmal sie (8, 3), man (4, 6), wohl (11, 3) und ein mit Ge anfangendes Wort (10, 6). Bezeichnend ist der Vers „Lange, lange Lehrgedichte“ (13, 1), wo das erste lange als zwei Kürzen gemessen wird, wogegen zwei Verse weiter in flächsene gleichfalls absichtlich die Mittelsilbe lang ist. Den Anfang des Anapästes bilden zuweilen, aber meist launig, zwei kurze Endsilben, so von romantische, lyrischen, barbarischem, gewappnete (13, 6. 19, 5. 7. 23, 3). Auch meine

*) Vgl. die Nachweisungen über unser Märchen (es ist das fünfzigste) im dritten Bande dieser Märchensammlung S. 80.

und eine stehen ein paarmal (12, 7.* 13, 7, 24, 4) im Anfange des Anapästes. Verfehlt ist Götzingers Bemerkung der Dichter habe den Ton und Tanz der ältern deutschen Poesie, die nur nach Hebungen gezählt, gut getroffen, wofür er beispielsweise Str. 2 anführt; denn Anapäste hat Uhland sehr häufig statt der Jamben, ohne Rücksicht auf die altdeutsche Dichtung. Er bediente sich dieser Freiheit mit Geschick, wogegen er den trochäischen Gebrauch des Jambus, wie 5, 7. 7, 3. 19, 6. 23, 5, eben nur aus Noth nach allgemeiner Sitte sich gestattete. Der ganze Ton der Darstellung ist einfach und frisch, aus der Volksdichtung ist nur das dreimalige thät (Str. 14, 1. 20, 1. 25, 3) genommen.

Wie meist bei der Deutung allegorischer Dichtungen, so hat man auch hier das Verständniß dadurch getrübt, daß man alle einzelnen Züge, auch solche, welcher der Dichter zur anschaulichen Belebung der Handlung bedurfte, auf besondere Verhältnisse, zum Theil auf Personen, beziehen zu müssen glaubte. Es ist eben kein Beweis ästhetischer Einsicht, wenn ein Dichter alle Züge einer Allegorie bis zum einzelsten bedeutsam macht, so daß sie außer dem, was sie wirklich besagen, noch einen Nebensinn

*) Ein Versehen ist es, wenn R. M. Werner in seiner Behandlung des Hiatus bei Uhland (im Anzeiger für deutsches Alterthum 1888 S. 171) behauptet, dieser habe mein' gelesen, „da sonst im ganzen Gedicht nur einsilbiger Auftakt erscheint.“ Aus meiner genauen Angabe konnte er das Gegentheil ersehen. In Klein Roland 69, 20, 2 nimmt er mit Recht keinen Anstoß an Meine Augen, weil — „meine zweisilbiger Auftakt“ ist, wogegen er in einem gleichzeitigen Liebe Dein' (statt Deine) Augen schreiben, ja grün' (statt grüne) Erd', heilig' (statt heilige) Erde, treuest' (statt treuste) aller, grünest' (statt grünste) Alpenthal, offen' (statt offne) Arme, verglühet' (statt verglühte) Uhland aufzwingen will. Er verkannte, daß Uhland auch später in eng zusammengehörenden Worten, wie grüne Alpe, träge Erde, ihre Augen keinen Hiatus fand.

haben; dadurch entstehen nur allegorische Gliederpuppen. Uhland war es darum zu thun, die Wiederkehr einer frischen Naturpoesie nach den dürren Zeiten einer in den Banden steifer Gelehrsamkeit und zopfiger Nachahmung gehenden Dichterei mit lebendiger Freude zu schildern, wozu er sich der Sage vom Dornröschen bediente, die er in heiterster Ausführung darstellte. Anstoß könnte man daran nehmen wollen, daß er gleich im Anfange das Märchen als Allegorie durch die Behauptung einführt, ihm sei es zuerst aufgegangen, wer das Fräulein gewesen, daß unter ihm eben die deutsche Poesie gemeint sei, wonach denn Str. 12 die ihr feindliche Alte sich selbst als Stubenpoesie bezeichnet. Auch in Str. 28, besonders aber in der Schilderung des allgemein dem Fräulein gewidmeten Dienstes (Str. 7—9) erscheint die Poesie geradezu an der Stelle Dornröschens, wie auch die spinnende Stubenpoesie als solche Str. 13 näher bezeichnet wird, während sonst der allegorische Charakter vor der lebensvollen Schilderung der Schicksale Dornröschens zurücktritt. Aber die Auflösung der Allegorie findet darin ihre völlige Berechtigung, daß der Dichter mit der Freude über das Wiedererwachen der deutschen Dichtung beginnt, die er in dem bekannten Märchen vorgedeutet sieht. Welche Zeit Uhland unter Dornröschens glücklichem Leben, den Blütentagen deutscher Dichtung, sich denkt, ist eben so unzweifelhaft als die von ihrem Wiedererwachen, dem Wiederaufleben deutschen Dichtergeistes, ja es bedürfte hierzu kaum der Hinweisung auf die vierhundert Jahre (Str. 3. 18), die aus den hundert des Märchens geworden sind*), um es für gewiß zu halten, daß die Blüte mit der Hohenstaufenzeit aufhörte,

*) Freilich spricht Uhland Str. 1, 4 auch bei der alten Sage (Kunde) von „manch hundert Jahren“.

die Wiedererweckung gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann. War auch Uhland Romantiker, so konnte er doch unmöglich den Aufschwung der deutschen Dichtung durch Klopstock, Lessing, Herder, den begeisterten Propheten des Volksgeistes, und vor allem Goethe verkennen, der mit Schiller eine neue Kunstblüte schuf, konnte unmöglich die Romantiker als die ersten Wiedererwecker deutschen Geistes preisen und demnach, wie Götzinger will, in dem Königssohne Tieck feiern. Wie hoch er Goethe stellte, haben wir gesehen (vgl. S. 3. 33), und auch Schiller war ihm ein „Held" der Dichtung (vgl. S. 26). Wenn er sich selbst zu den Romantikern bekannte, so waren diese nichts weniger als ausgesprochene Gegner Goethes. Nur gegen die einseitig die Romantiker bekämpfenden Mittelmäßigkeiten, die eine schwache Nachahmung der neuern klassischen Dichtung auf ihr Panier geschrieben hatten, war Uhland erbittert, und so verspottet er hier Str. 19 den von uns mehrfach genannten Weisser (vgl. S. 19. 52. 284), den er als Spindelmann den Rezensenten (vgl. S. 54), später als „Hermelin der alten Schule" (vgl. S. 63) aufzog, dem er jedes reine Gefühl für die Schönheit der Natur, jede herzliche Innigkeit, jeden Gesang aus voller Brust absprach, welche gerade den echten Dichter machen. Wenn Weisser unter dem Spitznamen Spindelmann auch hier erscheint, so steht derselbe doch in keiner Beziehung zur Spindel unseres Märchens, er deutet auf die geistige Dürre des Bekämpfers der Romantiker, wie man von Spindelbeinen spricht, spindeldünn, spindeldürr braucht. Hier dient er dem Dichter zu seinem Zwecke, da von der Spindel alles Unglück kommt.

Nach der frisch lebendigen Verkündigung, daß Dornröschen niemand anders als die deutsche Poesie sei, wird (Str. 2 f.) das

Angebinde der beiden Feen in glücklicher Anlehnung an die Volkssage ausgeführt, in gleicher Weise das Verbot des Königs (Str. 4). Ausführlich ist Str. 5 die ganze ungewohnte Erziehung des Fräuleins in der schönen, freien Natur, im heitern Zusammenleben mit lustigen Gespielen beschrieben, um die lebendige Naturentwicklung im Gegensatze zu dem verkümmernden Stubenleben darzustellen.*) Str. 6 schildert sie als schöne, züchtige, schlichte, deutsche Jungfrau, die auch in aller Arbeit erfahren gewesen, mit Ausnahme der Arbeiten der Spindel, da man aus Furcht vor dem ihr gedrohten Tode alle Spindeln von ihr fern hielt. Deshalb durfte Götzinger in der Spindel nicht ein Sinnbild der „Gelahrtheit“ sehn. Daß sie, die im Freien erzogen worden, doch in allen häuslichen Arbeiten erfahren ist, fällt auf, da von ihrer häuslichen Erziehung gar nichts gesagt worden; aber die Erziehung der Jungfrau ist eben übergangen, weil diese kein Gegenbild in der Poesie fand.**) Str. 7—9 bezeichnen, wie die Dichtung damals überall in hohen Ehren und schönster Pflege gestanden. Die beiden ersten Strophen führen den höfischen Gesang weiter aus, wobei zwei Hauptvertreter des epischen Liedes genannt werden.**) Daß die Ritter zugleich Sänger

*) Irrig denkt Götzinger bei nicht in dumpfer Kammern Mitte an den Gegensatz des Klosters, vielmehr stehen diesem die in mittelalterlicher Dichtung so beliebten Rosengärten und der frische, kühle Wald entgegen. Freilich ist noch sonst wo Spindeln sind etwas sonderbar. — Bei dem freien kühnen Spiel sind wilde Jugendspiele gemeint, am wenigsten ist mit Götzinger daran zu denken, daß die deutsche Poesie, wie die provencalische, als „fröhliche Kunst“ betrachtet wurde. **) Frau für Jungfrau fällt etwas auf. In der Stelle des Nibelungenliedes, die wohl vorschwebt (2), steht: „si wart ein schoene wip“, aber dieses kennt auch denselben Gebrauch von vrouwe. ***) Beide erscheinen in dem Liede vom Wartburgkriege. Wolfram von Eschenbach hatte sich als einer

waren, hebt Str. 7, 5 hervor; wie sie zum Waffenkampfe bereit und Verehrer der Frauen gewesen, schließt sich Str. 8, 1 ff. an; damit wird auch der Uebergang zum Wettkampfe im Gesange gemacht, wovon der sogenannte Wartburgkrieg das glänzendste Zeugniß ist.*) Als Hauptgegenstände des Sanges werden Verehrung Gottes (Gottesminne), Heldenthaten („von küener recken striten," wie es im Nibelungenliede heißt), Liebe und Lenz (vgl. Ballade 82 Str. 7, 1)**) genannt. Str. 9. Aber der Sang drang auch in das Volk, Bürger und Bauern wurden von der Dichtung ergriffen, der Hirt auf der Alpe und der Bergmann im tiefen Schacht der Erde. Vgl. Ballade 19 Str. 4, 5 ff.***)

Str. 6—17. Die junge Fürstin wird durch den Stich der Spindel in den vierhundertjährigen Schlaf versenkt. Uhland hat die Züge der Sage glücklich benutzt und ausgeführt, besonders

---

der begabtesten Dichter der Minnezeit, dessen Werke noch mächtig zu uns reden, höchsten Ruhm erworben. Heinrich von Ofterdingen, unter dessen Namen Novalis den Helden seines Romans eingeführt hatte, galt damals irrig für den Dichter des Nibelungenliedes, so daß er neben dem Dichter des Parzival eine Stelle zu verdienen schien; heute wird sogar sein Dasein bezweifelt. *) Widerstreit, kühn adverbial gebraucht für im Widerstreit (Wettkampf). Der Dichter denkt sich ein widerstreit im Sinne von widerstreitend, wie widerstrit auch im Mittelhochdeutschen sich findet, das aber in der Bedeutung im Wettstreit gewöhnlich in widerstrit, enwiderstrit, auch zuo, ze widerstrite hat. Uhland hätte hier auch sehr wohl schreiben können: „Und sangen in Widerstreit." **) Blüth, die ältere Form für Blüthe, wie Lessing selbst in Prosa sagt „die kurze Dauer ihrer (der Lilie) Blut" (wo gewöhnlicher Bluft steht). Statt des Lenzes, den die Minnesinger so häufig erheben, wird der Mai genannt. Wie das wiederholte von, so wirkt auch die Alliteration lindem Liebessinn anmuthig. ***) Die Strophe schließt sich unmittelbar an die vorige an. — Der Wiederhall, ihres Gesanges. — Ueber den Wolken. Vgl. Lied 17 Str. 4, 1 f. und das Lied eines Hochwächters (oben S. 8).

aber die Darstellung der Stubenpoesie im Gegensatz zu der frischen, aus voller Seele strömenden freien Dichtung mit heiterer Laune geschildert. Dem Märchen muß man es vergeben, daß die pedantische Stubenpoesie schon lange Jahre gesponnen hat, da doch eigentlich diese nur da eingetreten sein sollte, als das frische Leben der wahren Dichtung aufgehört hatte. Str. 11, 3 f. macht der Dichter selbst sehr unnöthig auf den Widerspruch aufmerksam, daß man trotz des Verbotes aller Spindeln die Alte im eigenen Hause ruhig spinnen ließ. Die Sage erlaubt sich wohl solche Widersprüche, aber sie hervorzuheben muß der Dichter meiden, wenn er nicht eben selbst in sternescher Laune auf das Märchenhafte hindeuten will. Auch der Hervorhebung (Str. 12, 3 f.), daß sie viele Jahre hier gesessen, und immer so gesponnen*), bedurfte es nicht. Launig gibt der Dichter der Stubenpoesie auch eine alte blinde Katze zur trauten Genossin, die mitschnurrt, wobei er sich des nicht bloß im Deutschen den Katzen zugeschriebenen Spinnens (vgl. französisch filer) bedient. Mit noch heitererer Laune wird Str. 13 die Thätigkeit der Alten, der Katze, des Rades und der Spindel ausgeführt. Zuerst gedenkt die Alte der nicht zu Ende gehn wollenden Lehrgedichte, wobei der auf die rasche Arbeit deutende beginnende Anapäst lange, lan(ge) launig wirkt, wie bei den Heldengedichten die Längung der kurzen Mittelsilbe des an sich schon auf die Schwäche hindeutenden flächsene malerisch wirkt.**) Für die jammervollen

---

*) Wandellos, Gegensatz von wandelbar. Sie hat nie Lust an Veränderung gehabt, die der Jugend eigen ist. **) Schnellerweis'. Schneller heißen in Schwaben und in der Schweiz die Stränge oder Strähne des abgehaspelten, abgeweiften Garnes; auf einen Schneller gehen 1000 Fäden. Vgl. Goethes Faust II, 781 ff. Wanderjahre III, 5.

Tragödien sorgt die mauende*) Katze, wie das schnurrende Rad für lyrischen Schwung (wobei der Anapäst und die Alliteration bezeichnend ist), die tanzende Spindel für die Komödien (mit glücklicher Verwendung des Anapästes in meine Spindel und der Alliteration in Spindel spielt). Man darf in dieser launigen Schilderung der ganz pedantisch gewordenen Dichtkunst nicht einzelne Beziehungen ängstlich aufsuchen, am wenigsten sie mit Foß auf Hans Sachs deuten, den Uhland bei aller Hausbackenheit besser zu würdigen wußte. Glücklich hat der Dichter die Alte zuletzt der Spindel gedenken lassen**), wodurch die Prinzessin, der die ihr drohende Weissagung bekannt geworden war, in solchen Schrecken gesetzt wird, daß sie entfliehen will, aber sie fällt an der von Alter morschen Schwelle nieder und die vom Rade bewegte verhängnißvolle Spindel verfolgt und sticht sie.***) Das Eintreten des Schlafes wird in Uhlands Weise übergangen, nur erwähnt, daß man das Fräulein, wie die Fürstin hier wieder heißt, dort am Morgen in unerwecklichem Schlafe traf. Dabei muß man es dem Märchen verzeihen, wenn es nicht sagt, wie es gekommen, daß man sie endlich bei der Alten gesucht, daß man diese nicht wegen des Vorfalls befragt. An die Beschreibung, wie man die Fürstin im Rittersal kostbar gebettet, schließt sich die des allgemeinen Schlafes, welche im Volksmärchen viel drastischer, bis zu den Fliegen an der Wand, aus-

*) Gewöhnlich ist miauen, wie der I-laut in allen neuern Sprachen sich zeigt, auch wohl in der Benennung Mieze (minon), aber man sagt auch mauzen, maunzen, mautern. **) man sprach, sie reden hörte. — Spindeln, obgleich nur einer Spindel gedacht war, aber sie fürchtet sich vor allen Spindeln. ***) Das Fallen ist Folge der Eile und des Schreckens. Jach, wie jäh, hat die Bedeutung des Abschüssigen, wie steil das Aufsteigen bezeichnet; es deutet hier auf das Hinabfallen in die Tiefe.

geführt wird. Daß alle eingeschlafen sind, wird hier kurz angedeutet, besonders nur der Sänger gedacht, die zuerst schläfrig werden und die Saiten, die, weil sie das Unglück bedauern, nur bang klingen, schwach rühren, dann ganz einschlafen. Dagegen spinnt die Alte immer fort, und im Schlosse, um und über demselben gestaltet sich alles ihrem traurigen Wesen gemäß, wobei der Dichter sich glücklich der Bilder vom Weben und Spinnen bedient. In den Zimmern selbst weben jetzt überall Spinnen, der ganze Prachtbau wird von Hecken und Ranken umwoben*) und selbst der Himmel darüber sieht düster darauf herab. Die Sage ist hier glücklich gewandt und zugleich das zunächstfolgende (Str. 18—20) eingeleitet.

18—26. Die Befreiung der Prinzessin und die Herstellung der echten deutschen Poesie, neben der die alte Stubenpoesie sich nicht mehr zu halten vermag. Wenn auch bei dem Königssohne besonders Goethe, der hervorragendste deutsche Dichter, den Uhland später in der Münstersage (Ballade 52) feierte, der aber auch schon dem jungen Dichter als Meister der neuen deutschen Dichtung erschien, vorgeschwebt haben mag, sein Königssohn**) ist nichts weniger als ein persönliches Abbild Goethes, er ist eben nur der Wiedererwecker der freien, aus voller Seele fließenden deutschen Dichtung.***) Noch weniger geht es an mit Foß unter den drei Jägern, die ihm den Weg zum Schlosse mit dem Degen frei

*) Die Bezeichnung ist nicht recht anschaulich. Die Hecken müssen aus dem Boden hervorwachsen und bis zu den Zinnen epheuartig heranwachsen. Str. 19, 6 ist von einem hohen Walde die Rede, der vor dem Eingangsthore des Schlosses und im Vorhofe (Str. 22, 2) sich findet. **) Uhland braucht gewöhnlich Königssohn (vgl. Ballade 21. 81), Prinz steht nur Str. 19, 3. 27, 4. ***) Str. 18, 4 verschuldet der Reimzwang, obgleich das Königsschloß nicht erwähnt ist, davon, wo man hinein erwartet.

machen, Klopstock, Lessing und Herder zu verstehn. Sie sind eben so unallegorisch, wie die vor dem Säulenthore schlafenden riesenhaften Hellebardiere, an die selbst Foß sich nicht gewagt hat; sie erinnern eben nur an die bekannten Sagen von verzauberten Schlössern. Der Königssohn sollte sich nicht allein den Weg frei machen, seine Begleitung mußte ihm helfen; denn unter sie ist er mitbegriffen, wie auch Str. 21, 5. 22, 6 unter den Jägern. Wirklich allegorisch ist der hier den Königssohn vor dem Betreten des Schlosses warnende Spindelmann, der Gegner der romantischen Poesie, ein echter Stubendichter, dem es vor der wahren Dichtung graut, und der deshalb von Menschenfressern im Schlosse faselt, in der Weise von Oberons gutem Scherasmin.*) Als sie zum Schlosse durchgedrungen, sehen sie das Thor offen, die Brücke gesenkt, aber auch im Hofe finden sie wieder dichten Wald, nur herrscht hier Leben: ein Hirsch springt ihnen daraus entgegen und allerlei Vögel singen auf den Bäumen. Es ist nicht daran zu denken, daß diese erst durch den Eintritt des Königssohnes aufgeweckt worden, nein in diesem durchaus nicht wilden Walde war immer frisches Leben, nur war er durch jenen verwilderten Wald von außen versperrt. Aus dem Hofe dringen sie furchtlos zum Säulenthore des Schlosses, durch welches sie über die den Weg versperrenden beiden Schläfer in den großen Sal treten, wo Ritter und Damen eingeschlafen ruhen, was in Str. 16 absichtlich nicht beschrieben worden, und in der Mitte die Fürstin. Auch hier spukt wieder leidige Alle-

---

*) Das Grausen drückt sich auch in dem anapästischen „(roman)tische Men(schenfresser)“ und (barba)rischem Mes(ser) aus. — Die Gnade, um die er bittet, ist, daß der Prinz ihn anhöre. Um Gnade (bitte ich), wie Thümmel sagt: „Ein Wort nur zur Gnade.“

goriesucht. Die Damen, die in den Nischen, natürlich auf den dort stehenden Bänken, eingeschlafen ruhen, sind offenbar die Hofdamen, die „gewappneten Ritter mit goldnem Saitenspiel“ (vgl. Str. 7, 5), die gleichfalls in Nischen sitzen (Str. 26, 5), die eingeschlafenen Sänger (Str. 16, 5 f.). Foß phantasirt hier vom blonden Konradin, von Goethes Götz, Sickingen, Selbitz, Egmont, Frau Venus und Frau Minne; Götzinger fabelt von Chriemhild und Gudrun. Nachdem der Königssohn durch seinen Kuß die Fürstin erweckt hat, kehren auch alle übrigen ins Leben zurück.

Str. 27—29. Daß der deutschen Dichtung frisches Leben zurückgekehrt, wird mit Anlehnung an das allegorische Märchen geschildert. Dieser herrliche Morgen, in welchem der Königssohn ausritt, hat uns den Mai, die Blütenzeit des Liedes*), gebracht, die freie Dichtung ist wieder in die Welt getreten. Dies wird allegorisch Str. 27, 3—28, 8 ausgeführt. Der Prinz trat nun aus dem dunkeln Walde, welcher das Schloß der Prinzessin von der Außenwelt geschieden hatte, mit dieser hervor; ihnen folgten die miterweckten Sänger.**) Da wurden die Thäler froh belebt vom neuerstandenen Sange und jedes empfindende Herz***) jubelte dem neuen Tage der wiederge-

*) So muß Mai hier offenbar verstanden werden, obgleich auch in einer Mainacht die Fürstin in den Schlaf gesunken war (Str. 10, 1) und die Erlösung gerade nach vierhundert Jahren erfolgt. Vom Monat ist hier nicht die Rede sondern von der neuen Blüthezeit, die nach der Entzauberung begonnen. — Roth und golden. Roth wird durch golden näher bestimmt. Vgl. Str. 28, 6 diese goldne Früh'. **) Hier tritt das Präsens ein zur lebhaften Schilderung der neuen Zeit. Aehnlich Str. 26. ***) Einen Jugendfunken. „Die jugendliche Frische, die Reinheit, die Heiligkeit des Gefühls“, schrieb Uhland im Dezember 1810, „ist nur wenigen Jahren oder gar Monden der Jugend eigen.“

wonnenen deutschen Dichtung entgegen. Hier springt die allegorische Darstellung plötzlich in die Wirklichkeit über. Die Schlußstrophe gedenkt im Gegensatze zu diesem neuen frohen Leben noch der Stubenpoesie, die, vom Schlage gerührt, sich kaum mehr rühren kann, wobei auch des völligen Verfalles ihres alten Kämmerleins gedacht wird, und sie endet mit dem launigen übermüthigen Herzenswunsche, daß diese nie mehr erscheinen möge. Weder Foß noch Götzinger haben die Beziehung von Str. 28, 1 f. erkannt. Letzterer schweigt, Foß hält sich nur in Allgemeinheiten: nach und durch die Erlösung sei die Poesie eine bewußte geworden, eine herrliche Frau, die nicht mehr in ihrem unbewußten Dahinleben uns entzücke, und dieser habe alles entgegengejubelt. Damit ist eben nichts zur Erklärung gesagt. Die wahre Dichtung ist zurückgekehrt, die todte Verselei, die sie so lange überwuchert hatte, auf immer überwunden. In dieser selbstbewußten heitern Abfertigung der Stubenpoesie und ihres Spindelmannes erhält das Gedicht erst seinen vollen Abschluß.

Druck von Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

79.

XXXIV. Einleitung zu Dichtung und Wahrheit.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag
(Ernst Hoppe).
1881.

Goethes
Dichtung und Wahrheit.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Erster Theil: Einleitung.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag
(Ernst Hoppe).
1881.

Es war mein Hauptbestreben, das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken.

Vorwort.

Mit den Heften über Dichtung und Wahrheit oder, wie der Dichter später die vier Theile „aus seinem Leben" wieder genannt wissen wollte, Wahrheit und Dichtung schließe ich die vor siebenundzwanzig Jahren begonnenen Erläuterungen zu Goethes Werken. Trotz aller persönlichen und sachlichen Gegner haben meine in mehrfachen starken Auflagen verbreiteten Hefte zu dem lebendigern Verständnisse von Goethes Hauptdichtungen wesentlich beigetragen. Die Erläuterungen setzen die äußere Kenntniß der Werke voraus, in deren inneres Leben sie einführen sollen; die Einzelerklärung ist bestimmt, die wiederholte Lesung zu begleiten: nur so ist es möglich, daß das Ganze, bis in den einzelsten Ausdruck durchsichtig, in reiner Klarheit vor die Seele das Lesers tritt. Wer den Zweck will, soll auch die Mittel wollen: ein wirkliches Verständniß liegt nur auf diesem Wege, dessen Mühen der Erfolg reichlich lohnt, wenn man nicht, was freilich viel leichter, nach dem ersten flachen Eindruck oder gar nach fremden Mißurtheilen über die aus tiefer Seele und reiner Kunsteinsicht geflossenen Dichtwerke rasch abzuurtheilen sich erdreistet. Natürlich

müssen die Erläuterungen selbst noch schlimmer als der Dichter wegkommen, wenn sie solchem Dünkel begegnen, gegen dessen leichtfertige Entstellung wie gegen den Hohn und die Verleumdung völlig Unkundiger, welche mit ehrlicher Arbeit und erfolgreichem Wirken, ja mit der Wahrheit selbst gewissenlos spielen, jedes Wort der Abwehr zu viel.

Dichtung und Wahrheit gehört zu den am alleroberflächlichsten gelesenen Werken. Meist sucht man darin nur stoffliche Unterhaltung und leichte Befriedigung einer Neugierde, die des Dichters Erzählung zur Beschuldigung gegen ihn selbst ausbeuten möchte, wobei man kaum an einzelnen Prachtjuwelen der Darstellung Herzensfreude findet; von der Absicht des Dichters, das Bild seiner Jugendentwicklung, wie es sich ihm aus schwankender Erinnerung, aus Resten von Tagebüchern und andern Aufzeichnungen, aus Mittheilungen Befreundeter, aus dem Zurückgehen auf die Geschichte der Zeit, des sittlichen, literarischen und staatlichen Lebens, endlich aus langjähriger treuer Selbstbeobachtung vor seinem Geiste gestaltet hat, der theilnehmenden Mit- und Nachwelt darzustellen, ist kaum die Rede. Und wer achtet auf die liebenswürdige, sich nicht eitel bespiegelnde, sondern die Entwicklung der geistigen Eigenthümlichkeit mit dem reinen Antheil eines Naturforschers gebende Offenheit, durch welche Goethes Werk hoch über Rousseaus und Alfieris Selbstgeständnissen steht, wer denkt an die künstlerische Vollendung, die er seiner Darstellung zu verleihen gesucht, wer an den Reichthum gereifster Lebenserfahrung, die der sich freundlich mittheilende Dichter und Weise uns eröffnet! Goethes Dichtung und Wahrheit will nicht rasch durchlaufen und gierig verschlungen, sie will als eine tief durchdachte, rein gefühlte Darstellung mit voller

Seele aufgefaßt sein. Dazu aber bedarf es einer genau auf alles eingehenden Betrachtung, die den Fortschritten der Entwicklung sorgsam nachgeht, die künstlerische Verknüpfung und berechnete Gruppirung erkennt, die zahlreichen Schwierigkeiten der oft überreich zufließenden Gedanken löst und das Ganze als die gelungene Schilderung eines großartigen Naturphänomens begreift. Bedeutendes Verdienst hat sich von Loeper um die Zusammenstellung des sonst über das Leben des Dichters vorliegenden Stoffes und der darüber angestellten Untersuchungen, um die Berichtigung einzelner Angaben und die Nachweisung mancher Beziehungen erworben: aber eine knapp sich an die Sache haltende, gleichmäßig alle Schwierigkeiten von Schritt zu Schritt erörternde Erklärung lassen auch seine breit sich ergehenden, keineswegs überall genau gearbeiteten Anmerkungen vermissen, und manches Sachliche mußte er troß aller Mühe auf sich beruhen lassen. Durch die Zuvorkommenheit von Reinhold Köhler in Weimar und Wilhelm Vollmer in Stuttgart, die ich immer wieder zu rühmen habe, wurde mir die Benutzung mancher höchst bedeutenden neuen Quelle zur Geschichte der Entstehung von Dichtung und Wahrheit möglich. Einzelne erfolgreiche Nachforschungen stellte auf meine Bitte Ernst Kelchner in Frankfurt an, dem ich hiermit auch öffentlich meinen Dank abstatte. Anderes Neue konnte ich selbst geben. Vor allem suchte ich die künstlerische Komposition ins Licht zu setzen, auf alle einzelne Schwierigkeiten hinzudeuten und sie zu lösen, und dem hochbedeutenden Werke, das freilich nicht von allen Flecken rein ist, in jeder Weise gerecht zu werden. Den Uebelstand, daß ich nicht auf die Seiten eines bestimmten Abdruckes verweisen durfte, habe ich durch die Zerlegung der einzelnen Bücher in ihre Abschnitte und passende Absätze abzuhelfen gesucht. Zu leichterer

Wiederkunft, welche den Gedanken, daß Natur und Kunst sich beim Dichter vereinigen müssen, zu sinnlich belebter Darstellung bringen sollte. Die zu Jena im November 1807 begonnene Ausführung wurde durch das Sonettenfieber gestört, in welches Zacharias Werner ihn und andere Dichter Jenas versetzt. Faust war vor der karlsbader Reise des folgenden Jahres abgeschlossen, und der Dichter so von der Last befreit, die ihm seine neue Ausgabe gemacht. Während der Kurzeit, welche ihm der heitere Kreis der Familie Ziegesar in Karlsbad und Franzensbrunn freundlich belebte, förderte er Pandoras Wiederkunft, aber lebhafter zogen ihn die Wahlverwandtschaften an, die sich aus einer kleinen für die Wanderjahre bestimmten Erzählung zu einem Romane von tiefster Tragik erweiterten, in dem so manche Schmerzen seiner eigenen schweren Entsagung nachzitterten.

Als Goethe am 22. Juni seinem Freunde Zelter das Erscheinen der letzten acht Bände der Werke in Aussicht stellte, schrieb er: „Die Fragmente eines ganzen Lebens nehmen sich freilich wunderlich und inkohärent genug nebeneinander aus; deswegen die Recensenten in einer gar eigenen Verlegenheit sind, wenn sie, mit gutem oder bösem Willen, das Zusammengedruckte als ein Zusammengehöriges betrachten wollen: der freundschaftliche Sinn weiß diese Bruchstücke am besten zu beleben.“ Nichts konnte ihm da näher liegen als für den engern und weitern Leserkreis, für Wohl- und Mißwollende, wie sehr er auch wußte, daß Widerwille und Neid sich nicht belehren lassen, durch Mittheilungen über sein eigenes Leben, dessen wechselnde Lagen und Stimmungen diese so verschiedenartigen Früchte gezeitigt, ihre Entstehung ins Licht zu setzen und eine gerechte Würdigung zu erleichtern, wobei er auch schon die Absicht haben mochte, über einige nicht auf-

genommene oder bloß begonnene Werke zu berichten. Von einzelnen Seiten, besonders von dem Ziegesarschen Kreise und der liebenswürdigen Pauline Gotter, die länger als dieser in Karlsbad blieb, mochte ihm das Verlangen geäußert worden sein, nähere Kunde über sein Leben von ihm selbst zu erhalten. Wir wissen aus Riemers Bericht (Mittheilungen II, 611), daß ihm an seinem diesmaligen Geburtstag „auf dessen Ermunterung, seine Konfessionen zu schreiben, der Gedanke zu seiner Biographie gekommen“, an die er im nächsten Jahre gehn wollte. Dieses kann doch nur heißen, daß er auf mehrfache Anregung von Riemers Seite endlich an seinem Geburtstag, an welchem er von Jugend an etwas Bedeutendes zu thun liebte, sich dazu entschlossen habe.

Ueber die Forderungen an eine eigene Lebensbeschreibung hatte er sich schon im Februar 1806, bei Gelegenheit der von Johannes Müller gelieferten, in der jenaischen Literaturzeitung eingehend ausgesprochen. Sollten Gelehrte (unter welchem Namen er alle begreife, die sich dem Wissen, der Wissenschaft und den Künsten widmen), die über vierzig oder fünfzig Jahre alt seien und wirkten, ihr Leben beschreiben, so rathe er ihnen diejenige Art der Geschichtschreibung an, die auch das einzelne unnachläßlich überliefere; denn außerdem, daß man sich gerade um das Nächstvorhergehende am wenigsten bekümmere, sei unsere Zeit so reich an Thaten, so entschieden an besonderm Streben, daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich schreibe, kaum einen Begriff von dem habe, was vor dreißig oder vierzig Jahren eigentlich gewesen, weshalb alles, was in eines Menschen Leben sich dorther schreibe oder dorthin beziehe, aufs neue gegeben werden müsse. Die ihr eigenes Leben beschreibenden Gelehrten oder Künstler müßten eine doppelte Pflicht stets vor Augen

haben, „nicht zu verschweigen, was von außen, es sei nun als Person oder Begebenheit, auf sie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu stellen, was sie selbst geleistet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluß mit Behaglichkeit zu sprechen, die dadurch gewonnenen schönsten Stunden ihres Lebens zu bezeichnen und ihre Leser gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu versetzen“. An Müllers Skizze seines Lebens rühmte er, daß dieser sich so liebenswürdig des großen Vortheils des Selbstbiographen bedient, gute, wackere, jedoch für die Welt im großen unbedeutende Menschen, Eltern, Lehrer, Verwandte, Gespielen, namentlich vorzuführen und ins Gefolge seines bedeutenden Daseins mit aufzunehmen. Auch trete das Bild schon gekannter außerordentlicher Naturen bei den einzelnen Zügen, in welchen sie in Beziehung zu ihm erschienen, um so lebhafter vor die Erinnerung. Dagegen tadelte er, daß Müller sich zu isolirt dargestellt, die Wirkung großer Weltbegebenheiten auf sein so empfängliches Gemüth nicht genugsam ausgedrückt, nicht weniger, daß er nicht genug als ein außerordentlicher, auf das Publikum und die Welt wirkender Mensch erscheine. In alle freien schriftlichen Darstellungen gehöre Wahrheit in Bezug auf den Gegenstand und auf das Gefühl des Darstellenden; wer einen Schriftsteller, der sich und die Sache fühle, nicht lesen möge, dürfe überhaupt das Beste ungelesen lassen.

Einen frischen Antrieb, den Deutschen von seinem Leben nähere Kunde zu geben, bot ihm der außerordentliche Absatz, den die neue Ausgabe seiner Werke fand. Cotta veranstaltete in demselben Herbst einen neuen Abdruck, wofür er bereits am 27. August Goethe freiwillig, da er das Recht auf fünf Jahre sich erworben, eine kleine Nachzahlung machte. Doch bei seiner Rück-

kehr nach Weimar erschütterte den Dichter die Kunde von dem am 13. September unerwartet rasch erfolgten Tode seiner Mutter, von der er noch manches über seine Jugendzeit zu erkunden gehofft hatte. Dann nahm Napoleons Besuch in Erfurt und Weimar ihn sehr in Anspruch. Im Winter war er äußerst angegriffen; ein im Frühjahr erfolgender Anfall seines alten, seit einem Jahr geschwundenen Uebels schwächte ihn so sehr, daß er im Sommer nur mit Mühe die seine Seele erfüllenden Wahlverwandtschaften zu Ende führen konnte. Der Abschluß seiner Farbenlehre lag ihm jetzt im Sinne. Konnte er demnach auch zunächst noch nicht an die Ausführung seines Lebens gehn, so begann er doch schon mit den Vorarbeiten dazu. Vor dem Schlusse des Jahres 1809 heftete er sich einige Bogen in klein Oktav zusammen; jedes Blatt derselben bestimmte er für eines der von 1742 an verflossenen Jahre, um darauf einzelne Erinnerungen aus der Geschichte und seinem eigenen Leben aufzuzeichnen. Er schloß das Jahr 1809 mit der Erwähnung dieses seines biographischen Schemas, wie er sehr uneigentlich seine rasch hingeworfenen Erinnerungen nannte.*) Damals muß er noch

*) Goedeke gab die ersten Mittheilungen daraus in der Zeitung für Norddeutschland in der zweiten Ausgabe vom 28. August 1849. Später hat er, ohne der äußern Beschaffenheit dieses Entwurfes zu gedenken, ihn vollständig in seinem Grundriß S. 874 ff. abdrucken lassen. Leider fehlt hier jede Unterscheidung von Goethes frühern und spätern Eintragungen. Die Handschrift, jetzt im Besitze des Bankdirektors Dr. Steiner in Stuttgart, hat 76 meist beschriebene Blätter, auf deren Vorderseite die Jahrszahl, auf der ersten 1742, steht, dann folgen vier unbeschriebene und auf einer Seite mehrere angemerkte Fragen von seiner und Riemers Hand. Wir verdanken die Mittheilung einer genauen Abschrift, aus der sich manche Irrthümer Goedekes ergeben, der stets bereiten Güte von W. Vollmer. Goethe hat manches nachgetragen, einzelnes

sein Leben bis zur Gegenwart mehr oder weniger eingehend zu skizziren gedacht haben. Er beginnt mit dem Jahre 1742, in welchem sein Vater von dem in Frankfurt weilenden Kaiser Karl VII. zum kaiserlichen Rath ernannt worden war; sodann wird drei Jahre später des Kaisers Tod und die Krönung von Franz I., 1747 der aachener Friede erwähnt, 1748 der Heirat der Eltern und in dem nächsten Jahre seiner eigenen Geburt gedacht. Auch in den folgenden Jahren wird von seinen persönlichen Verhältnissen nichts erwähnt (nachträglich ist 1754 in lateinischer Schrift Inoculation, 1756 Hagelwetter mit Bleistift von Goethe eingetragen, aber später durchstrichen), sonst nur geschichtliche und literarhistorische Andeutungen gegeben. 1751 ist Klopstocks Messias erwähnt, dessen erste Bände 1756 erschienen seien, 1752 der Brief Klopstocks vom 9. April aus dem Morgenblatt 1809 Nro. 311 mit der Bemerkung: „Gefühl persönlicher Würde des Dichters“ angeführt. Durch Versehen ist unter das Jahr 1750 die wohl 1760 gehörende Angabe gerathen: „Roman in mehreren Sprachen“, dann (wir bezeichnen den Schluß der Zeilen durch Striche) „Einleitung | Englisch | Judendeutsch“. Bisher ist alles mit deutschen Buchstaben geschrieben; hier zum erstenmal ist lateinische Schrift bei den folgenden Worten „Hebräisch. Alter Rector“ angewandt. Entschieden tritt lateinische Schrift erst 1763 ein; ihr Gebrauch in den Jahren 1751 bis 1755 und 1760 könnte auf späterer Eintragung beruhen. Die Bemerkungen über Voltaire in den Jahren 1753 und 1754 sind lateinisch; die letztere beginnt auf der Rückseite des Blattes, so daß sie auf der zweiten Hälfte des folgenden fortgesetzt werden mußte. Unter 1753 ist Voltaires

---

durch Riemer eintragen lassen. Bei einer spätern Durchsicht hat er selbst mit Bleistift einiges hinzugesetzt.

Durchreise durch Frankfurt, sein Aufenthalt in Gotha, dann die **Annales de l'Empire** erwähnt, 1754 sein Beweis: **Chaque siècle a eu sa marotte,** aus seinem Briefe vom 5. Januar 1759. Unter 1755 war ursprünglich mit deutschen Buchstaben nur eingetragen „Erdbeben in Lissabon", dann mit lateinischen: „Großer Effect in der kultivirten Welt | Voltaire und Rousseau über dieses Naturereigniß", und darunter „Jesuiten in Paraguay". Auf der Rückseite steht, mit deutscher Schrift: „Ausbreitung der französischen Sprache und Cultur | Zusammendrängen der deutschen | Expansion der letztern." Hinter Cultur ist nachgetragen: „Ursachen früher in der Dipl[omatie] an der Stelle der lateinischen | allgemeine Communikation | Aufhebung der deutschen Dialekte". 1756 steht: „Anfang des siebenjährigen Krieges. 29. Aug. | Winterisches [während des Winters] Kriegszaudern"; zwischen den weitauseinanderstehenden Eintragungen in deutscher Schrift findet sich in lateinischer [mit Bleistift] „Hagelwetter", am Schlusse (mit Dinte) „Controvers". 1757 lesen wir (deutsch): „6. Mai. Schlacht bei Prag. 18. Juni Schlacht bei Collin", [lateinisch nach einem Zwischenraume]: „Manifeste und Gegenmanifeste", [zum Schlusse der Seite lateinisch]: „5. Nov. Schlacht bei Rosbach. 5. Dec. Schlacht bei Leuthen". Zwischen den beiden letzten Schlachten ist mit blässerer Dinte nachgetragen: „Geringschätzung der fr. Nation nach dieser Schlacht [fortgesetzt auf der Rückseite von 1756] und weiterhin in diesem Kriege. Siehe Voltaires Correspondenz der Jahre 55—60 &c." Erst nach dem Beginne der Aufzeichnungen scheint Goethe sich mit Voltaire eifrig beschäftigt zu haben. Vom Verlaufe des siebenjährigen Krieges war ursprünglich nichts weiter angemerkt als das Frankfurt Betreffende unter 1759 [in deutscher Schrift]: „Franzosen in

Frankfurt. Neujahrstag [oberhalb der Zeile den 2. Jan." als Zeitangabe der Ueberrumpelung der Stadt] betr. (betrübt?). Schlacht von Bergen am Charfreitag den 13. April". Ueber sich selbst schrieb er unter dem Jahre 1761 [deutsch]: „Französische Theaterstücke gelesen, besonders die Vorreden, die Entschuldigungen der Autoren, ihre Kontrovers mit dem Publikum. Corneilles Abhandlung über die drei Einheiten. Famose Kritik des Cid. [Hier sind ein paar unlesbare Worte mit Bleistift nachgetragen]. Nach diesem, was ich sowohl in der Ausführung gesehen als auch, was ich hier theoretisch vernahm und mir zu eigen machte, bildete sich in mir der französische, theatralische Typus, nach welchem viele untergegangene Stücke, von den überbliebenen später die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen gebildet worden. Ich fing sogar ein französisches Trauerspiel in Alexandrinern an, das freilich nicht zu Stande kam". Mit Bleistift schrieb er zu anderer Zeit darunter: „Nouvelle Heloise kommt her [aus] ich las sie später." Aber, vielleicht im Winter 1809—10, diktirte er manches Riemer dazu: unter 1758 die Erzählung von seiner ersten Lektüre der deutschen Dichter und die lustige Geschichte von Klopstocks Messias und dem Barbier, unter 1759 das über Thoranes Einquartierung, den Besuch des Theaters und die Bekanntschaft mit Derones [der Name wird zum erstenmal Deronnes geschrieben]. Dies Diktat erstreckt sich bis auf den Anfang des Blattes 1760, wo Goethe mit lateinischer Schrift darunter schrieb: „Zustand in Frankr. | Finanzen | Billets de confession | les Convulsions | [Abtheilungsstrich] La Comedie les Philosophes | [Abtheilungsstrich] Vorher | die Encyclopädie | der Deism | Jesuiten | Jansenisten." Auf dem Blatte 1762 steht von Riemers Hand Goethes Diktat über „Männer, die als

Dilettanten, Kunstkenner, Liebhaber und Sammler, und folglich auch als reiche Leute, Ansehen hatten“ [von Uffenbach und von Häckel], und dann auf zwei eingehefteten, keine Jahrszahl tragenden Blättern, von Riemer geschriebene Angaben über „Männer, die wegen Gelehrsamkeit, mehr aber noch wegen ihres besondern Charakters geschätzt und viel beredet wurden“ [Orth, von Olenschlager, von Reineck, Huisgen]. Unter dem Jahre 1763 wird der hubertsburger Friede verzeichnet; am Schlusse der Seite ist mit Bleistift, ein Jahr zu früh, nachgetragen: „Krönung | Ungeheures | Zurück in die Dichtung.“ Goedeke hat hier unglücklich verlesen: „Ungeheuer zurück in der Dichtk.“, was um so bedauerlicher, als dadurch die Andeutung der Geschichte mit Gretchen, die in „Ungeheures“ nicht zu verkennen, aus dem Schema verschwunden ist. Vgl. Antonios Wort im Tasso (V, 5): „Wenn unser Blick was Ungeheures sieht.“ Aehnlich steht im neunzehnten Buche das Ungeheure. Auf der Rückseite des Blattes schrieb Goethe mit Bleistift: „Abhandlung über die Trag[ödie] | Berliner Bibl[iothek] | Codrus von Croneck | Freigeist Brave“, | [daneben zu den beiden letzten Zeilen] „Nicolais Preis 1756.“ Auf dem Blatte 1764 steht zunächst: „Krönung Joseph des II. | Hubertsburger Friede [die Zeile ist durchstrichen] Klopstocks Salomo“, dann nach einem Zwischenraum mit der Ueberschrift 1765: „Gegen Mich[ael] nach Leipzig | Böhmen den Vorsatz eröffnet | Abmahnung | Juristisches Studium | Schon zu viel wissen.“ Auf der Vorderseite von 1765 liest man: „Gellert | Vertrauen | Behandlung hypochondrisch | Abmahnen von der Poesie | Prose empfohlen | Mad. Böhme | Läßt das, was ich hoch schätzte, nicht gelten | Klärt mich auf | Verachtung [von meiner Seite] des modernen Deutschen | Aber auch alles dessen, was ich gethan. Des Schreibsals von Hause | Bücher“, auf der Rückseite:

„Clodius Kritik|[Zwischenraum] Argumente der Leipziger gegen Fr. II. Größe|Epoche, sich von der Autorität loszusagen|Französch|Englisch, [seitwärts zwischen beiden Zeilen] Gedichte|[Zwischenraum] Clodius Parodie“ |[dann mit Bleistift] „Frühere Parodien|Croneck auf Gottsched|Rosts Epistel.“ Auf der Vorderseite von 1766 finden wir: „Behrisch|Reflection über Neigungen|Wandelbarkeit menschlichen Wesens|Sittliche Sinnlichkeit|Kleine Lieder|Alle aus Anlässen. Behrisch Charakter|Opposition gegen das leipziger Wesen|Bedingung, nichts drucken zu lassen|Belohnung durch Abschr[ift] Breitkopf Komposition“. Die Vorderseite von 1767 bezieht sich, ohne Berücksichtigung der Zeitfolge, auf seine Dichtung: „Alles nach innerer Erfahrung|Selbstbildung durch Verwandl[ung] des Erlebten in ein Bild|[Zwischenraum] Die Laune des Verliebten|Die Mitschuldigen|[Zwischenraum] Druck der Estimation|Außerer Schein|Innere Verbrechen|[Zwischenraum]. In diesem Sinne angefangene Dinge.“ Die Rückseite ist der Kunstbestrebung gewidmet: „Oeser|Wohnung desselben|Heimliches|Tendenz zum Zeichnen|[Zwischenraum] Breitkopfisches Haus|[Zwischenraum] Stock|Kupferstechen|Böse Ausdünstung|Holzschneiden|[Zwischenraum. Mit Bleistift] Dramaturgie Lessings [Zwischenraum] Dresdner Reise.“ Auf der Vorderseite 1768 findet sich zuerst, was gar nicht in dieses Jahr gehört: „Neuer Theaterbau in Leipzig|Vorhang|[Zwischenraum. Mit Bleistift] Winkelm[ann] angekündigt|Winkelm[ann] todt. |[Zwischenraum] Musarion|Einwirkung|[Zwischenraum] Griechen Römer. [Zwischenraum] Kranckheit|Rückkehr.“ 1769 lesen wir: „Krankheits Dauer|Arzt. Mutter|Freundinn.“ [Nachträglich dazu] „Moser. Von Kreuz ꝛc.|Mystic Chemie|Herrenhuthianism.|Arnolds Kirchen und Ketzerg[eschichte] Wiederherstellung|[Zwischenraum] Versuch zu radiren.|Des Übels Ent=

deckung.“ Auf der Vorderseite von 1770 steht: „Strasburg|[Zwischenraum] Schönes Land|Tischgesellschaft|[seitwärts „Juvenile“] Herder|[seitwärts „Salzmann“], Brion|[seitwärts „Lersé Jung“] Lenz?|Zweck die Promotion|Mediciner|Anatomie|Chemie Hospitäler|Acconchement.“ Auf der Rückseite findet sich zunächst mit Bleistift „Homer“, dann: „Deutschheit emergirend|In Straßb. wenig franz. unter uns gesprochen.“ Darauf aber folgt: „Haupt Epochen|Francfurt|Wetzlar Giesen|Coblenz|Rheinruckkehr|Francfurt|Falmer Md. Jacobi|Darmstadt Homburg|Emser Bad|Lavater Basedow|Rheinreise|Ruckkehr|Todt der Klettenb[erg]|Herzog v. Weimar|Knebel Maynz &c.“ Da Goethe somit die vier folgenden Jahre vorwegnahm, so scheint es, er habe hier vorläufig still gestanden. Die Dinte zeigt sich schwärzer als im folgenden Jahre. Dieses beginnt mit der Angabe des Tages der Promotion in Straßburg, worauf es der Rückkehr nach Frankfurt, des dortigen Aufenthaltes und des Besuches in Darmstadt, der Verbindung mit den beiden Schlosser und Merck gedenkt, dann das Leben in Wetzlar andeutet, endlich zu Lotten übergeht und mit der Conception des Werther und des Götz schließt. Nur die letztere gehört in das Ende des Jahres, Werther mehrere Jahre später, wenn auch die leidenschaftliche Liebe zu Lotten den stärksten Antheil daran hat, die, wie der ganze Aufenthalt zu Wetzlar, ins folgende Jahr gehört. Ganz übergangen sind der Besuch von Thalehrenbreitstein, den wir in den Hauptepochen durch Coblenz angedeutet finden, und die Rückkehr nach Frankfurt. Unter dem Jahre 1772 werden zunächst nur dichterische und literarische Arbeiten genannt, auf die es ja besonders ankam: „Werther|[Zwischenraum] Götz von Berlichingen|Selbst- Verlag mit Merck|(Beyspiel von Bode und Lessing) [Zwischenraum] Biblische Cultur|Sendschreiben über

zwey Fragen | Herrenh[utianism] Brief des Pastors", dann auf der Rückseite: „Körperliche Uebungen | Schrittschu laufen." So werden demnach Werther und Götz als in diesem Jahre gedruckt angeführt, da doch der letztere im folgenden Jahre, der erstere 1774 erschien. Auf Götz allein bezieht sich der hier erwähnte und mit dem Verlagsgeschäft von Bode und Lessing verglichene Selbstverlag mit Merck. Das Sendschreiben über zwei Fragen (Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen u. s. w.) wird mit seinen biblischen Forschungen (biblische Kultur), der Brief des Pastors zu *** mit seiner Beziehung zu den Herrenhutern in Verbindung gebracht. Alle auf sein Leben bezüglichen Angaben fehlen im Jahre 1773, das nur des Druckes des Bogens von deutscher Baukunst, der aber schon 1772 erschien, und der beiden im vorigen Jahre genannten Briefe gedenkt; erst mit dem Sommer 1774 treten wieder Lebenserinnerungen hervor. „NB. Reise nach Ems | Lavater. Basedow | [Zwischengeschrieben vor der nächsten Zeile] Coblenz | Reise nach Colln. | Jacobis. Jappach | Düsseldorf. | Ruckreise | Appercu des Mahomets | Plan desselben." Daß der Mahomet in diese Zeit verlegt wird, ist eben so irrig als daß die Jacobis Goethe in Köln begegnet sein sollen. Auf der Rückseite mit Bezug auf die Uebersiedlung nach Weimar, mit blässerer Dinte, und wohl später geschrieben: „Die deutschen Höfe früher | in den 50er Jahren | Gotha Voltaire, der für die Herzoginn das Abregé schreibt | [Nachträglich unten bemerkt: „NB. Bornirtheit dieser Furstinn, daß sie glaubt, das deutsche Reichsverhältniß könnte unter einer solchen Feder an Interesse gewinnen."] Volt. verwünscht die Arbeit. | Briefe | Bareyth 1754 die Schwest[er] Friedrichs." Die Bemerkungen über die deutschen Fürsten werden auf der Vorderseite 1775 fortgesetzt: „Neigung der Fürsten zum

Privatstande|[Abtheilungsstrich] Emmerich Joseph|Dalberg| [von Riemers Hand] Universität zu Erfurt und sonst|[von Goethes Hand] Bückeburg|[von Riemers Hand] Thomas Abt Herder| [wieder von Goethes Hand] Amalia | [Zwischenraum. Mit blässerer Dinte und wohl später geschrieben] October nach Weimar.| Enthusiastische Aufnahme.|Fremde überhaupt gut aufgenommen.| H. Mutter Regierung und Hof. Etwas strebendes im Ganzen." Auf der Rückseite mit Bleistift: „Antagonism|Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild|Die Menge will das Bild wieder zu Stoff erniedrigen|Wirklichkeits Wunsch|Graf Thun*) Faust| Bewußtseyn|Sich dazu zu [unleserlich]|Tuck. es nicht auszusprechen." Goedeke gab „Sich Jug . . . zu . . Tucke." Ich vermuthe, da Vollmer dazu zu entschieden erkennt, „sich dazu zu irritiren", so daß das letzte Wort abgekürzt war. Dem Bewußtsein steht die Tücke passend entgegen. Von seinen Liebesverhältnissen ist demnach nur der Verlust Gretchens mit allem, was daran hing, als Ungeheures bezeichnet, Lotte in Bezug auf den Werther genannt, von Sesenheim nur der Name Brion erwähnt. Der Dichtung des Faust ist gar nicht gedacht.

Bei den folgenden Jahren hat Goethe sein Tagebuch benutzt, aber bloß einige Hauptpunkte erwähnt, von seiner dichterischen Thätigkeit nur Iphigenie 1779 hervorgehoben. Mit Bleistift ist nach diesem Jahre „Schlechter Kollege" nachgetragen. 1780 gibt

*) Goedeke las Thur. Graf Thun in Wien war durch einen Betrüger geprellt worden, der seiner zerrütteten Einbildung das Erscheinen des Geistes eines vor Christi Geburt gestorbenen Kabbalisten Gablidon vorspiegelte. Lavater wagte im Jahre 1781 die Berichte des Grafen als „merkwürdige Anekdoten aus dem Geisterreiche" Goethe zu schicken. Hier sollte das phantastische Streben, seine Einbildungen verwirklicht zu sehn, als Gegensatz zur echt dichterischen Umgestaltung der Wirklichkeit bezeichnet werden.

bloß die Rückkunft von der Schweizerreise an. 1781 findet sich nur die Bleistiftbemerkung: „Fritz Stein?“ Goethe wußte nicht genau, wann er diesen zu sich genommmen. Alles ist sehr dürftig. 1783 steht bloß die Ernennung zum Mitgliede der Batschischen Gesellschaft, volle zehn Jahre zu früh. Das Blatt von 1784 ist leer. 1785 lesen wir nur einige Bemerkungen über seinen Vorsatz, nach Italien zu gehn, den er aber erst im nächsten Jahre faßte. In diesem hören wir nur von seinem karlsbader Aufenthalte, der mit Herders Beihülfe und Aufmunterung gemachten Redaktion seiner Schriften, der Abreise von Karlsbad und der Ankunft in Verona, Venedig, Bologna und Rom. Eben so wenig bedeuten die paar Angaben in den Jahren 1787 bis 1789 (mit Bleistift steht: 1787 „Herders Abreise“, 1789 „Der Herzog[in]“, darunter „Herders Zurückkunft“ (sowohl Herders Abreise als die Rückkehr der Herzogin Mutter ein Jahr zu früh); die beiden folgenden erwähnen nur kurz der Reisen nach Venedig und Schlesien hinter seinen Druckschriften. 1792 wird das zweite Stück der optischen Beiträge erwähnt, dann sind wenige Punkte, die Tage der Ankunft vor Longwy, der Kapitulation der Stadt und der Kanonade von Valmy, ausgehoben. Das folgende Jahr erwähnt nur den Tag der Uebergabe von Mainz, mit Bleistift den Aufenthalt in Mannheim und Heidelberg und die Zusammenkunft mit Schlosser. Der Aufenthalt hier, wie in Düsseldorf und Münster, wird um ein Jahr zu spät gesetzt. Später trug er mit Bleistift unter 1792 nach: „Dusseldorf|Münster|Kassel|Nach Haus“. Das Jahr 1794 ist wieder leer, die Bekanntschaft mit Schiller wird ganz übergangen, 1795 werden nur wissenschaftliche und dichterische Arbeiten und der karlsbader Aufenthalt erwähnt. Mit Bleistift ist „Xenien“ nachgetragen. Erst mit 1796 treten wieder

etwas ausführlichere Angaben ein; nur in dem genannten Jahre findet sich auch eine eigene Betrachtung und zwei Stellen aus Voltaires Briefen, die ihn damals beschäftigten. 1798 steht „Geschichtl[iches], nicht „Geschichte", wie Goedeke gibt, weiter „Schill[ers] Wallenstein" und darunter „nach Weimar", was nur auf Schillers Wunsch, nach Weimar zu ziehen, gehn könnte, wenn es nicht etwa verschrieben ist statt „nach Jena", was auf Goethes Aufenthalt daselbst sich bezöge. Mit Bleistift ist auf der Rückseite bemerkt: „Wachler gegen Mahler." Vieles wird aus den Tagebüchern in den folgenden Jahren angemerkt. 1799 gibt Goedeke irrig einen Abtheilungsstrich nach „Schema", 1801 „d. 3." statt „d. 30", und er läßt am Schlusse weg: „30. Dec. Die phytographische Gesellschaft zu Gottingen". Mit Bleistift ist unter 1802 nachgetragen: „Perseus und Andromeda" und am Schlusse „Stolberg Kathol", in einer Zwischenzeile ein nicht mehr zu lesendes Wort, das bei Goedeke „novizen" heißt [etwa „convert[iten"]], weiter „Neue Halbchr[isten] Renegaten", dann „Klosterbruder", zuletzt „Sternbald" [von Wackenroder und Tieck]. Druckfehler ist bei Goedeke „26. Jan" (statt Jun") Bloße Bleistiftbemerkung ist in dem mit Goethes Uebersetzung von Rameans Neffen und seiner Krankheit beginnenden Jahre 1805: „Schillers Tod 9. May", darauf die Angabe der siebenten Ausstellung: „Stall des Augias Thaten des Hercules". 1806 lies man vor „Bog" noch „Cor", 1807 beginnt mit „Nov" eine neue Zeile, statt Goedekes „Raymor" steht richtig „Raymond". Die Bezeichnung „Philosophisch und Wissenschaftlich geschichtlicher" (oder „geschichtliches") bezieht sich auf den dritten Theil der Farbenlehre. In den letzten vier Jahren finden sich keine Bleistifteintragungen.

Diese Ende 1809 gemachten und mit ihrer Eintragung

schließenden Aufzeichnungen (unter dem Jahre 1752 ist eine Nummer des Morgenblattes aus dem November 1809 angeführt) gaben nur einzelne Haltpunkte seines Lebens nebst Hinweisungen auf die Zeitgeschichte; ein paar Ausführungen wurden später eingetragen, einige bedeutende Riemer diktirt, als er dem Gedanken an die Ausführung näher trat. Wenn die Annalen unter dem Jahre 1809 der „Vorarbeiten zu jenem bedeutenden Werke einer Selbstbiographie“ gedenken, so ist eben nur an diese Aufzeichnungen zu denken. Daß endlich der Vorsatz dazu gefaßt worden, mit dem Entschluß, gegen sich und andere aufrichtig zu sein und sich, insoweit die Erinnerung nur immer dazu behülflich sein wolle, der Wahrheit möglichst zu nähern, gehört eigentlich in das vorige Jahr und wird hier ungehörig mit der Abfassung des sogenannten biographischen Schemas verbunden, das keineswegs die Grundlage zu einer künstlerisch abgerundeten Lebensdarstellung bilden konnte, nur der Erinnerung eine vorläufige Uebersicht bot. Zunächst wandte sich Goethe der Vollendung seiner Farbenlehre zu. Nach dem Abschluß derselben eilte er am 16. Mai 1810 nach Karlsbad. Auf der Reise zwischen Hof und Franzensbrunn äußerte er gegen Riemer, als die Rede auf seine Lebensbeschreibung kam: „Es gibt eine ironische Ansicht des Lebens im höhern Sinne, wodurch die Biographie sich über das Leben erhebt; eine superstitiose Ansicht, wodurch sie sich wieder gegen das Leben zurückzieht. Auf jene Weise wird dem Verstand und der Vernunft, auf diese der Sinnlichkeit und Phantasie geschmeichelt, und es muß zuletzt, wohlbehandelt, eine befriedigende Totalität entstehn.“ Weiter bemerkte er: „Jeder, der eine Konfession schreibt, ist in einem gefährlichen Falle, lamentabel zu werden, weil man nur das Morbose, das Sündige bekennt und niemals seine Tugenden

berichten soll. Das Uebel macht eine Geschichte und das Gute keine."

Schon vor drei Jahren hatten die Erben des so eben verstorbenen Landschaftsmalers Hackert dessen eigene Lebensbeschreibung mit andern Papieren Goethe zugehn lassen, der im Morgenblatte einen Ueberblick derselben gab und den Wunsch äußerte, daß jede Bedenklichkeit, welche sich allenfalls der Herausgabe dieser schätzbaren Hefte entgegenstellen könnte, bald gehoben sein möchte. Indessen verzögerte sich die Sache, da Hackerts Erben solche Ansprüche erhoben, daß Goethe sich Ende Juni 1809 zur Erklärung genöthigt sah, er könne sich darauf nicht einlassen, und er die Papiere dem Herzog zustellte, um sie den Beauftragten derselben einhändigen zu lassen. Da diese nach seiner entschiedenen Ablehnung ihre Forderungen ermäßigten und den Dichter dringend um Uebernahme der Herausgabe baten, ging er jetzt nach Vollendung der Farbenlehre an die Redaktion der ihm überlassenen Papiere, die nur schwer zu einem Ganzen zu bearbeiten waren. Daneben aber richtete er seine Gedanken mit lebhaftestem Antheile auf seine eigene Lebensbeschreibung, deren möglichst reiche Ausführung und künstlerische Gestaltung ihm am Herzen lag, während er bei Hackert fast nur als geschickter Redakteur thätig war, den freilich die treuherzige, anschauliche, rein natürliche Darstellung erfreute, aber ohne in das Innere seiner Seele zu greifen, wie es bei seinen eigenen Jugenderinnerungen der Fall war. Wenn er selbst in den Annalen bemerkt, bei der Bearbeitung von Hackerts Leben habe er Ursache gehabt, sich zu fragen, warum er dasjenige, was er für einen andern thue, nicht für sich selbst zu unternehmen beginne und sich deshalb noch vor Vollendung desselben (die Widmung an die Großfürstin ist vom 16. Februar

1811, dem Geburtstage derselben) an seine eigene früheste Lebensgeschichte gewandt, so entspricht dies nicht der Wirklichkeit. Ebenso verschiebt er das thatsächliche Verhältniß, wenn er im Jahre 1822 in dem Nachtrage zur Farbenlehre bemerkt, nach Vollendung derselben habe er Sinn und Gedanken gegen biographische Erinnerungen gewandt, sein eigenes Leben so wie das eingreifender Freunde rekapitulirt; denn nur auf äußere Veranlassung hatte er sich schon längst mit Hackerts Leben beschäftigt, dagegen aus innerm Triebe sich zur Darstellung seines eigenen Lebens entschlossen, die eine Ergänzung seiner dichterischen Werke bilden sollte.

In Karlsbad begann er das zu den Wanderjahren bestimmte nußbraune Mädchen, zu dem er schon vor drei Jahren die Einleitung entworfen hatte, da die heitern Sommermonate ihm zur Dichtung am günstigsten waren. Hiernach trifft die Aeußerung in den Nachträgen zur Farbenlehre nicht zu: da er einmal durch seine biographischen Erinnerungen ins Erzählen gekommen, habe er kleine Novellen, Geschichten, Romane, wie man sie nennen wolle, niedergeschrieben, die er schon oft genug in guter Gesellschaft erzählt habe. Bei Hackert hatte er nur das Gebotene zu redigiren, von seinem eigenen Leben war noch nichts geschrieben, ehe er sich nach Karlsbad begab. In Teplitz, wohin er von Karlsbad ging, erlebte er nicht nur seinen Geburtstag, sondern auch den Todestag seiner Mutter, die ihn beide an die vor drei Jahren beschlossene Lebensbeschreibung erinnern mußten. Dieser hatte er auch bereits gegen Cotta gedacht. Daß er ein Schema derselben auf seiner Sommerfahrt zu Stande gebracht, das in seinen Grundzügen ziemlich vollständig da stehe, theilte er am 16. November in einem ungedruckten Briefe Cotta mit. Dies kann unmöglich auf die annalistischen Aufzeichnungen

des vorigen Jahres gehn, es muß ein in Bücher getheiltes ausführliches Schema sein, das er nun, wie es in demselben Briefe heißt, „im einzelnen ausarbeiten“ wollte.

Als er am 2. Oktober nach Weimar zurückkehrte, fand er dort mancherlei Geschäfte zu besorgen, aber seine nächste Angelegenheit blieb die Ausführung des Schemas seiner Lebensbeschreibung, für die er schon am 25. die ihm seit vier Jahren nahe getretene Bettine Brentano in Anspruch nahm, die ihn eben in Teplitz besucht hatte und unerschöpflich in Mittheilungen aus ihrem äußern und innern Leben war; hatte diese ja von seiner Mutter so vieles aus seinen Jugendtagen vernommen. Freilich wußte er wohl, daß, wenn schon die Erinnerungen seiner guten, bis ins höchste Alter äußerst lebhaften Mutter nicht durchaus getreu waren, sondern manches im Spiegel ihrer begeisterten Liebe sich verklärte, anderes sich unwillkürlich umgestaltete oder verschob, die schwärmerische Bettine am wenigsten eine treue Berichterstatterin des vor mehrern Jahren Vernommenen war. Als er ihr am genannten Tage für ihre ihm nach und nach zugekommenen Blätter dankt, richtet er die freundliche Bitte an sie: „Da du doch nicht aufhören wirst, mir gern zu schreiben, und ich nicht aufhören werde, dich gern zu lesen, so könntest du mir noch nebenher einen Gefallen thun. Ich will dir nämlich bekennen, daß ich im Begriff bin, meine Bekenntnisse zu schreiben, daraus mag nun ein Roman oder eine Geschichte werden, das läßt sich nicht voraussehn; aber in jeden Fall bedarf ich deiner Beihülfe. Meine gute Mutter ist abgeschieden, und so manche andern, die mir das Vergangene wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast du eine schöne Zeit mit der theuern Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen, und trägst und hegst alles

im frischen belebenden Gedächtniß. Setze dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht, und du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden. Schicke von Zeit zu Zeit etwas und sprich mir dabei von dir und deiner Umgebung." An demselben Tage ließ er sich von der Bibliothek die sieben ersten Bände der Nachträge zu Sulzer geben, die manches über deutsche Dichter enthalten.*) Sechs Tage später äußerte er gegen Zelter, alles, was ihm diese Zeit her gelungen, seien allenfalls einige Reflexionen über das Vergangene. Den 31. lieh er von der Bibliothek die dreizehn ersten Bände von Nicolais allgemeiner deutscher Bibliothek, um sich in die literarischen Zustände seiner Jugend zu versetzen. Bettinen dankte er am 12. November für die Mittheilung des Berichtes der Mutter über seine Geburt, da es ihm zu einem ausführlichen Briefe an Fassung und Ruhe fehle, mit den Worten: „Fahre fort so lieb und anmuthig zu sein. Laß mich nur bald tausen!" Vier Tage später gedenkt er gegen Cotta des Schemas, das er nun im einzelnen ausarbeite. Noch am 18. muß er Zelter berichten, daß er die Zeit her nicht das mindeste gethan, was ihm und andern in der Folge Vergnügen machen könnte; jeder Tag verschlinge das bischen Thätigkeit. An Bettinen schreibt er am 11. Januar 1811 von Jena aus, wohin er sich auf einige Zeit zurückgezogen, um das stückweise in die dortige frommannsche Druckerei wandernde Leben Hackerts zu fördern und die im zerstreuten weimarischen Leben gehäuften Briefschulden abzuthun, wohl auch um die Behandlung seines

*) Der erste Band handelt u. a. über Haller und Kleist und beginnt eine im achten vollendete „Geschichte der deutschen Poesie"; im dritten werden Canitz, im sechsten Opitz, Logau, Flemming, Wernicke und Drollinger, im siebenten Weiße besprochen.

Lebens zu bedenken und womöglich wenigstens den Anfang zu schematisiren. „Von mir kann ich dir wenig sagen“, äußert er, „als daß ich mich wohl befinde, welches denn auch sehr gut ist. Für lauter Aeußerlichkeiten hat sich nichts von innen entwickeln können. Ich denke, das Frühjahr und einige Einsamkeit wird das Beste thun. Ich danke dir zum schönsten für das Evangelium juventutis*), wovon du mir einige Perikopen gesendet hast. Fahre fort von Zeit zu Zeit, wie es dir der Geist eingibt.“ Weitere Mittheilungen erhielt Goethe nicht. Bettine vermählte sich am 11. März mit dem Dichter Ludwig Achim von Arnim.

Goethe war indessen in der besten Stimmung an die Ausführung seines Lebens gegangen. Fünf Tage nach seiner Rückkehr von Jena, am 26., hatte er zu Weimar den fünften Band von Meusels Lexikon von verstorbenen Schriftstellern geliehen, der die Artikel Ha bis Hi, unter ihnen Hagedorn, Haller und, um den es ihm wohl zunächst zu thun war, Hamann enthält. Den 6. Februar ließ er sich Zeiler-Merians Topographia Hassiae und die Topographia Germaniae inferioris geben, welche Frankfurt und dessen nächste Umgebung enthielten. Auch entnahm er der Bibliothek wieder mehrere Bände von Nicolais mit dem Jahre, wo er selbst nach Leipzig ging, beginnenden allgemeinen deutschen Bibliothek, diesmal die sechs ersten, eine Woche später Stillings Wanderschaft, die er zur Darstellung seines Zusammentreffens mit ihm in Straßburg brauchte. Den 15. schrieb er an den Stadtgerichtsrath Friedrich Schlosser, einen Brudersssohn seines Schwagers, mit dem er seit dem Tode seiner Mutter in freundlichste Verbindung

*) Goethe kannte das apokryphe Evangelium von der Jugend Jesu, das er zu der Erzählung Joseph der zweite in den Wanderjahren benutzt hatte.

getreten war: „Wahrscheinlich komme ich bald in den Fall, Ew. Wohlgeboren Gefälligkeit abermals anzurufen, indem ich mir theils Nachrichten, welche das Leben von abgeschiedenen Frankfurtern betreffen, theils die Mittheilung von gewissen **Francofurtensien** erbitten wollte, da ich mir verschiedenes aus früherer Zeit ins Gedächtniß zurückrufe und theils das Andenken mancher bedeutenden Individualitäten, theils kleinere Begebenheiten, die nicht ohne Folgen geblieben sind, wo nicht der Welt, doch wenigstens den Meinigen erhalten wünschte. Nächstens nehme ich mir die Freiheit, hierüber etwas Bestimmtes zu äußern." Der Brief, in welchem er um Mittheilungen aus seiner Jugendzeit von seinen Frankfurter Bekannten bat, ist verloren gegangen, doch sehen wir aus dem spätern Dankschreiben, daß außer andern seine hochbetagte Tante, die Wittwe des Handelsmanns Melber, die ihm von Jugend an so wohl gewollt hatte und seiner Mutter dankbar verbunden war, sich dabei betheiligt hatte.

Der Frühling begünstigte den Dichter bei der Darstellung seiner ersten Jugendzeit. Schon am 1. April lieh er von der Bibliothek die fünf Bände des Lexikons deutscher Dichter und Prosaisten von Jördens, als einer bedeutenden Quelle, und Goldsmiths **Vicar of Wakefield**, der uns wieder auf die straßburger Zeit hinweist. Aber daß ihn besonders die Darstellung seiner frühesten frankfurter Umgebung beschäftigte, ergibt sich daraus, daß er am 16. Kirchners 1810 vollendete Geschichte der Stadt Frankfurt und eine 1801 erschienene Skizze von Frankfurt am Main, am 23. die Abhandlung vom sogenannten Pfeifergericht, so in Frankfurt a. M. ... gehalten zu werden pflegt, von Joh. Heinr. Herm. Fries und der weitberühmten freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt

Frankfurt am Mayn Chronika von Achilles Augustus von Lersner sich geben ließ. Schon am letztern Tage las er bei der Herzogin in Gegenwart des Erbprinzen und der Großfürstin, der Frauen von Stein, von Schiller und von Schardt u. a. den Anfang seiner Lebensbeschreibung. „Er weiß gar hübsch zu erzählen, und von Kindheit an ist er schon interessant“, äußert Frau von Stein. War auch die Darstellung seiner frankfurter Jugendzeit noch nicht vollendet und manche Lücken geblieben, so hatte er sich doch auch schon dem leipziger Leben zugewandt. Frau von Stein berichtet, daß er am 30. die Schilderung der leipziger Gelehrten vorgetragen, wobei Gellert gar lieblich erschienen sei. „Der Meister hat angefangen sein Leben zu lesen“, berichtet Frau von Schiller an die an den Erbprinzen von Mecklenburg vermählte Prinzessin Karoline. „So eine schöne, große Ansicht, so ein Bild des Ganzen führt er einem vor die Seele, und so liebenswürdig zeigt er das Liebenswürdige! Er sagt wenig, d. h. keine Schilderungen der Familie, sondern berührt nur die Außenverhältnisse. Der Vater hatte sehr viel Geist, viele Kenntnisse, und hat dadurch dem Sohn auch alle Mittel erleichtert, und er war eine Pflanze, die sich nach allen Weltgegenden anranken konnte, durch Glück wie durch Natur begünstigt.... Als er auf die Welt kam, war er eine Zeit lang ohne Leben und schwach im Anfang. Wunderschön muß er gewesen sein; denn er ist es noch jetzt, und er sagte, daß von den Blattern seine ganze Physiognomie sich verändert und man ihn immer mit Widerwillen gegen ehemals betrachtet, es auch ihm gesagt hat. Jetzt sind wir gekommen, bis er nach Leipzig gehn soll.“ Hiernach las er den Damen jedenfalls damals aus dem ersten und siebenten Buche. Daß er auch schon an die straßburger Zeit dachte, sahen wir oben. Noch am 1. Mai

lieh er von der Bibliothek das Buch von Clamer Schmidt „Klopstock und seine Freunde, Briefe aus Gleims Nachlaß (1810)“, wohl für das siebente Buch, Lavaters Jesus Messias für das fünfte und die „Nachrichten vom Erdbeben der Stadt Lissabon und anderer Oerter, nebst einer geistlichen Betrachtung von J. H. R.“ (Danzig 1756) noch für das erste. Den folgenden Tag schreibt er an Zelter: „Von mir kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich mich an eine Arbeit gemacht habe, die auch Ihnen nächstkünftig Freude machen soll. Sie wird gegenwärtig etwas unterbrochen, weil ich, um mich von Weimar loszulösen, mancherlei kleine Geschäfte abzuthun habe, die mich doch immer zerstreuen.“ Gegen Cotta, der ihn bei seiner Durchreise besucht hatte, äußerte er am 4., seit seiner Gegenwart habe sich die Lust, die biographische Arbeit fortzusetzen, bei ihm noch vermehrt. Erst den 13. eilte er nach Karlsbad, wo er sich „in Gesellschaft von lebenslustigen Freunden und Freundinnen einer tagevergeudenden Zerstreuung übergab“. So konnte hier die Lebensbeschreibung nicht gefördert werden. Damit steht freilich in Widerspruch, was die Annalen unter dem Jahre 1811 berichten. „Ich mußte diese entschwundenen Geister (meiner Kindheit) in mir selbst hervorrufen“, heißt es hier, „und manche Erinnerungsmittel gleich einem nothwendigen Zauberapparat mühsam und kunstreich zusammenschaffen. Ich hatte die Entwicklung eines bedeutend gewordenen Kindes, wie sie sich unter gegebenen Umständen hervorgethan, aber doch wie sie im allgemeinen dem Menschenkenner und dessen Einsichten gemäß wäre, darzustellen. . . . Dieses Geschäft, insofern ich durch geschichtliche Studien und sonstige Lokal- und Personenvergegenwärtigung viel Zeit aufzuwenden hatte, beschäftigte mich, wo ich ging und stand, zu Hause, wie auswärts, dergestalt, daß mein

wirklicher Zustand den Charakter einer Nebensache annahm, ob ich gleich überall, wo ich durchs Leben hingefordert wurde, gleich wieder mit ganzer Kraft und vollem Sinne mich gegenwärtig erwies." Von einem solchen träumerischen Versenken in seine Lebensbeschreibung findet sich sonst keine Spur. Goethe scheint seinen damaligen Zustand, als er dreizehn Jahre später diese Stelle schrieb, sich frei ausgeführt zu haben, wie wir dasselbe bei der Darstellung der Stimmung finden, in welche ihn die französische Revolution versetzt hatte. Erst als er am 1. Juli nach Weimar zurückgekehrt war, wandte er sich wieder mit voller Seele seiner Lebensbeschreibung zu, deren erster Band sogleich in Jena gedruckt werden sollte. Am 3. diktirte er Riemer das Knabenmärchen der neue Paris für das zweite Buch, wo es im ersten Drucke auf dem siebenten Bogen beginnt. Er hatte es wohl in Jena selbst erfunden, wo auch vor so vielen Jahren das große Märchen in den Unterhaltungen sich gebildet hatte. Der Druck begann bald darauf. Es ist nicht zu verwundern, daß Goethe, der sich ganz in seine Arbeit versenkte, manchen ziemlich griesgrämig erschien; doch der ziegesarsche Kreis im nahen Drakendorf und die dort weilende Pauline Gotter hatten sich seiner „Sonntagslaune" zu erfreuen; gegen sie gedachte er auch gern seiner ihn ganz in Anspruch nehmenden Arbeit. Als er am 20. Schlosser für die ihm übersendeten Angaben dankt, bemerkt er, daß er über die Hauptsache, d. h. über den Zweck, wozu er sie gewünscht, sich nächstens verständlicher äußern könne. „Würden Sie wohl das Notizenbuch Ihres Herrn Vaters*) auf kurze Zeit kommuniciren? Es ist mir mehr um einen chronologischen Anhalt

*) Es ist dasselbe, was er später „das große, auf die ehemalige frankfurter Amtsbesetzung sich beziehende Manuscript" nennt.

als um andere Punkte zu thun.... Da bei dieser Gelegenheit manche frankfurter Alterthümlichkeiten zur Sprache kommen, und Personen, die sich dafür interessiren [der Damenkreis, der an seiner Schilderung Frankfurts regen Antheil genommen], eins und das andere mit Augen schauen möchten, so frage ich an, ob Sie mir nicht einen ehemaligen frankfurter Rathskalender, wie man ihn an die Wand hing, mit den Wappen der sämmtlichen Rathsglieder verschaffen könnten. Nicht weniger wünschte ich einen hölzernen Becher und Stäbchen, wie sie dem Schultheiß beim Pfeifergericht von den Abgeordneten der Städte überreicht wurden, zu erhalten. Vielleicht finden sich auch noch ein paar Handschuhe zu dieser Ceremonie. Wie steht es überhaupt mit derselben? wird sie noch beachtet oder ist sie mit manchem andern verschollen?“ Denselben Tag muß er nach Weimar zurückgekehrt sein, wo er sich von der Bibliothek wieder Kirchners Geschichte von Frankfurt, Klopstocks Messias, den er zum Schlusse des zweiten Buches (auf dem zwölften Bogen) brauchte, und die Geschichte des siebenjährigen Krieges von Archenholz (zum zweiten und dritten Buche) geben ließ. Bei allen Zerstreuungen seines geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens hielt er sich emsig an seine Arbeit. Am Ende des Monats entwarf er ein Schema der hebräischen Urgeschichte für das vierte Buch. Den 12. August nimmt er von der Bibliothek wieder Kirchners Geschichte und Lersners Chronik, aber auch Olenschlagers neue Erläuterung der guldenen Bulle Kaysers Carls des IV., den ersten Band der „heiligen Schrift alten und neuen Testaments, nebst einer vollständigen Erklärung aus dem Französischen und mit Anmerkungen und einer großen Vorrede begleitet“ von Romanus Teller für die älteste israelitische Geschichte und Geßners Leben

Lavaters zum vierten und fünften Buche. Auf seine Beschäftigung mit dem fünften Buche deutet es, daß er am 22. Seyfarths Geschichte Franz I., am 25. die Abbildungen der Reichsinsignien, am 3. September das Ehrendenkmal des Landgrafen Ludwig IX., (1790, von Wenck), den ersten Band von Schlichtegrolls Nekrolog mit dem darin enthaltenen Leben desselben Fürsten und Buttes „historisch-statistisch-geographische Blicke in die Hessen-Darmstädtischen Lande" nahm. Die an demselben Tage geliehenen vierzehn Bände des wenig zuverlässigen „historisch-literarischen Handbuchs der denkwürdigsten Personen, die im achtzehnten Jahrhundert gestorben sind", das Hirsching seit 1798 bis zum Schlusse des Buchstaben M im fünften Bande brachte (neun andere, die auch noch nicht gestorbene, aufnahmen, fügte J. H. M. Ernesti hinzu) dienten ihm zum gelegentlichen Nachschlagen. Schon am 22. August meldete er Cotta, bei dem er sich wegen des versprochenen Beitrags zum Damenkalender entschuldigen muß: „Desto besser gehen unsere biographischen Blätter vorwärts. Wir sind am 18. Bogen [das vierte Buch beginnt mit dem 17.] und werden also zur rechten Zeit fertig. Freilich gibt die schließliche Redaktion des Manuscripts so wie die Revision des Drucks gar manches zu bedenken und zu thun, so daß die Zeit nach unserer Rückkunft vorzüglich darauf verwendet werden mußte." Schon am 7. September hatte Pauline Gotter die zwanzig ersten vor der Mitte des vierten Buches endenden Bogen durch besondere Vergünstigung in Händen gehabt. „Mit dem Titel", meldet diese denselben Tag an Schelling, „hat er sich vorgesehen, und wie es hieß: Zur Farbenlehre, so heißt es diesmal: Aus meinem Leben, ja vielleicht mit dem Zusatz Wahrheit und Dichtung. Den zweiten bekommen wir Ostern, und endigt mit dem Zeitpunkt,

wo er nach Weimar kommt; dann schließt das Werk, bis auch er einmal nicht mehr sein wird." Also über den Titel war Goethe noch nicht ganz mit sich einig, und, was wichtiger, die zehn Jahre von Michaelis 1765 bis zur Reise nach Weimar, die jetzt drei Theile füllen, dachte er in einem zu geben.

Noch vor Ende September, war die Korrektur des Bandes beendet. „Wenn Titel und Vorwort an den Drucker abgeliefert sind", schreibt Goethe den 28. an Cotta, „so fühlt man sich einen Augenblick frei und ledig, und eine solche gute Stunde wird nicht besser als zu einer traulichen Erwiederung verwendet. Möge jenes Werkchen aufgenommen werden, wie es gegeben wird! Seit einiger Zeit klingen mir so viele theilnehmende Stimmen aus dem Publikum, daß ich auch wohl für diesen Band das Beste hoffen darf. Der zweite kann Ostern erscheinen; er wird unsere Winterbeschäftigung sein." An demselben Tage sandte er Frau von Stein die achtzehn ersten Bogen, die vier ersten Bücher, mit der Bitte, sie vorab geheim zu halten. Wenn er Anfang Oktober bei Uebersendung des Vorworts und des Titels verspricht, die beiden letzten Bücher sollten auch bald folgen, so war dies ein Versehen, da nur noch ein Buch gedruckt war. Der Abdruck desselben verzögerte sich durch den Mangel an Papier. Den Titel Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung, dessen Pauline Gotter schon am 7. September gedachte, hatte er auf Riemers Vorschlag gewählt, aber mit der unglücklichen Umstellung Dichtung und Wahrheit, weil ihm das „sich stoßende und zusammenklebende d in und Dichtung mißfiel".

Eines der ersten vollständigen Exemplare sandte er den 26. an Graf Reinhard. „Sie werden in dem Bändchen gar manche unmittelbar an Sie gerichtete Stelle finden", schrieb er. Wollte

er ja sein Leben zunächst für die ihm Wohlwollenden darstellen, die nicht allein seine Bedeutung erkannten, sondern ihn auch persönlich liebten. Als zwei Tage später das Buch an Schlosser abging, äußerte er: „Nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank für die vielfachen Besorgungen, und haben Sie die Güte, dem Herr Doktor Textor (dem Sohne seines Oheims) für die Handschuhe, die mir sehr große Freude gemacht haben, und Herrn Gerning für das Stäbchen, das als das Tüpfchen auf dem I anzusehn ist, meine besondere Danksagung darzubringen. Aus dem beiliegenden Bändchen werden Sie ersehen, wie diese Alterthümer bei mir wieder ins Gedächtniß gekommen, und werden es natürlich finden, daß die Personen, welche mich hier umgeben, auch einen anschaulichen Begriff davon zu haben wünschen. Was das Büchelchen selbst betrifft, so empfehle ich es Ihrem Herzen. Ich sage nichts über die Behandlung dieser Gegenstände. Sapienti sat! Das große Buch Ihres Herrn Vaters hat mich in Verwunderung gesetzt; es zeugt von seiner Thätigkeit und Ordnung. Ich werde es durchgehn und mir daraus manche Epochen notiren, sodann aber solches zurücksenden." Er benutzte es für den folgenden Band. Für diesen war er indessen nicht unthätig gewesen, besonders hatte er sich mit den beiden folgenden Büchern beschäftigt, die schon zum Theil geschrieben waren. Vgl. oben S. 23 f. Für den Anfang des siebenten Buches hatte er von der Bibliothek schon am 24. September Rabeners Satiren, den ersten, den Renommisten, die Verwandlungen, den Phaethon und die Lagosiade enthaltenden Band von Zachariä, Lauckhards „merkwürdiges Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben und zur Warnung für Eltern und studirende Jünglinge herausgegeben, Beitrag zur Charakteristik der Universitäten" (1792) und des göttinger Rechts=

lehrers Pütter „Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von der Universität zu Göttingen" (1765—1788) geliehen, am 4. Oktober Breitingers kritische Dichtkunst, Bodmers kritische Abhandlung von dem Wunderbaren und die kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter, zehn Tage später Liscows Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften, den 19. die Sammlung von Günthers Gedichten, den 22. Schulzes Abriß und Geschichte der leipziger Universität (1802) und die Acta Lipsiensia Academica. Am 30. ging er nach Jena. Erst nach der Rückkehr, am 11. November, sandte er Zelter das ihm längst zugedachte Büchlein. „Hier tritt der Widerstreit zwischen Erziehung und Neigung und Leben viel verwickelter hervor", schrieb er diesem, „als bei dem, was Sie uns von Ihren frühern Jahren vorlasen. Was bei Ihnen nur Zwiespalt ist, ist hier hundertfältig." Den folgenden Tag ließ er sich Kleists Werke in drei Ausgaben geben, unter denen auch die neueste mit dem Leben des Dichters von Körte. Die am 16. genommene Bibliothek der griechischen Philosophen von Joh. Georg Schulteß, vier Bände (1778—1782), in welchen auch Arrians Epiktet war, wollte er wohl zum Anfang des sechsten Buches benutzen. Am 1. Dezember sandte er den Band an Klinger, mit der Bitte um Erlaubniß, ihn im dritten vorzuführen. Die gemüthliche Erinnerung an ihre Jugendzeit: „Das räucherige Zimmerchen neben der Klingelthür war ein gutes Nest, wo manches brütete", sollte ihn zu nähern Mittheilungen reizen. Daß zur Darstellung der Folge seines Lebens bis zur Uebersiedlung nach Weimar nicht ein Band genüge, war ihm schon klar geworden. Eifrig hielt er sich auch jetzt an die Fortsetzung. Gleich darauf nahm das Theater seine Zeit sehr in Anspruch, da er in der politisch so drückenden Zeit möglichst auf

bildende Unterhaltung von Seiten der herzoglichen Bühne bedacht sein zu müssen glaubte. Des Sängers Brizzi Gastvorstellungen entzückten von neuem; dazu kamen Pantomimen, Harlekinaden und Ballets. Goethe selbst bearbeitete mit Riemer Shakespeares Romeo und Julie für die Festvorstellung zum Geburtstage der Herzogin. Den 1. Februar 1812 erwiedert er Schlosser, der ihm auch einen frankfurter Goldgulden gesandt hatte: „An Ihrem lieben und freundlichen Antheil an meinem biographischen Versuch habe ich nicht gezweifelt, da ich voraussehn konnte, daß Sie ihn mit den Augen eines Freundes, Verwandten und Landsmannes ansehn würden. Ich wünsche den folgenden Theilen eine gleich gute Aufnahme.“ Ein Exemplar der ersten Jahrgänge der frankfurter gelehrten Anzeigen, an denen er vielen Antheil gehabt, wünschte er durch Schlosser zu erhalten. Wenn er am 13. von der Bibliothek Flassans **histoire de la diplomatie Française** lieh, so könnte er diese etwa zur Darstellung der französischen Staatsverhältnisse benutzt haben, deren er bei seinem straßburger Aufenthalte zu gedenken hatte, doch kann man bezweifeln, daß er das Werk seines Lebens wegen geliehen. Denselben Tag schreibt er an Reinhard: „Vor allen Dingen haben Sie herzlich Dank, daß Sie meinem biographischen Versuche so viel Theilnahme gegönnt, die ich auch wohl erwarten durfte; denn indem ich mir jene Zeit zurückrufe und die Gegenstände, die sich mir in der Erinnerung darbieten, zusammenarbeite, gedenke ich meiner abwesenden Freunde, als wenn sie gegenwärtig wären, glaube meine Reden an sie zu richten und kann also wohl für das Geschriebene eine gute Aufnahme hoffen. Bei der Art, wie ich die Sache behandle, mußte nothwendig die Wirkung erscheinen, daß jeder, der das Büchlein liest, mit Ge=

walt auf sich selbst und seine jüngern Jahre zurückgeführt wird. Es freute mich diese Wirkung, die ich nicht bezweckte, aber doch voraussah, auch an Ihnen so vollkommen erfolgt zu sehn, und danke Ihnen recht sehr, daß Sie mich bei dieser Gelegenheit einen Blick in Ihre Jugendjahre thun lassen. Am zweiten Bande ist schon viel geschrieben und in einigen hübschen ruhigen Monaten wird er wohl zu Stande kommen. Es wird schwer sein, ihm die Mannigfaltigkeit und Anmuth des ersten zu geben. Die Epochen, die er umfaßt, sind eher stockend als vorschreitend [was doch eigentlich nur vom Quarantainejahre in Frankfurt gilt]; indessen wollen wir unser Mögliches thun, vorzüglich aber auf den dritten Band verweisen, der desto lustiger werden soll." In diesem dritten dachte er damals wohl noch bis zur Abreise nach Weimar zu gelangen. Den 20. März lieh er vor der Bibliothek wieder das Lexikon von Jördens. Am 25. nahm er seinen Aufsatz Moses oder Wanderung der Kinder Moses vor, den er im Jahre 1797 entworfen hatte, um ihn zu seinen zwölften Buche zu verwenden, legte ihn aber wieder zurück, als er sich drei Tage damit beschäftigt hatte. Die fünf Bücher des zweiten Bandes waren damals größtentheils vollendet.

Aber die Unruhe und Zerstreuung der Zeit griffen Goethe gewaltig an, daß er zu keiner ruhigen Thätigkeit gelangen konnte; alles erschien ihm immer trüber und verzweifelter. Auch ökonomisch fühlte er sich sehr gedrückt. So fand ihn Cotta am 17. April bei seiner Durchreise, doch konnte er sich diesem damals nicht vertrauen und so war ihre Zusammenkunft nicht erfreulich. In Weimar fühlte er sich unwohl; deshalb floh er schon am 20. nach Jena. Frau von Stein fand ihn so verändert, daß sie ihn nicht wiederzusehn fürchtete. Auch in Jena hielt er es nicht lange

aus. Trotz der Kälte eilte er schon am 1. Mai nach Karlsbad, wo sich bald das schönste Wetter einstellte, das ihm Lust zur Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit hätte machen können. Aber seine ökonomische Verlegenheit wurde bald so groß, daß er den 10. an Cotta eine erhöhte Honorarforderung stellen mußte. „Wie sehr hätte ich seit dem 17. v. M. gewünscht", schrieb er, „daß der edle Schiller noch leben möchte; er war bei meinen Angelegenheiten ein so lieber als glücklicher Mittelsmann. Was mich betrifft, so fühl' ich nur aufs neue, wie peinlich es ist, mit Personen, mit denen man nur in sittlichem Verhältniß zu stehn wünscht, über ökonomische Gegenstände zu handeln. Daher ließ uns auch wohl beide unsere letzte Zusammenkunft unbefriedigt, und ich fühle mich gedrungen, nunmehr nachzuholen, was ich damals zu eröffnen versäumte. Ich kann nämlich meine biographischen Arbeiten vorerst nicht weiter publiciren, wenn Ew. Wohlgeb. den Band nicht mit 2000 Thaler honoriren können, so daß ich auch auf den ersten 500 Thaler Nachschuß erhielte. Ich beziehe mich auf alles, was ich früher über meine Lage eröffnet, und füge nur soviel hinzu: daß abermals dringende Umstände meine Erklärung beschleunigen, mit der ich ungern hervortrete. Darf ich Sie um eine baldige Antwort ersuchen? da ich im bejahenden Falle anfangs August nach Weimar zu gehn, im verneinenden meinen Sommer- und Herbstbeschäftigungen eine andere Richtung zu geben gedenke."*) Die bejahende Antwort traf vor dem Ende des Monats ein (schon am 23. erfolgte der Nachschuß der 500 Thaler), und so gab Goethe sich der letzten Aus-

*) Auf diese Zeit bezieht sich demnach das, was John, der ihn damals zuerst als Schreiber begleitete, erzählt haben soll. Der Bericht in Schnorrs Archiv IV, 457 f. ist freilich nicht genau.

arbeitung des zweiten Bandes hin. Da erlitt er am 26. Juni einen schweren Anfall seines Uebels, von dem er sich aber nach einiger Zeit wieder herstellte, so daß er auf den Wunsch der Kaiserin von Oestreich am 13. Juli nach Teplitz sich begeben konnte, wo ihm fast vier volle Wochen, wie er äußerte, mehr Gutes und Glück widerfuhr, als er verdiente. Von Karlsbad schrieb er am 14. August an Cotta: „Ew. Wohlgeb. habe ich um Verzeihung zu bitten, daß ich auf Ihr werthes Schreiben vom Ende Mai, dessen Inhalt ich dankbarlich zu erkennen habe, noch nicht geantwortet. ... Was das Gegenwärtige betrifft, so sind drei Bücher des biographischen Bandes an Herrn Frommann abgegangen; an den beiden übrigen soll es zur rechten Zeit auch nicht fehlen." Denselben Tag meldete er Reinhard: „Die Ruhe, die mir besonders im Mai und halben Juni hier gegönnt war, habe ich an die Redaktion des zweiten Bandes meines biographischen Scherzes gewendet; er wird Michaelis hervortreten, und ich freue mich, daß ich mich mit entfernten Freunden unterhalte und der Gefahr, ihnen bei Lebzeiten abzusterben, entgehe." Die Korrektur, bei der er diesmal Riemers Hülfe entbehrte, besorgte er in Karlsbad, von wo er auch wohl die beiden letzten Bücher des zweiten Bandes nach Jena zum Drucke sandte. Cotta zahlte das Honorar schon am 4. September. Goethe kam Mitte des Monats von Karlsbad zurück. Der Druck des Bandes war vor der Mitte Oktober beendet. Einige Tage vor dem Ende Oktober hatte Frau von Stein ihn gelesen. Den 31. sandte er ihn an Reinhard, am 3. November an Zelter. Letzterm schrieb er: „Hier kommt denn auch der zweite Theil meines wieder aufgefrischten oder aufgewärmten Lebens, wie man es nennen will. Möge er Sie im ganzen an mich erinnern und im einzelnen aufregend sein. Ver-

zeihen Sie, wenn ich diesmal nichts weiter sage; denn wenn ich länger zaudere, so kommt das Büchlein nicht von der Stelle, wie ich denn schon seit acht Tagen auf Absendung harre und hoffe. Wie vieles in diesem Werklein ist unmittelbar an Sie gerichtet! Wäre ich meiner abwesenden Freunde nicht eingedenk, wo nähm' ich den Humor her, solche Dinge zu schreiben?" Daß die Aufnahme des ersten Theiles selbst in Weimar eine kalte gewesen, wie wir aus einem Briefe von Schillers Gattin sehen, und seine Vaterstadt damals noch nicht erkannte, welche Ehre ihr damit erzeigt worden, konnte ihn nicht irren. Viel weniger vermochten fremde Nationen den echtdeutschen gemüthlichen Sinn, der darin wehte, sich anzueignen. Auch Frau von Stael wußte sich darein nicht zu finden, und sie begriff den großen Erfolg nicht, den das Buch in Deutschland hatte. Pariser Tageblätter machten sich darüber lustig, wie das Morgenblatt Ende Oktober meldete.

Am wohlthuendsten war für den Dichter der Beifall des besonnenen und kunstsinnigen Körner, dessen Urtheil er schon zu Lebzeiten seines Freundes Schiller so hoch gehalten hatte. Deshalb äußerte er sich in seinem Dankbriefe über dessen Aeußerungen eingehender und vertraulicher als gegen irgend einen seiner Freunde. „Da ich sehr gern gestehe", schrieb er am 16. November, „es auch aus meinen Konfessionen erhellen wird, daß ich alle meine frühern Arbeiten um mein selbst willen und für mich selbst unternommen, weshalb ich denn auch wohl wegen mancher wohl zwölf und mehr Jahre geruhig abwarten konnte, bis sie Eingang fanden und einige Wirkung übten, so will ich gern bekennen, daß es mit diesem letzten Werk sich anders verhält. Ich wünsche, daß meine Landsleute, besonders aber meine Freunde, die in höhern und mittlern Jahren sich befinden, daran Freude haben und sich mit

mir einer nicht längst vergangenen Zeit fröhlich erinnern mögen. Der wackere Griesbach hat sich noch in seinen letzten Tagen [Goethes Landsmann war als geheimer Kirchenrath und erster Professor der Theologie zu Jena am 12. März gestorben] an den Frankofurtensien ergetzt; der mir unvergeßliche Salzmann ist um einige Monate zu früh gestorben [der im zweiten Theile so liebevoll geschilderte Aktuar war im August verschieden], so daß ihn mein freundliches Andenken nicht mehr hat erreichen können.... Auch wir, mein Bester, haben gute Zeiten zusammen erlebt, und ich habe höchst Ursache, jener Epoche mit Liebe und Treue zu denken, wenn ich nur dazu gelange, sie darzustellen. Ich danke Ihnen, daß sie auch dieser Arbeit das Zeugniß eines musikalischen und poetischen Effekts geben. Doch wer könnte den mehr fühlen als Sie? Auch erwarten Sie mit Recht, daß sich sowohl die Darstellung als Reflexion steigern, ja ich muß mich in Acht nehmen, daß ich nicht zu früh fortgerissen werde. Ist es mir gelungen, den ersten Band kindlich genug zu verfassen, wie ich fast glauben muß, weil ihn die verständigen Leute [wie die pariser Journalisten] kindisch genannt haben, sieht man im zweiten den Jüngling, der aus so mancherlei Leiden hervortritt, so muß sich dieser nach und nach als Mensch und Schriftsteller entwickeln. Resultate sind bald ausgesprochen und meist des Aussprechens nicht werth."

Der zweite Theil brach mitten in der Darstellung des straßburger Aufenthaltes ab. Der Anfang der Fortsetzung war schon vor der Vollendung des Druckes entworfen. Anfangs Oktober war Goethe mit Studien dazu beschäftigt. Schon am 8. Oktober lieh er zum elften Buche Schöpflins **Alsatia illustrata** und den elften, Schöpflin enthaltenden Band von Hirschings Handbuch, zum

zwölften von Meusels Lexikon den zwölften Hamann enthaltenden Theil und von desselben historisch-literarischem Magazin das zweite Stück, das „Urtheile eines Ausländers über die teutsche Literatur“ (eines Italieners über Klopstocks Messias) enthält. Wenn er den folgenden Tag mehrere Sprichwörtersammlungen ebendort lieh, Agricolas Sprichwörter in den Ausgaben von 1537 und 1540, Gruters Florilegium ethicopoliticum, mit angehängten deutschen, holländischen, italienischen, französischen und spanischen Sprichwörtern (1610), des Lassenius „sinnlichen Zeitvertreiber oder Sprichwörter sammt der Erläuterung“ (1741), selbst Schellhorns „Teutsche Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Denksprüche“ (1797), so wollte er diese wohl nicht allein zu den Sprichwörtern über das Hofleben im fünfzehnten Buche benutzen, sondern auch für seine Sammlung sprichwörtlicher Gedichte, die er der neuen Ausgabe seiner Werke einzuverleiben gedachte. Als er am 1. November nach Jena ging, dachte er dort die letzte Durchsicht des dritten Theiles zu beginnen. Neun Tage später sandte er das elfte Buch zur Durchsicht an Riemer, dessen Hülfe er beim zweiten hatte entbehren müssen. „Lassen Sie das Ganze an sich vorübergehn“, schrieb er, „und wenden Sie sodann Ihren Blick auf das einzelne; lassen Sie es an Asterisken [Zeichen des Ungenügenden] und Obelisken [Zeichen des Ueberflüssigen] nicht fehlen. Das zwölfte Buch wird auch bald so weit sein. Habe ich diese beiden [die bis zum Abschied von Wetzlar reichen] hinter mir, ehe es Frühjahr wird, so bin ich wegen der übrigen geborgen.“ Den folgenden Tag schreibt er an Cotta: „Geschieht es mit Ihrem Wohlgefallen, so fangen wir nach dem neuen Jahr den Druck des dritten Bandes von Dichtung und Wahrheit an. Ich möchte, ehe ich wieder

ausreise, einige Bücher hinter mir haben, um so mehr, als ich fürchte, der nächste Sommer dürfe mir eher zur Zerstreuung als zur Sammlung Gelegenheit geben." In einem Programm der dritten Ausgabe seiner Werke weist er Dichtung und Wahrheit dem vierzehnten bis siebzehnten Bande der Werke mit der Bemerkung zu: „Mit dieser Zahl gedenke ich die Geschichte meiner Bildung, meines Privat- und ersten Autorlebens zu vollenden, bis zu welcher Epoche ich mir noch ganz selbst angehöre. Wie die folgenden zu behandeln sein mögen, weiß ich wohl auch; aber die Arbeit bei meinem Leben erscheinen zu lassen, dazu gehört ein Entschluß, den ich noch nicht gefaßt habe. Der dritte Band kann zu Michael 1813, der vierte Michael 1814 abgedruckt sein." Noch vor dem Ende des Monats kehrte er nach Weimar zurück, wo er sich nicht ganz wohl fühlte, doch ließ er die Ausführung seines Lebens nicht aus den Augen. Am 5. Dezember entlieh er der Bibliothek das 1791 erschienene zehnte Stück der „Beyträge zur Beförderung der Ordinari-Visitation bey dem Kaiserlichen und Reichs-Kammergericht", das Aktenstücke in Bezug auf die von den Ständen angezeigten Mängel und Gebrechen gibt. Deuten diese auf die Geschichte des Reichskammergerichts im zwölften Buche, so das an demselben Tage entliehene Buch von Feydel „das corsische Dreiblatt Theodor, Paoli und Bonaparte" (Zeitz 1803) auf den Befreier Corsicas, dessen freilich jetzt erst im siebzehnten Buch gedacht wird. Den 8. lieh er die alte und neue Brüderhistorie von Cranz wegen seiner im fünfzehnten Buch erwähnten Besuche der herrnhuter Synode in Marienborn und den ersten Band von Geßners Leben Lavaters, obgleich sein Zusammentreffen mit dem züricher Propheten erst im zweiten sich findet. Noch vier Tage später nahm er die zum dreizehnten

Buche benutzte Chronologie des deutschen Theaters von Schmid und Dyk (1775). Aber nun traten die gewaltigen Ereignisse ein, welche die Welt in neue Bahnen warfen. Am 15. führte der Schlitten den nach Frankreich fliehenden Welteroberer durch Weimar. Bei aller ängstlichen Spannung verlor Goethe die Ausführung seines Lebens nicht ganz aus den Augen, wenn er auch nicht stetig daran fortarbeiten konnte.

Zu Anfang des schicksalschwangern Jahres 1813 erhielt er einen Brief Jacobis, der auf seine Aeußerung: „Erlaube mir im dritten Theile meines biographischen Versuchs deiner in allem Guten zu gedenken“, rührend erwiederte: „Sorge nur, daß ich die Erscheinung dieses dritten Theils auch noch erlebe. Ich hoffe, du vergissest in dieser Epoche nicht des jabachschen Hauses, des Schlosses zu Bensberg und der Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst, des Sals in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung, auf dem Tisch sitzend, uns die Romanze: ‚Es war ein Buhle frech genug‘ u. a. hersagtest. ... Welche Stunden! welche Tage! — Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf. Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnt' ich dich nicht mehr lassen.“ Goethe sprach ihm am 6. Januar seine Freude über die Aufnahme des zweiten Theils aus; diese mache ihm Muth zum dritten, dem er den Sommer widmen wolle. Seine Erinnerungen benutzte er bestens. Am 15. fragte er Schlosser, ob noch kurz nach dem Kongreß der Brüdergemeinde zu Marienborn im Jahre 1769 ein anderer stattgefunden; er erinnere sich auf einem solchen den spätern Bischof Spangenberg gesehen zu haben, aber auf dem von 1769 könne er, wie er irrig meinte, nicht wohl gewesen sein.

Von einem Krankheitsanfalle war er bald hergestellt, doch erschütterte ihn der am 20. erfolgte Tod des alten Wieland. Für die zu seinem Andenken zu haltende Rede lieh er am 25., seinem Begräbnißtage, den ihn betreffenden Band von Jördens. Doch deutet es wohl auf seine Arbeit an der Lebensbeschreibung, wenn er am 28. den zwölften Theil von Hirsching-Ernesti, der die Artikel Schnabel bis Sperling (etwa wegen Semler?) und den vierten und fünften der zu Hamburg erscheinenden Unterhaltungen (1767 und 1768) lieh, die ihm wegen Lessing und der hamburger Theaterverhältnisse von Bedeutung waren. Dagegen läßt sich nicht wohl sagen, was ihn veranlaßte, zugleich den zweiten Band der vom „markgräflich baden- durchlachischen privilegirten Hofbuchhändler" [und Nachdrucker] Michael Macklot verlegten „karlsruher Beyträge zu den schönen Wissenschaften" (Frankfurt und Leipzig (1760—1761) sich zu leihen, wenn ihn nicht etwa die Geschichte der heiligen Hildegardis schon damals anzog, die unter der Aufschrift: „Nachrichten von etlichen gelehrten Pfälzerinnen" dort gegeben wird. Zum zwölften Buche nahm er am 3. März den teutschen Merkur 1773 bis 1775, dreizehn Tage später zum dreizehnten alle Bände von Jördens, Herders Sammlung von deutscher Art und Kunst mit dem herderschen Aufsatz über Shakespeare und seinem eigenen Bogen von deutscher Baukunst. Trotz seines körperlichen Leidens und der Furcht vor der Entwicklung der politischen Dinge war er emsig beschäftigt für die Festfeier der Geburtstage der Großherzogin und der Großfürstin. Zwei Tage nach dem letztern, am 18., hielt er die Rede auf Wieland in der Loge. Jetzt konnte er sich auch der Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit wieder zuwenden, die ihn von der trüben Gegenwart ableitete. Den 18. fragt er

Schlosser wegen des Todestages der Klettenberg*) und der Zeit von J. G. Schlossers Abgang nach Karlsruhe, seiner Verlobung und Heirat, alles Punkte, die er eben zu benutzen gedachte. Auch Knebel, der ihm versprochen, Erinnerungen aus seinem Leben aufzuschreiben, wird, da er dazu nicht kommen kann, um eine detaillirte Nachricht gebeten von ihrem ersten Zusammentreffen und von dem, was damals in Frankfurt und Mainz vorgefallen. „Ueber diese so wie einige andere Epochen", schreibt er, „hat der Fluß Lethe so ziemlich seine Gewalt ausgeübt. Ich bin eben an der Stelle [im fünfzehnten Buche] und möchte nicht gern stocken bleiben." Am 24. März schrieb er an Cotta, er wolle ihm bei seiner Durchreise sagen, weshalb der Druck noch nicht begonnen habe. Den 6. April lieh er von der Bibliothek eine Anzahl Schriften über das Reichskammergericht; eben damals wollte er für das zwölfte Buch eine Geschichte desselben schreiben; vier Tage später nahm er Datts ihm längst bekanntes, einst zum Götz benutztes Volumen rerum Germanicarum novum sive de pace imperii publica liber (1698) wegen der darin enthaltenen Geschichte des Reichskammergerichts (S. 701 bis 724).

Den 17. flüchtete er aus dem bedrohten Weimar mit der größtentheils ausgeführten Handschrift des dritten Theiles und den dazu gesammelten Vorarbeiten nach Teplitz. Er gedachte die Arbeit dort abzuschließen und den Druck unter Riemers Hülfe

---

*) Schon hinter dem Schema findet sich die Frage: „Wann ist Fräulein von Klettenberg gestorben?" Darauf: „Wann ist Pascal Paoli auf seiner Reise nach England durch Frankfurt gegangen?" Dann folgen von Riemers Hand die auf das sechste Buch bezüglichen Fragen: „Welche Innung hat bei der Kaiserkrönung Josephs II. und bei der nachfolgenden den gebratenen Ochsen erbeutet? Wo kommt der Hafer her, den der Erbmarschall holt?"

bald in Jena beginnen zu lassen. Erst am 6. Mai ward er wegen Weimars beruhigt. Der Waffenstillstand vom 4. Juni eröffnete neue Aussichten, so daß Goethe nun noch einige Zeit zur Ausführung des dritten Theiles und zur Herstellung seiner Gesundheit in Teplitz zu bleiben sich entschloß. „Für die mitgetheilten Notizen danke zum allerschönsten", erwiederte er am 11. Schlosser. „Man sieht daraus, wie schwer es fällt von der nächstvergangenen Zeit bestimmte Data zu erhalten. Der Thatsachen erinnere ich mich recht gut, aber es hält schwer, sie chronologisch zu rangiren. Im Leben greift so vieles übereinander, was in der Geschichte sich nur hintereinander darstellen läßt, und da wills nicht immer recht passen." Am 20. sandte er Riemer das neu durchgesehene, schon am Ende des vorigen Jahres geschriebene elfte und zwölfte Buch; an letzterm fehlte noch der Schluß; dieser sollte mit den beiden folgenden Büchern, die eben langsam abgeschrieben wurden, binnen vier Wochen in Riemers Händen sein. Auch die zweite Hälfte des fünfzehnten (wohl von den Worten „Erinnert durch mehrere zusammentreffende Umstände" an)*) stand schon auf dem Papier. Sehr hinderlich war ihm die längere Zeit Erkrankung seines Schreibers John, seiner ihm so nöthigen „rechten Hand", die ihn zwang, andere Hülfe in Anspruch zu nehmen. „Ich bin auf allerlei Weise retardirt worden", bemerkt er gegen Riemer „aber es ist schon so viel gethan, daß ich weiter keine Sorge habe. Eigentlich ist es ein allzukühnes Unternehmen, ein solches Volumen in bestimmter Zeit zu schreiben; doch bestimmte man sie nicht, so würde man gar nicht fertig.

*) Freilich verhält sich jetzt der Umfang dieses zweiten Theils des Buches zum ersten wie 11 zu 18, aber in einer spätern Aeußerung bezeichnet Goethe das noch Fehlende als zwei Drittel des ganzen Buches.

Wenn Sie die verschieden abwechselnden Gegenstände dieses Bandes ansehen und bedenken, was es für eine Aufgabe gewesen wäre, jede nach seiner Art in Stil und Darstellung zu behandeln, so könnte einen das Grauen ankommen; ja man würde gar nicht zu Ende gelangen, und vielleicht thät' es dem Ganzen nicht einmal gut. Genug, hier ists, so weit ichs bringen konnte. Einiges habe ich noch mit Bleistift notirt; denn das Manuscript steht gerade auf dem Punkt, wo ich meine Sachen [durch zu ängstliches Bessern] zu verderben anfange. Es sei also, mein Werthester, Ihnen die völlige Gewalt übertragen, nach grammatischen, syntaktischen und rhetorischen Ueberzeugungen zu verfahren." Doch deutet er im allgemeinen auf die Häufung von Enthymemen, die Wiederholung ähnlicher Phrasen (wie es zog mich an, es hielt mich fest, um so mehr, um so weniger). Rediten, Wiederholungen derselben Sache, habe er zu tilgen gesucht, doch komme öfters eine Sache, einigemal mit Fleiß, von verschiedenen Seiten vor. Auch Wendungen wiederholten sich, besonders verdrießlich seien ihm die unglücklichen Hülfszeitwörter aller Art; vielleicht gelinge es Riemer hie und da sie in eine Participialverbindung zu wandeln, was er zu versuchen scheue, weil es ihm nicht gerathen wolle. Euphonische Zwischenwörter, wie gerade, eben, könnten wohl hie und da gelöscht werden. Auch die Verdeutschung ausländischer Worte überlasse er Riemer ganz. Am 24. Juli schickte er dem den Druck besorgenden Freunde den Schluß des zwölften, das dreizehnte und den größten Theil des vierzehnten Buches, welche die längsten von allen würden, auch schon Titel und Vorwort. Letzteres werde Riemer zeigen, daß er mit diesem Theile gleichsam abschließe, worin er ihm hoffentlich Recht gebe. Manches hierher Gehörige könne man in einzelnen Aufsätzen in den Werken

schicklich liefern, und ein Resumé, wenn man es belieben sollte, werde zuletzt leichter. Das Vorwort wurde später unterdrückt. Aus dem Abschlusse der Darstellung seiner Jugend mit dem dritten Theile folgten auch natürlich manche Prolepsen (Beziehungen auf die spätere Entwicklung der hier zur Sprache kommenden Verbindungen), die vielleicht nicht übel thäten. Zweifelhaft sei er nur wegen der Jacobi betreffenden, über deren Aufnahme oder Streichung Riemer entscheiden möge. Die betreffende Stelle blieb leider stehn, da Riemer unbegreiflicherweise übersah, wie tief sie Jacobi verletzen mußte. Der Freund sollte, wo eine Wiederholung einer Maxime vorkomme, die nicht eine Amplifikation oder veränderte Ansicht enthalte, diese nicht streichen, sondern zweckmäßig variiren; denn er könne bemerken, daß gewisse Hauptbetrachtungen ihn leiteten, was auch ganz gut sei, nur müsse man es nicht zu oft aussprechen. Ob er die von ihm mit Bleistift oder Dinte gemachten Aenderungen aufnehme oder das Ursprüngliche herstelle oder etwas anderes beliebe, überlasse er ihm, ebenso die Bestimmung der Absätze, des Verbindens oder Ablösens, wobei er daran erinnert, daß sie in den beiden vorigen Bänden lange Absätze beliebt hätten. Für Konformität werde er gütigst sorgen. Sehr lieb war es ihm, daß Riemer die Revision der Druckbogen übernehmen wolle, da man sich auf Meister und Gesellen gar nicht verlassen könne. Es ergibt sich daraus, welch bedeutenden Einfluß Riemer auf die schließliche Gestaltung des Textes der Bücher des dritten Theiles hatte, die während Goethes Aufenthalt in Böhmen gedruckt wurden. Drei Tage später, am 27., wendet er sich wieder an Riemer. Da er unterdessen noch einen Schreiber zu Hülfe genommen, war der Schluß des vierzehnten Buches fast zu Ende geschrieben. „Ich hatte das Ganze

so gut durchgedacht und fand hier so viel Ruhe", schreibt er, „daß ich jetzt fertig wäre, hätte mir Johns Krankheit nicht ein so großes Hinderniß in den Weg gelegt. Durch die daraus entsprungenen Verdrießlichkeiten hatte ich wirklich selbst zuletzt über das Geschriebene kein Urtheil mehr, und weiß nicht, ob durch diese unangenehme Lage die Heiterkeit, die ich beabsichtigte, hie und da getrübt worden; besonders bitte ich Sie, auf dasjenige zu merken, was von noch lebenden Personen gesagt ist. Wegen Jacobi habe ich schon in meinen dem Manuscript beigefügten Noten das Nöthige gesagt; nehmen Sie doch auch das, was von Klingern gesagt ist, wohl in Betrachtung. [Goethe hatte den noch lebenden, zu hoher Stellung in Rußland gelangten Klinger als Gegensatz zu dem unglücklich verkommenen Lenz dargestellt.] Zu solchen Dingen gehört der heiterste und bereiteste Humor; denn wenn man verdrießlich ist, so fühlt man nicht, was andere verdrießen könnte. Lavater und Basedow sind, dünkt mich, gut gerathen; aus kleinen Zügen bildet sich die Imagination die Individualitäten gern zusammen. Lavater kommt in diesem Theil [am Ende des vierzehnten Buches, das er eben schrieb] noch einmal bedeutender vor. ... Das Ende des fünfzehnten [Buches] ist auch schon geschrieben, und also wären nur noch zwei Drittel desselben auszuarbeiten, welches bei dem sehr reichen Stoff nicht schwer werden wird. Indessen muß ich alle Vorsätze, die ich zu meiner Belehrung und Erheiterung gefaßt hatte, aufgeben und [darf] weder in Dresden die französischen Schauspieler noch die Merkwürdigkeiten von Prag sehn, und will zufrieden sein, wenn ich Ihnen die letzten Blätter schicke oder bringe." Ehe er Teplitz verließ, wird er die beiden ersten Drittel des fünfzehnten Buches wohl größtentheils zu Stande gebracht haben; die stürmischen Tage, die er in Dresden

erlebte, waren am wenigsten zu ruhiger Sammlung geeignet, wie er sie zur Ausführung des ersten Zusammentreffens mit Knebel und dem Herzog von Weimar und seines religiösen und dichterischen Zustandes bedurfte.

Von Weimar, das er am 20. August von der jüngsten französischen Garde besetzt fand, begab er sich sogleich zum Herzog nach Ilmenau, wo er mit ihm sieben vergnügte Tage verlebte. Nach der Rückkehr konnte er bei der nahenden Entscheidung, die selbst im besten Falle für Weimar verhängnißvoll werden mußte, zu keiner Ruhe gelangen. Doch wurde der Druck, der noch im einzelnen manches zu bedenken gab, eifrig betrieben und manches neu bearbeitet. Am 6. September ließ er sich von der Bibliothek Nicolais Freuden des jungen Werthers zum dreizehnten und zehn Tage später Lavaters Pontius Pilatus zum vierzehnten Buche geben. Der 19. Oktober brachte die Jubelnachricht vom Siege bei Leipzig, aber der 21. war für Weimar und das ganze kleine Land verhängnißvoll. Goethe selbst schwebte in Lebensgefahr. Am 24. konnte er Cotta melden, der Druck gehe seinen Gang. Wie sehr er auch das Leiden von Stadt und Land bedauerte, er suchte sich kräftig aufrecht zu halten. Das Theater ward bald wieder eröffnet und in seinem Hause die Singkoncerte fortgesetzt, aber die herrschenden Nervenfieber, die auch auf die Druckerei lähmend wirkten, und der stürmische Drang der Jugend, sich in den Freiheitskrieg zu stürzen, griffen ihn besonders in dem seiner Gesundheit ungünstigen Dezember äußerst an. Doch las er gerade in ihm an den Dinstagabenden der Herzogin in dem bekannten Kreise aus Dichtung und Wahrheit vor, so am 17. das vierzehnte Buch. Am 13. war der Schluß des dreizehnten Buches, der vierundzwanzigste Bogen, in Korrektur. Den 23.

Januar 1814 sandte er Frau von Stein die Aushängebogen des elften bis dreizehnten Buches. Das Vorwort blieb wohl auf Riemers Rath weg, da dieser eine baldige Fortsetzung wünschte, wozu der Stoff zum Theil, auch schon der Anfang der Ausführung, vorlag. Am 7. Februar konnte er Cotta melden: „Der dritte Band ist endlich abgedruckt nach so viel Verspätungen, die er durch Nervenfieber, Insurrektion und Konscription erlitten.“ Cotta wollte aber den Band erst zu Ostern ausgeben, was Goethe völlig seiner Einsicht und Beurtheilung überließ.

Der dritte Theil erschien in Deutschlands gehobensten Tagen, die aber schon den Keim der Besorgniß um das Maß der errungenen Freiheit und um die Verwerthung des großen Sieges zu Deutschlands Eintracht und Macht in sich trugen. Den 7. Mai sandte Goethe das Buch an Zelter. Als er ihn am 8. dem Jugendfreunde Klinger zugehn ließ, der auch zur Zeit die beiden ersten empfangen hatte, schrieb er ihm: „Da erst in der Folge [im Jahre 1775] unser Zusammenleben und Wirken eigentlich recht angeht, so wünschte ich, daß Sie selbst hierzu mir einige Beiträge gönnten, wie schon mehrere Freunde auf mein Ansuchen gethan; denn da es mir an Dokumenten aus jener Zeit gar sehr fehlt und das Gedächtniß zu den Thatsachen wohl allenfalls hinreicht, aber nicht immer uns die Eindrücke, die wir damals empfingen, wieder hervorrufen kann, wir vielmehr öfters spätere Reflexionen unterschieben, so ist es uns höchst interessant zu erfahren, wie ältere Freunde sich und uns angesehen und was sie sich noch von jenen Epochen bewußt sind. Vielleicht ließe sich hierzu der beste Faden auffinden, wenn es Ihnen nicht zuwider wäre, mir die Reihe Ihrer Hauptwerke aufzuzählen, mir von ihrer Entstehung Bedeutendes zu vertrauen, wie ich denn, was die ersten betrifft,

schon wohl unterrichtet bin. Möchten Sie mich zugleich aufmerksam auf diejenigen Schriften machen, welche ich wieder zu lesen hätte, um mich in stetiger Folge mit dem bekannt zu machen, was Ihren Wachsthum und Ihre Ausbildung am nächsten bezeichnet, so würde ich mich freuen, Ihnen nach meiner Weise ein weiteres freundschaftliches Denkmal zu errichten. ... So wie ich bisher gethan, denke ich auch zunächst mich, und was von mir übrig ist, zusammenzuhalten und, was ich mitzutheilen habe, unter der Form meines biographischen Versuches zu überliefern. Sie sehen aus dem Bisherigen, daß ich in selbigem Sinn und Ton fortfahren kann, und daß mich im Verlauf mehr persönliche Verhältnisse als die allgemeinen hindern können weniger freimüthig zu sein. Doch denke ich auch hier, was entgegensteht, dergestalt zu überwinden, daß mein Büchlein mit der zu hoffenden nicht allein freimüthigen, sondern auch wahrhaft tüchtigen und gründlichen Epoche gleichen Schritt halte." Aber Klinger, der die Erinnerung an die frankfurter Tage und an die ganze seiner Uebersiedlung nach Rußland vorhergegangene Zeit höchst unbequem fand, erklärte, statt auf seine Jugendwerke einzugehn, daß er alle diese mit Ausnahme der Zwillinge und der falschen Spieler ganz verworfen, und bemerkte nur im allgemeinen, diese hätten bloß gedient, dem gährenden Drang nach Thätigkeit, wenigstens für Augenblicke, eine Richtung zu geben, dagegen ging er auf die seit 1781 entstandenen näher ein, um zu beweisen, daß Goethe sein früher mehr dunkles Streben recht erkannt habe; über ihr Zusammenleben mied er jede nähere Angabe, da er wünschte, dieser möge darauf nicht weiter eingehn, am wenigsten mochte er ihm Anhaltspunkte dazu an die Hand geben. Das Lob des „einzigen Werkes", welches das Streben und den Geist ihrer verlebten Zeit so dar-

stelle, daß ihre späten Nachkommen durch dasselbe als Zeitgenossen mit ihnen leben würden, und die Versicherung, daß er ihn ganz erkannt habe, konnte Goethe wenig helfen, der sich auf diese Weise jede Förderung von Klingers Seite versagt fand.

Nicht allein das Schema der folgenden fünf Bücher, die das Jahr 1775 bis zur Reise nach Weimar umfaßten, lag vollständig vor, sondern vieles, selbst der Schluß war im einzelnen ausgeführt: aber die Schwierigkeit, ohne zu verletzen, sein Verhältniß zu der noch lebenden Lili, besonders die durch manche leidigen Einflüsse bewirkte Trennung darzustellen, auch die Furcht, den Klatsch der Frankfurter aufzuregen, und das Bedenken, ob es ihm gelingen werde, die weitere Anknüpfung des Herzogs in einer diesem, der sie am liebsten ganz übergangen gesehen hätte, unanstößigen Weise zu berühren, verleideten ihm bald die Fortsetzung, und so wandte er sich zunächst einer leichtern und unbedenklichen Arbeit, der Redaktion seiner Briefe und Tagebücher aus Italien, zu. Die Annalen berichten schon unter dem Jahre 1813, er habe sein italienisches Tagebuch näher beleuchtet und Anstalt zu dessen Behandlung gemacht. Wenn er den 14. März 1814 an Knebel schreibt, er redigire die Tagebücher seines venezianischen Aufenthaltes, so hatte er den Anfang des hier vorschwebenden gleichzeitigen Berichtes an Frau von Stein über die Reise von Karlsbad bis Rom schon vorher bearbeitet. Aus dem Briefe an Zelter vom 4. Mai ergibt sich, daß seine Bearbeitung der italienischen Reise auch den zweiten Aufenthalt zu Rom umfassen sollte; denn sein Jugendfreund Kayser, über dessen musikalische Begabung er Aufklärung verlangte, gehört in diesen. Als er am 25. Juli an den Rhein reiste, hatte er die Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit einstweilen ganz zu Seite gelegt. Der Aufenthalt

in seiner Vaterstadt, die sich nicht um ihn kümmerte, ihn bloß als zahlenden Bürger heranzog, war nicht geeignet, ihn zur Aufnahme derselben zu veranlassen. Von Weimar schrieb er am 14. Dezember an Cotta, der unterdessen eine neue Ausgabe der Werke übernommen hatte: „Meine biographischen Eröffnungen haben die Wirkung gethan, die ich hoffte, indem außer dem Antheil, den man meinen Arbeiten im ethischen und ästhetischen Sinne schenkt, man auch nunmehr die Stufen meiner Bildung aufsucht, die man um so mehr zu eigenem Vortheil zu erkennen strebt, als so manche Jüngere sich an mir gebildet zu haben mit Offenheit und Vergnügen gestehen. Es sind deshalb im vergangenen Jahre, nach Ausgabe des dritten Theils, so viele und mannigfaltige Ansinnen an mich ergangen, denen ich, wenigstens zum Theil, bei der gegenwärtigen Ausgabe genug thun kann.“ Er dachte, da er die Forderung einer chronologischen Ordnung seiner Werke nicht erfüllen konnte, eine Uebersicht der Entstehung seiner Werke nach der Zeitfolge zu geben. Vor dem Ende des Jahres vollendete er die Bearbeitung des Tagebuches bis Rom, anfangs 1815 griff er den ersten Aufenthalt in Rom an, wozu er besonders die Briefe an Herder und Frau von Stein bearbeitete. Zu derselben Zeit brachte die jenaische Literaturzeitung in Nr. 4—6 eine G. u. P. unterzeichnete Anzeige der drei ersten Theile seines Lebens von dem Goethe befreundeten Geschichtschreiber und Diplomaten von Woltmann. Dieser hatte schon in seinen deutschen Blättern die beiden ersten Bände sehr anerkennend besprochen, worauf Goethe im Oktober 1813 erwiederte: „Der gründliche und freidenkende Historiker ist freilich am ersten in dem Fall, sehr problematische Produktionen zu beurtheilen und zu würdigen. Er stößt sich nicht daran, daß man ihm Dichtung

und Wahrheit anbietet, da er weiß, wie viel Dichtung er von bedeutenden historischen Monumenten abziehen muß, um die Wahrheit übrig zu behalten. Die Deutschen haben die eigene Art, daß sie nichts annehmen können, wie mans ihnen gibt. Reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf; bietet man ihnen die Spitze, so klagen sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen, und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut, wahrhaft liebenswürdig. Als Autor habe ich mich daher jederzeit isolirt gefunden, weil nur mein Vergangenes wirksam war und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Theilnehmer finden konnte. Hieraus ersehen Sie, wie sehr ich die so freundliche als einsichtsvolle Einleitung schätzen muß, die Sie meiner letzten Arbeit gönnen wollen." Jetzt veranlaßte ihn Woltmanns Besprechung, die der Redakteur Eichstädt ihm übersandte, am 29. zu der Aeußerung: „Es ist wohl der Mühe werth etwas länger zu leben und die Unbilden der Zeit mit Geduld zu ertragen, wenn uns beschert ist zu erfahren, daß eine so seltsame Persönlichkeit als die des Verfassers jenes biographischen Versuchs, die mit sich selbst nicht einig werden konnte, sich doch zuletzt in Geist und Gemüth der vorzüglichsten Männer der Nation dergestalt rein abspiegelt, daß nicht mehr von Lob und Tadel, sondern nur von physiologischen und pathologischen Bemerkungen die Rede bleibt. Danken Sie dem vorzüglichen Manne, der, wie es auch die Unterschrift andeutet, gar wohl für einen Plural gelten kann. Verhehlen will ich jedoch nicht, daß mich das Studium dieser Blätter ebensosehr zu weiterer Fortarbeit aufgemuntert als auch davon abgeschreckt hat. Und so bin ich auf einen Differenzpunkt gerathen, von welchem ich mich bald wieder

zu ermuthigen hoffe. Wie geschwinde würde das geschehn, wenn ich mich mit einem solchen Manne nur kurze Zeit über diesen Gegenstand unterhalten könnte; denn was mir im Laufe der Arbeit, besonders indem ich vorwärts schreite, immer deutlicher wird und was aus jenen so echten als liebevollen Betrachtungen des Referenten hervorgeht, ist, daß es nun über diese Konfession eine zweite und über diese sodann wieder eine dritte und so bis ins Unendliche bedürfe, und die Kritik würde immer noch zu thun finden. Bei Bearbeitung des vierten Bandes entspringen neue Schwierigkeiten, und die Gefahr wird schon größer, es möchten die Euphemismen, deren sich Ironie in einer gewissen Region mit Glück bedient*), in einer höhern zu Phrasen verlaufen! Und wo finden sich immer die glücklichen Augenblicke, wo das Rechte allenfalls zu leisten wäre. Ew. Wohlgeboren so wie jenem vorzüglichen Manne glaube ich folgendes im Vertrauen mittheilen zu dürfen. Schon seit einem halben Jahr habe ich den vierten Band, welcher ohngefähr bis zur Hälfte gediehen war, plötzlich liegen lassen und, um nicht völlig zu stocken, zehn Jahre überschlagen, wo das bisher beengte und beängstigte Naturkind in in seiner ganzen Bosheit [Zorn über das erlittene Unrecht]**) wieder nach Luft schnappt: im September 1786 auf der Reise nach Italien. Diesen mit Instinkt ergriffenen und sodann mit Ueberlegung verfolgten Ausweg wünsche ich von jenem vortrefflichen Menschenkenner gebilligt, um desto muthiger fortzuwandern. Ich rette mich in eine Epoche, von der mir die entschiedensten Dokumente übrig sind: Tagebücher, Briefe, kleine Aufsätze, un-

---

*) Vgl. oben S. 16.

**) Riemer (Mittheilungen II, 610), der in der Wiedergabe dieser Aeußerung auch sonst nicht genau ist, gibt Losheit.

endliche Skizzen von mir und andern, und zu diesem allen die Gegenwart und Theilnahme eines vortrefflichen Reise- und Lebensgefährten, des Hofrath Meyers. Diese anlockende leichtere Arbeit wird gewiß rückwärts günstigen Einfluß erweisen und die indessen vergehende Zeit mich über einige Bedenklichkeiten hinausheben." Auch in seinen Memoiren des Freiherrn von S—a kam Woltmann auf Dichtung und Wahrheit zu sprechen. Der Titel des Werkes wurde hier als „Symbol der zartesten Achtung für geschichtliche Wahrheit" bezeichnet. „Ihr ist immer etwas Dichtung beigemischt und sie kann, sofern sie nicht nackte Notiz bleibt, nie ganz von derselben geschieden sein. Ueberschaut nun ein dichterischer Geist sein eigenes langes, an äußerer und innerer Entwicklung ungemein fruchtbares Leben, wie will er sich herausnehmen, nichts als volle historische Wahrheit zu geben? Im Gefühl davon warnt der Biograph durch das beigefügte Wort Dichtung, daß man seiner Wahrheit nicht blindlings vertrauen möge." Schon in Meisters Lehrjahren habe Goethe sein eigenes Leben vorgeschwebt, bemerkt er weiter, und künftige Zeiten würden beide Werke auseinander ergänzen. Auch hätten sie merkwürdig genug in der Komposition gleiche Mängel, wie z. B. die weitläufige Auseinandersetzung der ältern Menschengeschichte nach der Bibel ein ähnlicher Uebelstand sei wie im Roman die Bekenntnisse einer schönen Seele. Ebenso bleibe der Stil in beiden Büchern sich auffallend gleich nach allen seinen großen Schönheiten; denn an solchen Fehlern, daß beim Räsonnement die Sprache bisweilen des Gedankens nicht mit der gehörigen Gewalt und Oekonomie mächtig werde und bisweilen zu viel Breite und Bequemlichkeit habe, scheine die historische Schrift mehr zu leiden. „Wesentlicher ist die Rüge, welche mir ein historischer Freund mittheilte, daß

der Biograph manche Zustände seiner frühern Entwicklung durch eine strengere Kritik hätte scheiden und mehr Wahrheit ausmitteln können, wiewohl übrigens die historische Literatur keiner Nation etwas Gleiches aufzuweisen hätte. ... Goethe faßte mit bewunderungswürdiger Klarheit und Unbefangenheit alles auf, was um ihn her vorging, in der Natur und politischen Welt, in Wissenschaft und Kunst. Er will wahr sein, wie Rousseau und Alfieri; aber er kann mehr wahr sein als sie. Wenn vielfaches Urtheil ihre Selbstbiographien über die seine erhebt, so liegt der Grund davon gerade in seiner größten Tugend, daß er, um sich darzustellen, die ganze Welt mit darstellen muß. Von dergleichen ergriffen zu werden sind die gewöhnlichen Geister nicht reif genug; aber für ein beschränktes, an sich höchst interessantes und bedeutendes Individuum, das sich mit Wahrheitsliebe in einem plastisch edlen oder musikalisch hinreißenden Stil, wie Alfieri und Rousseau, scharfsinnig selbst entwickelt, können alle Herzen und Köpfe lebendig fühlen." Auch die wiener Literaturzeitung brachte eine eingehende anerkennende Anzeige von ihrem Herausgeber Matthäus von Collin, die, wenn sie auch nicht die ganze Bedeutung des Werkes rein erfaßte, sich doch frei hielt von dem ihm ganz fremden deutschthümelnden gläubig christlichen Standpunkte, von dem aus Goethes Landsmann, der vom Rationalismus zum Mysticismus bekehrte Jurist Johann Friedrich von Mayer unter der Chiffre J. M. O. nacheinander die drei Theile in den heidelberger Jahrbüchern beurtheilen zu müssen geglaubt hatte*). Wie viel tiefer faßte Perthes dessen Geist, wenn er Dichtung und Wahrheit das Buch des Lebens in der Welt nannte, wie die Bibel das Buch des Lebens in Gott sei.

*) Sie wurden 1830 in dessen kritischen Kränzen wieder abgedruckt.

Den ersten Aufenthalt in Rom hatte Goethe beendet, als er am 24. Mai wieder nach Wiesbaden ging. Aus ihm las er Sulpiz Boisserée vor. Von diesem wissen wir auch, daß der Dichter damals den vierten Theil von Dichtung und Wahrheit noch vor der italienischen Reise herauszugeben im Sinne hatte; denn er berichtet am 3. August: „Die Reise ist meist ausgearbeitet, aber vorher muß noch der vierte Band von Dichtung und Wahrheit ausgeführt werden, wozu auch viel da liegt; dieser geht, bis der Verfasser nach Weimar kommt. Seine neueste Arbeit ist der Divan." Derselbe meldet, Goethe habe geäußert: „Zu den Menschen habe ich immer eine wahre Wuth gehabt; im dritten Band findet sich davon schon der Anfang, aber im vierten wird es sich erst recht zeigen." Von Wiesbaden begab er sich nach der Gerbermühle Frankfurt gegenüber, weilte auch wieder einige Zeit in seiner Vaterstadt; beides weckte alte Erinnerungen in ihm auf. Als er am 3. Oktober mit Boisserée von Heidelberg nach Karlsruhe fuhr, theilte er diesem seine Gedanken an die Zeit seiner Liebe zu Lili mit. „Wie oft Goethe den Pfad durch die Gerbermühle gegangen nach Offenbach zur Schönemann [Lili]. Liebesgeschichte. Seine Lieder an Lili. Braut und Bräutigam. Wie sie allmählich voneinander entfernt worden durch einen Dritten, ohne es selbst zu wissen. D'Orville, ein Pfarrer ist im Spiel....*) Sie hat ihm den größten Theil ihrer höhern Bildung zu danken.... Er spricht von seiner Verlegenheit wegen dieser Geliebten, die

*) Boisserée muß hier nicht richtig verstanden oder beim Niederschreiben sich geirrt haben. Der Pfarrer Ewald gehört zum offenbacher Kreise, Johann Georg D'Orville war ein Verwandter Lilis, aber daß Goethe damals einem von diesen die Schuld an der Trennung zugeschrieben, ist kaum zu glauben. Möglich, daß Goethe damals annahm, Merck habe hier eingewirkt. In Wirklichkeit war es Lilis Mutter, welche dazwischen trat.

Lebensbeschreibung fortzusetzen, [da er ihr und der Familie, die ihm übel mitgespielt, nicht wehe thun mochte]; ich suchte sie ihm auszureden. Vor vierzig Jahren reiste er auch nach Karlsruhe. Er werde da Jung Stilling wiedersehn, dem er seitdem nicht wieder begegnete. Die Schönemann müßte auch da sein." Wenn Boisserée hinzufügt: „Lebensbeschreibung, Komposition", so deutet er auf die Bemerkung, die der Dichter über die Nothwendigkeit künstlerischer Komposition zur Ueberwindung jener Schwierigkeiten machte. Goethe wurde durch Jungs kalten Empfang, besonders seine Aeußerung verletzt: „Ei, die Vorsehung führt uns schon wieder zusammen." Sonderbar wäre es gewesen, wenn Goethe Lili in Karlsruhe geglaubt hätte, weil ihr Gatte kurze Zeit unter Napoleon badischer Finanzminister war. Sie hatte ihm im Jahre 1801 von Straßburg oder von ihrem Gute in der Nähe geschrieben. Auch als ihr Sohn Wilhelm 1806 nach der Schlacht von Jena Goethe besuchte, war ihr Gatte noch nicht badischer Finanzminister, welche Stelle er überhaupt nur sehr kurze Zeit bekleidete. In Wirklichkeit befand sich Lili damals bei ihrem Gatten in Paris. Boisserée sagt auch weder, daß Goethe Lili in Karlsruhe habe aufsuchen wollen, was doch so nahe lag, noch daß er vernommen, Türckheim habe längst Karlsruhe verlassen.

Nach Weimar am 11. Oktober zurückgekehrt, wandte Goethe manche freie Augenblicke der Bearbeitung des zweiten Theiles der italienischen Reise, des Aufenthaltes in Neapel und auf Sicilien, zu. Schon am 13. Februar 1816 schrieb er an Cotta: „Geschieht es mit Ihrer Beistimmung, so kann Aus meinem Leben zweite Abtheilung erster Band [die italienische Reise mit dem Motto: „Auch ich in Arkadien"] unter den vorigen Bedingungen sogleich in Druck genommen werden." Noch ehe dieser im Oktober aus-

gedruckt war, nannte er (am 2. September) unter den vorzunehmenden Arbeiten an fünfter Stelle: „Ferner würde der vierte Theil der ersten Abtheilung aus meinem Leben an die Reihe kommen.“ Er ging an diesen noch vor dem Ende des Jahres. In den Annalen heißt es, die italienische Reise habe sich in diesem Jahre immer mehr gestaltet, und wie eine Arbeit jederzeit die andere hervorrufe, so habe er nicht unterlassen können, an dem vierten, so lange verzögerten und erwarteten Bande von Wahrheit und Dichtung wieder einige Hauptmomente zu verzeichnen. Daß hierbei nicht an Ausführung einzelner Stellen zu denken sei, ergibt sich aus der „Chronologie der Entstehung goethescher Schriften“, die Riemer und Eckermann, mit Benutzung von Goethes Tagebüchern, im Jahre 1837 erweiterten; denn dort folgt auf „Redaktion des zweiten Bandes seiner italienischen Reise begonnen“ unmittelbar: „Den vierten Band von Wahrheit und Dichtung schematisirt.“ Hiermit stimmt es, wenn er am 16. Dezember an Boisserée schreibt, er sei heute beim Empfange seines Briefes eben am Studiren des vierten Bandes seiner Biographie gewesen, der theilweise geschrieben und dessen letzte Bogen, so wunderlich es auch scheinen möchte, schon in Ordnung seien. Unter den letzten Bogen ist der Schluß des zwanzigsten Buches zu verstehn von den Worten an: „Man hat im Verlaufe“; es fehlte nur noch die Einleitung, von der bloß das Schema vorlag. An diesem Buche war noch nichts weiter geschehen, als Eckermann acht Jahre später die Handschrift des vierten Theiles sah. Dieser schrieb damals, das schöne zwanzigste Buch sei beinahe vollendet; wenigstens seien Fortgang und Ende, welche an das unerforschliche höchste Schicksalswesen hinanstreiften, ja es aussprächen, als durchaus fertig anzusehn und es bedürfe nur noch einer kurzen Einleitung,

worüber ja bereits ein sehr klares Schema vorliege, wonach darin die Weimarischen Verhältnisse zuerst zur Sprache kommen und das Interesse für sie zuerst rege gemacht werde. Auch der Anfang des vierten Theiles lag bereits vollendet vor, die erste Hälfte des sechzehnten Buches bis zum ersten Abtheilungsstriche; sie war wohl schon 1814 ausgeführt; was weiter in diesem Buche folgt, stand ursprünglich im folgenden Buche. Eckermann bemerkte im Jahre 1824: „Dieses Buch, welches der anfänglichen Absicht gemäß als fertig anzusehn ist, enthält eine Art von Exposition, indem namentlich darin der Wunsch nach Theilnahme an Weltgeschäften ausgesprochen wird, auf dessen Erfüllung das Ende der ganzen Epoche durch die Berufung (?) nach Weimar abläuft. Damit es sich aber dem Ganzen noch inniger anschließen möge, so rathe ich, das durch die folgenden vier Bücher gehende Verhältniß zu Lili schon in diesem ersten Buche anzuknüpfen und fortzuführen bis zu der Ausflucht nach Offenbach. Dadurch würde auch dieses erste Buch an Umfang und Bedeutung gewinnen und ein allzustarkes Anwachsen des zweiten verhindert werden.“ Hieraus dürfte sich ergeben, daß der zweite Abschnitt von „Glückliche Kinder und Jünglinge“ an damals vorlag; denn zu der Annahme, er sei ursprünglich für das zweite Buch bestimmt und demnach bloß schematisirt gewesen, liegt eben kein Grund vor. Höchst sonderbar ist es, wie von Loeper vermuthen konnte, in der Stelle: „Gleich bei dem ersten Zusammentreten fand man einen unbedingten Freisinn, eine heitere Offenherzigkeit im Gespräch und ein gelegentliches Handeln ohne Bedenken“, die so innig in sich zusammenschließt, wie sie als Fortführung des vorigen Satzes erscheint, mit welchem der Dichter zur Anwendung auf sich übergeht, in dieser Stelle sei das g e l e g e n t l i c h e H a n d e l n o h n e B e d e n k e n aus Ecker-

manns Aeußerung vom März 1831 hervorgegangen: „Denn jene Fälle deuten auf einen ähnlichen glücklichen Zustand des Gemüths, das auch handelnd sich nicht lange fragt und besinnt, was zu thun sei, sondern schon gethan hat, ehe noch der Gedanke kommt.“ Eckermann fand ja die artigen Anekdoten schon 1831 vor; denn daß sie nicht ohne Einleitung gewesen, versteht sich von selbst, und nicht der leiseste Schein zeigt sich zur Begründung, daß diese ursprünglich anders gelautet. Eckermann begründet seine Umstellung gerade durch das, was Goethe selbst in der Einleitung von den folgenden Geschichten sagt, indem er bemerkt, dieser Zustand sei ähnlich dem vorher ausgeführten bewußtlosen Produciren.

Auch das erste Anknüpfen des Verhältnisses zu Lili und das idyllische Leben zu Offenbach scheint schon 1816 geschrieben gewesen zu sein. Freilich ist von Loeper anderer Ansicht, aber Eckermanns Bericht läßt beide Deutungen zu, und da er des Schemas nur in Bezug auf Jung erwähnt, ist es wahrscheinlich, daß er das erste Anknüpfen und das idyllische Leben zu Offenbach schon ausgeführt fand. Auch scheint mir der Umstand, daß er 1821 die Feier des Geburtstages von Lili schrieb, hierfür zu sprechen, da es unwahrscheinlich, daß er diese zuerst ausgeführt haben sollte, während die erste Verbindung mit Lili, die ihn am meisten anziehen mußte, bloß schematisirt gewesen. Die in das sechzehnte Buch herübergezogene Ausführung über Jung lag bloß im Schema vor. Dieses ergibt sich unwidersprechlich aus Eckermanns Aeußerung: „Hier ist die Betrachtung ernster Dinge, wie sie das Schema in Bezug auf Jung Stilling verspricht, wohl am Platze und es läßt sich aus den nur mit wenigen Worten angedeuteten Intentionen auf viel Belehrendes von hoher Bedeutung schließen.“

Wie von Loeper dieses mit der Annahme vereinigen kann, der ganze Abschnitt über Jung sei das früheste Stück des vierten Theiles, ist mir räthselhaft; denn der Ausdruck zeigt auf das deutlichste, daß hier eben nichts ausgeführt, sondern nur die „Intentionen angedeutet" waren, wie Goethe es bei schematischen Entwürfen zu thun pflegte, und die Annahme, es sei die Erzählung von Jungs Aufenthalt in Frankfurt vorhanden, nur die Betrachtungen angedeutet gewesen, fände nicht nur in den Worten keinen Halt, sondern wäre auch an sich völlig unwahrscheinlich, da beide miteinander unzertrennlich verbunden sind, der ganze Abschnitt aus einem Gusse ist. Ganz eigenthümlich sind die Gründe, auf welche von Loeper seine Ansicht stützt. Nach dem unfreundlichen Empfange, den Goethe bei Stilling im Oktober 1815 gefunden, hätte er schwerlich Lust empfunden, sich so ausführlich mit dem ehemaligen Freunde zu beschäftigen: aber sie schieden doch leidlich von einander, und Goethe war nicht der Mann, der wegen der unfreundlichen und kalten Aufnahme von Seiten des mystischen Christgläubigen, als Heide von dem er gescheut wurde, einen schon im Schema angedeuteten, einen nothwendigen Theil seiner Darstellung bildenden Abschnitt hätte fallen lassen. Auch ist diese rein geschichtlich, durchaus keine Andeutung gegeben, daß das Verhältniß später fortgedauert, ja daß Jung noch am Leben sei, bleibt ganz unangedeutet. Noch weniger können wir zugeben, die Aeußerung: „Einen merkwürdigen Fall habe ich sorgfältig niedergeschrieben", zeige, daß dieser Abschnitt früher entstanden, erst später hier eingeschaltet worden; die Worte deuten viel eher auf eine gleichzeitige Tagebuchbemerkung, in welcher er die Hauptpunkte angegeben, da die Sache ihm besonders merkwürdig gewesen, als auf eine Ausarbeitung für die Fortsetzung

von Dichtung und Wahrheit; das sorfältige Niederschreiben bildet den Gegensatz zu der unklaren Erinnerung oder dem völligen Vergessen der übrigen Fälle. Statt der Wendung: „Eines merkwürdigen Falles will ich hier gedenken",*) wählte er hier eine andere, welche darauf deutet, schon damals habe ihm derselbe so bedeutend geschienen, daß er ihn niedergeschrieben. Ja man könnte versucht sein, diese Aeußerung für eine rein rhetorische Wendung zu nehmen, da Jung selbst die Sache ausführlich in seinem häuslichen Leben beschrieben, das Goethe nachweislich benutzt hat. Wir wissen durch Eckermann, daß das Schema des Besuches von Jung erst nach dem idyllischen offenbacher Leben gedachte. Als Goethe in Folge der Mahnung desselben jungen Freundes den Anfang des Verhältnisses zu Lili in das sechzehnte Buch brachte, schloß er diesem als Abschluß des Buches auch die Geschichte mit Jung an, die ursprünglich den Schluß des siebzehnten bilden sollte. Der Uebergang mit: „Indessen brachte die einmal eingeleitete Gastfreiheit u. s. w." ist freilich etwas hart; aber nichts hindert anzunehmen, daß dieser erst bei der spätern Ausführung gemacht wurde. Wenn von Loeper zu Gunsten seiner Annahme auch den größern Fluß und den frischern Ton der Darstellung anführt, so ist dies ein sehr bedenkliches Beweismittel, da es sehr schwer zu behaupten steht, Goethe habe diese Stelle nicht in einer glücklichen Stimmung zehn Jahre später schreiben können. Endlich wird von Loeper selbst wohl sehr wenig auf die Bemerkung geben: „Auch das Citat des französischen Reims (En peu d'heure Dieu labeure) weist in die Zeit vorher, als

*) So steht in der ersten Hälfte des Buches: „Hiebei will ich eines Falles gedenken, der zwar später eintrat", in der zweiten: „Von letzterem einige Geschichtchen."

Goethe seine Spruchsammlung Gott, Gemüth und Welt anlegte und zum Druck vorbereitete (1814). Als ob dieser, nachdem er dort das altfranzösische Reimwort übersetzt hatte, desselben nicht in der ursprünglichen kräftigern Fassung an passender Stelle hätte gedenken können! Bedeutendes geschah am vierten Theile Ende 1816 nicht, die Handschrift wurde bald zur Seite gelegt. Der zweite Theil der italienischen Reise, besonders aber der Divan nahmen Goethe zunächst in Anspruch. Zwischen Ostern und Pfingsten 1817 wurde der Druck der erstern begonnen, Ende Juli vollendet, dann beschäftigte den Dichter noch das ganze Jahr hindurch der Orient neben Kunst und Natur.

Die Edinburgh Review hatte schon im Juni 1816 einen bitterbösen Angriff auf Dichtung und Wahrheit gebracht, zu deren Auffassung der Verfasser, für den man irrig Byron hielt, kein Organ hatte. Oken brachte diese giftige Zerpflückung, freilich als „Curiosität", in seiner Isis (Nro. 42—48) wieder, „ganz und wörtlich übersetzt, einige Stiche abgerechnet, die sich in unserer Sprache nicht hinlänglich geben ließen", wobei er bedauerte, keine Rache für vorliegende Frevelthat an einem lebenden englischen Schriftsteller nehmen zu können. Auch dieses Mißwollen des schottischen Kritikers, das der schwäbische, nach Jena berufene Naturphilosoph weiter verbreitete, ließ sich Goethe nicht beunruhigen, mochte er dadurch auch abgeschreckt werden, zunächst an die Vollendung von Dichtung und Wahrheit zu gehn. Der Divan, die Hefte über Kunst und Naturwissenschaft und die neue Ausgabe seiner Werke nahmen ihn vollauf in Anspruch. Zu dieser stellte er ein chronologisches Verzeichniß seiner Werke zusammen. „Schon im Jahr 1819, als ich die Inhaltsfolge meiner sämmtlichen Schriften summarisch vorlegen wollte", berichtet Goethe

selbst 1822 in Kunst und Alterthum IV, 1, „sah ich mich zu tiefer eingreifender Betrachtung gedrungen, und ich bearbeitete einen zwar lakonischen, doch immer hinreichenden Entwurf meiner Lebensereignisse und der daraus hervorgegangenen schriftstellerischen Leistungen bis auf gedachtes Jahr, sonderte sodann, was sich auf Autorschaft bezieht, und so entstand das nackte [vom 23. März 1819 datirte] chronologische Verzeichniß am Ende des zwanzigsten Bandes.“ Zu seiner Vaterstadt, die sich bei seiner Aufgabe des frankfurter Bürgerrechtes, das ihm nur Lasten auflegte, so unfreundlich gezeigt hatte, bildete sich jetzt ein freundliches Verhältniß, da man dort seinen Geburtstag auf würdige Weise feierte, ja mit dem Gedanken umging, ihm ein Denkmal zu setzen. Doch noch immer fühlte er sich nicht zur Fortsetzung seiner Lebensbeschreibung getrieben. Am 11. August schrieb er Cotta: „Der dritte Band der italienischen Reise ist eingeleitet und manches andere Biographische zusammengestellt.“ Im folgenden Jahre griff er jenen an, ließ ihn aber bald liegen, um sich der Bearbeitung des Zuges in die Champagne und der Belagerung von Mainz zuzuwenden, doch auch hiermit gelangte er nicht weit, da ihn anderes, besonders die Redaktion der Wanderjahre, anzog. Nach den Annalen schrieb er in diesem Jahre, wo er die Tagebücher 1792 und 1793 durchsah, eine summarische Chronik der Jahre 1797 und 1798. Erst als er im Jahre 1821 den ersten Band der Wanderjahre beendigt hatte, kehrte er auf kurze Zeit zu Dichtung und Wahrheit zurück, zu deren siebzehntem Buche er als Fortsetzung des idyllischen Lebens in Offenbach, wie das Tagebuch angibt, die Feier von Lilis Geburtstag schrieb; doch die sich daran schließende Darstellung der Lösung seines Verhältnisses zu Lili war ihm noch immer so peinlich, daß er

davon abstand und Mitte November von neuem die Campagne in Frankreich angriff, die dann im Frühjahr mit der Belagerung von Mainz als dritte Abtheilung aus meinem Leben erschien. An Schultz schrieb er am 12. Juni 1822: „Das wunderliche Unternehmen, mich in die schrecklichen Zustände von 92 und 93 zu versetzen, ist Ihnen vor Augen gekommen, und ich wünsche, daß Sie es nicht mißbilligt haben. Ich bedurfte einer Arbeit, die mich den Winter über beschäftigte; die Darstellung reiner gefühlvoller Tage, wie der ersten Abtheilung vierter Band fordert, wollte nicht gelingen, obgleich die Hälfte schon geschrieben ist; da griff ich zum Widerwärtigsten, das durch milde Behandlung wenigstens erträglich werden kann.“ Unrichtig ist der Bericht der Annalen unter dem Jahre 1821: „Sonderbar ergriff mich im Vorübergehen der Trieb, am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung zu arbeiten; ein Drittel davon ward geschrieben, was freilich einladen sollte, das übrige nachzubringen. Besonders ward ein angenehmes Abenteuer von Lilis Geburtstag mit Neigung hervorgehoben, anderes bemerkt und ausgezeichnet. Doch sah ich mich bald von einer solchen Arbeit, die nur durch liebevolle Vertraulichkeit gelingen kann, durch anderweitige Beschäftigung zerstreut und abgelenkt.“ Daß erst jetzt ein Drittel daran geschrieben worden, widerspricht dem, was wir sonsther wissen, und der Auszug aus dem Tagebuch, den die „Chronologie“ gibt, ist der ungenauen Erweiterung der Annalen vorzuziehen. Da ihn bisher bei seinen Versuchen, Aufschluß über einzelne Gedichte und Rechenschaft über besondere Lebensereignisse seinen Freunden zu geben, der ungeordnete Zustand seiner Papiere sehr gehindert hatte, auch ihm oft der Wunsch geäußert worden, er möge in Zukunft nicht bloß sprungweise, wie er bisher gethan, sondern in einer

Folge über seine Arbeiten und sein Leben berichten, so ließ er im Sommer 1822 durch Sekretär Kräuter sein Archiv zu leichterm Gebrauche ordnen. Dadurch fand er sich denn gereizt, den im Jahre 1819 gemachten Auszug aus seinem Leben „dergestalt auszuarbeiten, daß er das Verlangen seiner Freunde vorläufig befriedige und den Wunsch nach fernerer Ausführung gewisser Theile lebhaft errege". Diesen Auszug dachte er nun in den Heften Kunst und Alterthum mitzutheilen und einzelne ihm gerade zusagende Epochen vollständig zu bearbeiten. „Mich wegen einer theilweisen Bearbeitung zu rechtfertigen", bemerkte er bei der betreffenden, Ende 1822 geschriebenen Erklärung, „darf ich mich nur auf einen jeden selbst berufen, und er wird mir gestehn, daß, wenn er sein eigenes Leben überdenkt, ihm gewisse Ereignisse lebhaft entgegentreten, andere hingegen, vor- und nachzeitige, in den Schatten zurückweichen, daß, wenn jene sich leuchtend aufdrängen, diese selbst mit Bemühung kaum aus den Fluten der Lethe wieder hervorzuheben sind. Es soll also vorerst meine anhaltende Arbeit sein, eine solche Bemühung, insofern sie begonnen ist, fortzusetzen, insofern ich sie skeletartig finde, mit Fleisch und Gewand zu bekleiden und so weit zu führen, daß man sie nicht bloß sich zu unterrichten, sondern auch sich zu vergnügen lesen möge." Zunächst nahm er im Januar 1823 die Jahre 1806 bis 1809 vor, die sich, wie er den 27. an Boisserée schrieb, schon wunderlich hervorbauten. „Nun will ich nicht ruhen", fügte er hinzu, „bis diese Epoche zu einer gewissen Vollständigkeit und Befriedigung zusammensteht, damit rück- und vorwärts ein Beispiel gegeben sei. Man lernt indessen, was zu thun ist, und was man thun kann." Aber alle guten Vorsätze wurden durch die schwere Krankheit gestört, die ihn am 17. Februar ergriff. Ehe er zu seiner

Herstellung nach Marienbad ging, berichtete er in Kunst und Alterthum, daß er lebhaft beschäftigt sei, seine bereits schematisch niedergeschriebene Chronik im ganzen näher zu bearbeiten und im einzelnen epochenweise auszuführen; versuchsweise habe er vorerst die Jahre 1807 (?) bis 1809 vorgenommen. Den Sommer sollte die Ordnung der Briefe beendet werden, so daß, besonders von 1797 an (in diesem Jahre hatte er viele Briefe verbrannt), kaum eine Lücke sich finden werde. Aber in Böhmen wurde sein Herz von jugendlich glühender Liebe hingerissen. Nach der Rückkehr nahmen mancherlei Arbeiten, besonders die Vorarbeiten für die neue Ausgabe seiner Werke, seine Zeit in Anspruch. Boisserée meldete Anfangs Dezember von Paris aus von einer Uebersetzung von Goethes Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, die ein Herr Aubert de Vitry unternommen, wobei aber manche Mißverständnisse mit untergelaufen. Den Dichter mußte es freuen, daß auch diese endlich in Frankreich zogen.

Anfangs 1824 konnte er in Kunst und Alterthum melden, daß seine Recensionen in den frankfurter gelehrten Anzeigen und in der jenaischen Literaturzeitung in seinen Werken einen Band, einen andern seine Mittheilungen im Morgenblatt bilden würden, ein dritter umfasse seine 1797 gemachte Reise nach Frankfurt, Stuttgart und der Schweiz, und somit einen schönen Punkt aus seinem Leben. Schon war er wieder mit den Annalen, als der Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit, beschäftigt. „Es kann darin weniger mein Leben als meine Thätigkeit zur Sprache kommen", äußerte er am 27. Januar gegen Eckermann, der ihm ein treuer Gehülfe bei seiner neuen Ausgabe sein sollte. Diesem legte er auch im August die Handschrift des vierten Theiles von Dichtung und Wahrheit vor.

Es war ein kaum fingerdickes auf Quartblätter geschriebenes Heft, in welchem sich bloß einiges ausgeführt, das meiste nur schematisirt fand, doch waren die Blätter der beabsichtigten fünf Bücher so zusammengelegt, daß man bei einiger Aufmerksamkeit das Ganze wohl übersehn konnte. „Die Anlage des Ganzen hat sehr viel vom Roman“, bemerkt Eckermann. „Zartes, anmuthiges leidenschaftliches Liebesverhältniß, heiter im Entstehen, idyllisch im Fortgange, tragisch am Ende durch ein stillschweigendes gegenseitiges Entsagen, schlingt sich durch vier Bücher hindurch und verbindet diese zu einem wohlgeordneten Ganzen. Der Zauber von Lilis Wesen, im Detail geschildert, ist geeignet, jeden Leser zu fesseln, so wie er den Liebenden selbst dergestalt in Banden hielt, daß er sich nur durch eine wiederholte Flucht zu retten im Stande war.“ Lebhaft sprach er Goethe den Wunsch aus, daß er diesen letzten, so anziehenden Theil von Dichtung und Wahrheit vollende, gab auch in einem kleinen Aufsatze die Stellen an, welche noch einer Ausführung bedürften, und die Aenderungen, welche in der Anordnung der einzelnen Stücke zu treffen sein möchten. Was er über das sechzehnte, siebzehnte und zwanzigste Buch bemerkt, ist oben S. 58 ff. angegeben. Das achzehnte Buch enthielt „den Plan zu einer Fortsetzung des Faust u. s. w.“ Ohne Zweifel ist unter dem „u. s. w.“ besonders Hanswursts Hochzeit gemeint, deren heute allein das achtzehnte Buch gedenkt. „Ob nun dieser Plan zu Faust mitzutheilen oder zurückzuhalten sein wird“, äußerte Eckermann, „dieser Zweifel dürfte sich dann beseitigen lassen, wenn man die bereits fertigen Bruchstücke zur Prüfung vor Augen hat, und erst darüber klar ist, ob man überall die Hoffnung einer Fortsetzung des Faust aufgeben muß oder nicht.“ Es gelang ihm, den Gedanken an die Fortsetzung der

ungeheuren Dichtung so mächtig in Goethe anzuregen, daß dieser hier die Erwähnung des Planes fallen ließ, und so kam es, daß des „Faust" in Wahrheit und Dichtung nur ganz nebensächlich an einzelnen Stellen gedacht ist. Der in dasselbe achtzehnte Buch gehörende Versuch der Trennung von Lili war noch auszuführen. Das neunzehnte Buch begann mit der Ankunft der Stolberge, durch welche die Schweizerreise, die erste Flucht von Lili, begründet wurde. Eckermann bemerkt: „Das über dieses Buch vorhandene ausführliche Schema verspricht uns die interessantesten Dinge und erregt den Wunsch nach möglichst detaillirter Ausführung auf das lebendigste. Die immer wieder hervorbrechende, nicht zu unterdrückende Leidenschaft zu Lili durchwärmt auch dieses Buch mit der Glut jugendlicher Liebe und wirft auf den Zustand des Reisenden eine höchst eigene, angenehme, zauberische Wirkung." Von diesem ganzen Buche wie vom Anfang des zwanzigsten lag nur das Schema vor; selbst die Ankunft der Stolberge scheint nicht ausgeführt gewesen zu sein; das letzte, was dem Dichter von der Geschichte Lilis gelungen, war die 1821 geschriebene Geburtstagsfeier. Auch an den Annalen ward im Laufe des Jahres fortgearbeitet und die Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller betrieben, der sich fast unmittelbar an die Belagerung von Mainz anschließt.

Im Anfange des Jahres 1825 schrieb Goethe, nach dem Tagebuch, „einiges" an Dichtung und Wahrheit, wahrscheinlich die Ankunft der Stolberge und die Schweizerreise, dann aber zog es ihn zum fünften Akt des Faust, darauf zur Helena, die er in der neuen Ausgabe der Werke vollständig zu bringen gedachte. Gestört wurde er darin durch die große Aufregung, in welche ihn am 22. März der Theaterbrand versetzte. Zwei

Monate später meldet er Zelter, daß er fleißig an den Annalen sei, wovon schon eine große Masse, theils vorbereitet, theils ausgeführt, vorliege; eben arbeite er an der Zeit vom Anfang des Jahrhunderts bis zu Schillers Tod; die sich anschließenden Jahre von 1806 bis 1809 waren bereits vollendet. Da er gefunden, daß sein Verhältniß zu Zelter sich von 1800 an durch alles durchschlinge, will er auch seinen Briefwechsel mit diesem zu ewigem Zeugniß bearbeiten. „Ich möchte diesen edlen Faden gern zart und sorgfältig durch- und ausspinnen. Es ist der Mühe werth und eigentlich keine Mühe, sondern die größte Genugthuung, und ich freue mich, schon die große Kluft von Anfang des Jahrhunderts bis heute stetig ausgefüllt zu sehn.“ Wenige Tage später schreibt er an Schultz: „Das, was ich nicht recht zu nennen weiß, was aber wohl auf ein paar Bände anschwellen möchte, sind Notizen aus meinem Leben; sie gehen durch alle Jahre durch bis auf die neuste Zeit, bleiben dem Sinne nach dieselbigen, der Ausführung nach möchte man sie bald Chronik, bald Annalen, Memoiren, Konfessionen, und wer weiß, wie sonst noch? nicht mit Unrecht nennen; sie streifen in ihrem einfachen Gang an die Weltgeschichte, oder die Weltgeschichte, wenn man will, streift an sie, und so bewegen sie sich von unbedeutenden Einzelnheiten bis zu dem wichtigsten Allgemeinen, und vielleicht gewinnt gerade diese tadelnswerthe Ungleichheit den sonderbaren Heften einige Gunst.“ Freilich war diese Arbeit leichter zu leisten als die Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit, welche eine längere glückliche Stimmung und heitere Ruhe forderte. Mehrere Jahre lang kehrte er zu dieser nicht mehr zurück, da Helena, die neue Bearbeitung der Wanderjahre und Faust, dessen Vollendung er sich nun vorgesetzt hatte, ihn vollauf in Anspruch

nahmen. Auf eine Anfrage Zelters schrieb er in den Annalen unter dem Jahre 1802 die Geschichte der von Kotzebue gegen ihn angezettelten Schillerfeier, doch beschränkte er sich auf das Nöthige und Schickliche. Auch sonst wurden die Annalen stellenweise fortgeführt; die Vollendung des vierten Bandes von Dichtung und Wahrheit war jetzt aufgegeben. Nach der vom 1. März 1826 datirten Ankündigung der vollständigen Ausgabe seiner Werke sollten diese fünf Bände aus meinem Leben bringen, die bekannten drei Theile, welche den Titel Dichtung und Wahrheit führten, einen vierten „fragmentarisch bis in den November 1775“ und einen fünften „bis in den September 1786.“ Daran würden sich drei Bände der italienischen Reise anschließen, von denen der dritte den zweiten Aufenthalt in Rom, das römische Karneval, Cagliostro, die Rückreise, auch einen Abschnitt über die Wirkung und Folge dieser Fahrt, weiter die zweite Reise nach Venedig und die Campagne in Schlesien von 1791 (1790) enthalten sollte. Hierauf folgte der Band Campagne von 1792 und Belagerung von Mainz, sodann zwei Bände Annalen meines Lebens. Von den letztern hieß es: „Bis 1792 ist die Darstellung flüchtig behandelt, alsdann aber abwechselnd ausführlicher; auch gewinnt sie einen ganz verschiedenen Charakter, bald als Tagebuch, bald als Chronik. Sie nimmt alsdann die Gestalt von Memoiren und durch wiederholtes Eingreifen in das Oeffentliche die Bedeutung der Annalen an; sie wird geschichtlich, sogar weltgeschichtlich, da der Verfasser wohl sagen darf, daß, wie er draußen die Universalhistorie aufgesucht, sie ihn dagegen wieder in Garten und Haus heimgesucht habe.“ Vier darauf folgende Bände sollten eine große Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Form bringen. „Es sind biographisch-literarische

Mittheilungen, als Supplemente zu dem, was sich auf den Verfasser, seine Bestrebungen und Schicksale bezieht. Die Recensionen in den frankfurter Anzeigen vom Jahre 1772 geben Anlaß, die frühen ernstern und muthwilligen Produktionen einzuleiten; literarisch-kritische Mittheilungen aus verschiedenen Tagesblättern und Heften füllen den Raum bis zu den jenaischen Recensionen von 1804 ziemlich aus. Hier werden manche analoge Einzelheiten historischer, biographischer, rednerischer Art einschreiten und von sonstigem Verwandten und dahin Einschlagenden die mannigfaltigsten Versuche mitgetheilt werden."

Nach Vollendung der Wanderjahre wollte sich Goethe im Februar 1829 an den endlichen Abschluß des vierten Bandes von Dichtung und Wahrheit begeben, deren drei erste mit unbedeutenden Sprachänderungen (nicht einmal ein paar irrige Namensformen waren verbessert) nach der zweiten Ausgabe der Werke zum Druck abgesandt waren, aber bald sprang er davon zur Bearbeitung des dritten Bandes der italienischen Reise über, dann hielt ihn die Vollendung des zweiten Theiles des Faust gefesselt. In den Tagen, wo ganz Weimar durch den am 14. Februar 1830 erfolgten Tod der Großfürstin erschüttert wurde, befand sich die Tochter von Lilis Sohne Karl, der eine Gräfin von Waldner-Freundstein geheiratet hatte, bei ihrer Tante, der frühern Hofdame der Großherzogin, in Weimar zum Besuche. Goethe sah sie nur einmal. Als Hofrath Soret am 5. März diesem sein Bedauern über deren heutige Abreise aussprach, erwiederte Goethe, es thue ihm sehr leid, daß er sie nicht öfter gesehen und anfänglich immer verschoben habe, sie einzuladen, um sich ungestört mit ihr zu unterhalten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr aufzusuchen. Wenn aber Eckermann (III, 298 f.) damals Goethe

sagen läßt, der vierte Band von Wahrheit und Dichtung sei seit einiger Zeit vollendet, noch jetzt, in Darstellung jener schmerzlich-glücklichen Epoche, habe das Delikate und Eigenthümliche dieses Verhältnisses auf seinen Stil Einfluß gehabt, so kann Goethe dies unmöglich geäußert haben. Erst zwei Jahre später wäre dies möglich gewesen, aber in diese Zeit das Gespräch zu verlegen geht schon deshalb nicht, weil die Tante, Fräulein Waldner, bereits am 15. Dezember 1830 starb.

Ostern 1830 erschienen die Annalen unter dem Titel „Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1749 bis 1822." Hier findet sich nicht bloß einmal, wie von Loeper angiebt, sondern dreimal (unter 1811, 1816 und 1821) der Titel Wahrheit und Dichtung (sonst heißt diese einfach seine Biographie), was nur mit Goethes Zustimmung geschehen sein kann. Schon die zweite Ausgabe der Werke hatte 1815 einem Gedichte die Ueberschrift: „Mit Wahrheit und Dichtung" gegeben. Im Juni 1830 erinnerte der Kanzler ihn an die Vollendung des vierten Theiles seines Lebens. „In ruhigen vier Wochen", erwiederte er, „könnte ich damit wohl zu Stande kommen, aber jetzt beschäftigt meine Edition der Pflanzenmetamorphose mich noch gar zu sehr. Uebrigens wird der vierte Theil nur das Jahr 1775 umfassen, aber einen wichtigen, inhaltvollen, gleichsam bräutlichen Zustand desselben darstellen, eine Hauptkrisis meines Lebens." Am 11. November traf ihn die Kunde von dem in Rom erfolgten Tode seines Sohnes. Um sich dem in ihm wühlenden Schmerze zu entziehen, ergriff er eine Arbeit, die ihn ganz verschlinge. „Der vierte Band meines Lebens lag über zehn Jahre in Schematen und theilweiser Ausführung ruhig aufbewahrt, ohne daß ich gewagt hätte, die Arbeit wieder vorzunehmen", berichtet er an Zelter. „Nun griff ich sie mit Gewalt

an, und es gelang so weit, daß der Band, wie er liegt, gedruckt werden könnte, wenn ich nicht Hoffnung hätte, den Inhalt noch reicher und bedeutender, die Behandlung aber noch vollendeter darzustellen.“ Vierzehn Tage hatte er sich der Arbeit hingegeben, als der unterdrückte Schmerz und die übertriebene Anstrengung einen Blutsturz herbeiführten, der ihn dem Tode nahe brachte. Kaum fand er sich wieder ins Leben zurück, als er sich an die Gattin des Generals und Oberforstmeisters von Beaulieu-Marconnay, geborene Gräfin von Egloffstein, wandte, die, wie sie ihm vor mehr als dreißig Jahren mitgetheilt hatte, Lili im Jahre 1794 in Erlangen kennen gelernt und über ihr Verhältniß zu Goethe vertrauliche Mittheilungen, ja den Auftrag erhalten hatte, sollte sie Goethe sehn, ihn ihrer steten dankbaren Erinnerung zu versichern. Jetzt, wo er an die Ausführung seiner Trennung von Lili zu gehn fest entschlossen war, forderte er die in Weimar anwesende Dame zur schriftlichen Mittheilung dessen auf, was sie von der jetzt schon längst hingeschiedenen innigsten Jugendgeliebten vernommen hatte. Ihr Brief vom 3. Dezember nebst Goethes dankbarster Erwiederung vom 7. ist uns erhalten.*) „Ihr theures Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken“, schreibt er, und er wünscht der verehrten Freundin als genügenden Lohn

*) Wenn die edle Frau in ihrem Briefe die Sache so darstellt, als ob sie Goethe noch nie von dem ihr anvertrauten Geheimniß gesprochen, so hatte sie früher wohl nur seiner Bekanntschaft mit Lili und ihrer Unterredung über deren Verhältniß mit Goethe gedacht, der Dichter aber damals ein näheres Eingehen abgelehnt, weil ihm eben jede Ausspürung der in seinen Gedichten gefeierten Geliebten lästig war. Daß die Gräfin dies in seiner Weise anders darstellt, kann um so weniger auffallen, als Goethe selbst in seiner uns nicht bekannt gewordenen Anfrage darauf hingedeutet haben muß, sie habe ihm früher davon gesprochen. An eine Fälschung der Briefe ist unmöglich zu denken.

eine ebenso freudige Erquickung. Zunächst nahmen ihn die Sorge für die Sicherung der Herausgabe seines Briefwechsels mit Zelter, sein eigenes Testament, die Vollendung des Faust und die Metamorphose der Pflanze in Anspruch. Im Februar 1831 begann er den vierten Akt des Faust, der aber dann der Ergänzung von Wahrheit und Dichtung weichen mußte. Bereits am 27. sandte er Eckermann die Handschrift des vierten Theiles mit dem Auftrage, ihm anzugeben, was daran wohl noch zu thun sein möchte. Dieser war glücklich über das Werk, indem er bedachte, was es sei und was es noch werden könne; gegen die frühere Gestalt, in welcher er es vor fast siebtehalb Jahren gesehen, fand er es sehr bereichert. Das siebzehnte, neunzehnte und zwanzigste Buch hielt er für so vollendet, daß sie nur noch der letzten Durchsicht bedurften. Demnach war der Schluß von dem Betreten des Hospiz auf dem Gotthard geschrieben, aber auch der Anfang der mit Passavant angetretenen Reise in die kleinen Kantone, ja alles, was von der Ankunft der Stolberge bis zum Antritt dieser Fußreise berichtet wird, muß, da Eckermann nichts davon als fehlend bezeichnet, fertig gewesen sein. Auch am sechzehnten Buche kann nichts gefehlt zu haben; denn Eckermann sagt davon nichts weiter, als daß die am Ende des Buches sich findenden artigen Geschichten vom Feuer in der Judengasse und vom Schlittschuhlaufen im rothen Sammetpelze der Mutter am Schlusse des Buches nicht gut ständen, das besser mit der Erzählung von Jungs verunglückter Augenoperation schlösse; denn diese sei von so ernster Bedeutung, daß sie auf innere tiefe Betrachtungen führe und, würde sie in der Gesellschaft erzählt, sicherlich im Gespräche eine Pause darauf entstehn würde. Die deshalb beantragte Umstellung der lustigen Geschichten nach dem ersten Abschnitt wurde

von Goethe angenommen. Vom achtzehnten Buche waren nur die drei kurzen ersten Abschnitte vor der Erzählung von der Ankunft der Stolberge, für die bisher noch keine Stelle bestimmt war, nicht ganz in Ordnung. Eckermann bemerkt: „Was über Hanswursts Hochzeit, so wie über andere zu Stande gekommene und nicht zu Stande gekommene poetische Unternehmungen zu sagen wäre, könnte, im Fall es sich in dem bereits sehr starken vierten [neunzehnten] Buche nicht besser anschlösse oder vielleicht gar dort den sehr gut verknüpften Zusammenhang unterbräche, sich gleichfalls diesem dritten [achtzehnten] Buche anfügen. Ich habe alle Schemata und Fragmente zu diesem Zweck im dritten Buche zusammengelegt, und wünsche nun Glück und Neigung, auch dieses noch Fehlende mit frischem Geist und gewohnter Anmuth zu diktiren.“ Schon am 6. März hatte Goethe ihm zum Nachtisch die aus Hanswursts Hochzeit erhaltenen Bruchstücke vorgelesen und sich weiter über den Inhalt jenes derben Possenspiels ausgesprochen. Auch hatte er mit ihm verabredet, daß in das achtzehnte Buch dasjenige aufgenommen werde, „was über den äußern politischen Zustand von 1775, sowie über den innern von Deutschland, die Bildung des Adels u. s. w. noch zu diktiren sein möchte.“ Doch kamen diese später diktirten Bemerkungen an den Schluß des siebzehnten Buches zu stehn. Nach allem fehlten eigentlich nur noch der Schluß des siebzehnten und der Anfang des achtzehnten Buches. Als Eckermann am 16. die Handschrift Goethe zurückbrachte, hatte dieser darüber mit ihm „mancherlei Gespräche.“ Am 28., nachdem er seine Abhandlung über Spiraltendenz der Vegetation größtentheils beendet, schrieb er ein Schema desjenigen, was noch am letzten Theile von Dichtung und Wahrheit oder, wie er jetzt wieder wollte, von Wahrheit und

Dichtung zu thun sei. „Ich kann es gewissermassen beneidenswürdig nennen", äußerte er, „daß mir noch in meinem hohen Alter vergönnt ist, die Geschichte meiner Jugend zu schreiben, und zwar eine Epoche, die in mancher Hinsicht von großer Bedeutung ist." Auf Eckermanns Bemerkung, man vermisse bei dem dargestellten Liebesverhältniß keineswegs seine Jugend, vielmehr hätten solche Szenen den vollkommenen Hauch der frühen Jahre, erwiederte er: „Das kommt daher, weil solche Szenen poetisch sind, und ich durch die Kraft der Poesie das mangelnde Liebesgefühl der Jugend mag ersetzt haben." Als zwei Tage später der jüngere Freund die Bedeutung von Goethes Lebensbeschreibung für die sittliche Kultur hervorhob, äußerte Goethe etwas paradox: „Es sind lauter Resultate meines Lebens, und die erzählten einzelnen Fakta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen. ... Ich dächte, es steckten darin einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch Wahrheit und Dichtung, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt. Jean Paul hat nun aus Geist des Widerspruchs Wahrheit aus seinem Leben geschrieben. Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas anderes sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen!" Dem im August zu Weimar anwesenden Zelter las er einiges aus dem vierten Theile vor, dessen Vollendung er erst nach dem völligen Abschlusse des Faust sich vorsetzte. „Ich selbst habe mich wieder mit dem vierundzwanzigjährigen Manuscripte*), von dem du einige Bogen gesehen hast, befreundet", schreibt er am 20. September an Zelter. „Möge es

*) Der Anfang des vierten Theiles fällt in das Jahr 1814, selbst der des ersten nicht vor 1810. Auf solche Zeitbestimmungen ist bei Goethe nicht fest zu bauen, wie es besonders auch die Aeußerungen über den Anfang des Faust zeigen.

dir dereinst zur heitern, auch im hohen Alter noch bildsamen Stunde gereichen.“ Der Abschluß und die letzte Durchsicht muß bald darauf erfolgt sein; das Tagebuch setzt die Vollendung in das Jahr 1831. Er hatte jetzt alles, was ihm am Herzen lag, auf würdige Weise zu Ende geführt; Faust und der vierte Theil aus meinem Leben sollten erst nach seinem Tode, dem er ruhig entgegensah, erscheinen. Ueber die Art, wie Riemer und Eckermann seine nachgelassenen Werke herausgeben sollten, war bis ins einzelnste Abrede getroffen, auch über die Herausgabe seiner Briefe. Wenn je ein Dichter dafür gesorgt hat, daß die Geschichte seiner Entwicklung und seines gesammten wissenschaftlichen und dichterischen Strebens der Nachwelt in vollem Umfange vorliege, so war es Goethe. Daß seine Nachkommen in Betreff der Briefe seinen Anordnungen nicht nachkommen, sondern diesen wunderlich entgegenhandeln würden, konnte er nicht voraussehn.

Die drei ersten Bände waren unterdessen in der dritten Ausgabe der Werke, die in zwei Drucken gleichzeitig zu Stuttgart und Wien herauskam, und in der Taschenausgabe und der nach jener revidirten Oktavausgabe letzter Hand erschienen. In der dritten Ausgabe ist einzelnes verändert, das man nicht ohne weiteres, obgleich dieselbe freilich stark an Druckfehlern leidet, als Versehen abfertigen kann. Der wiener Druck scheint im allgemeinen richtiger als der stuttgarter, und verdient um so mehr Beachtung, als er bei der Ausgabe letzter Hand zufällig nicht zu Grunde gelegt wurde. Eingehender wurde Dichtung und Wahrheit für die Ausgabe letzter Hand durchgesehen, nicht bloß die Sprachformen nach bestimmten, freilich nicht ganz durchgreifend befolgten Grundsätzen behandelt, sondern auch sonst geändert. Es ist nicht zu billigen, wenn von Loeper auf die Abweichungen dieser Aus-

gabe keinen Werth legt, sondern sie meist als willkürlich beseitigt, da doch die Durchsicht unter Goethes Augen und in seinem Auftrage, wir wissen freilich nicht, inwiefern im einzelnen mit seiner Billigung, gemacht wurde. Die Oktavausgabe weicht nur in sehr wenigen Fällen absichtlich von der Taschenausgabe ab, an andern beruht die Verschiedenheit auf einem neuen Druckfehler.

Der achte Band der nachgelassenen Werke brachte im Jahre 1833 den vierten Theil aus meinem Leben in der Taschenausgabe, leider mit manchen Druckfehlern, von denen eine Anzahl in der Oktavausgabe nicht verbessert wurde. Goethe hatte auch eine größere Anzahl kleiner biographischer Aufsätze handschriftlich hinterlassen, mit der bestimmten Absicht (vgl. oben S. 43 f. 70 f.), daß sie als Ergänzung zur Darstellung seines Lebens dienen, zum Theil den Annalen einverleibt werden sollten. Diese aber fanden in den nachgelassenen Werken vorab keine Stelle, erschienen erst 1837 in der von Riemer und Eckermann herausgegebenen Quartausgabe von Goethes poetischen und prosaischen Werken in zwei Bänden.*) „Gar manches und höchst Bedeutendes davon war bisher noch nie gedruckt", bemerkten die Herausgeber, „theils weil der Verewigte es erst noch zu voll-

*) Erst die Quartausgabe setzte im zehnten Buche richtig den Namen Süßmilch statt des damit verwechselten berliner Predigers Silberschlag und suchte im siebenten und zwölften Buch dem gemeinten Herzog von Würtemberg den wahren Vornamen zu geben. Ebenso schrieb sie zuerst richtig die Namen von Goethes Verwandten Melber (statt Melbert) und Lindheimer (statt Lindheim), wie auch Jabach (statt Jappach), Christian (statt Philipp) Heinrich Schmid, und gab in letzterm, wie in manchen andern Namen zuerst die genau richtige Form. Im vierten Theile setzte sie einmal Cumberland mit Recht statt Cleveland, brachte auch ein paar andere Verbesserungen, doch blieb manches noch unverbessert stehn.

enden gedachte oder so manche Berücksichtigung des Augenblicks es zurückbehielt, theils auch weil es den Ordnern seines literarischen Nachlasses erst neuerlich kund geworden." Bei den Annalen heißt es, vieles Neue sei hier eingeschaltet, „besonders in Bezug auf Schiller, Pyrmont, Herder, Frau von Staël, Benjamin Constantin, Napoleon, Theater, Voß und Stolberg, und ilmenauer Bergbau". Von Biedermann erklärt dies für einen unberechtigten Eingriff in Goethes Text, und glaubt diesen schweren Tadel dadurch rechtfertigen zu können, daß Goethe diese Aufsätze, obgleich sie zum Theil zuverlässig bereits vor dem Druck der Annalen geschrieben gewesen, wie z. B. das Gespräch mit Napoleon, nicht aufgenommen. Aber wenn Goethe in die erste Ostern 1830 erschienene Ausgabe der Annalen die 1824 niedergeschriebene Unterhaltung mit Napoleon bei seinen Lebzeiten nicht aufnahm, was konnte ihn hindern, als er Anordnungen über die spätern Ausgaben seiner Werke traf, zu bestimmen, daß diese und auch andere biographische Ausführungen, die zum Theil später geschrieben, zum Theil übersehen worden waren, künftig an passender Stelle eingerückt wurden, ja selbst über die Art der Einschiebung zu verfügen? Wir wissen, daß er im Mai 1831 mit Eckermann Abrede traf, wie die aus Noth in die Wanderjahre eingeschobenen Spruchsammlungen aus Makariens Archiv und im Sinne der Wanderer bei Herausgabe seines Nachlasses an ihren Ort gestellt, und beim abermaligen Abdrucke seiner Werke aus dem Romane ausgeschieden würden. Manche dieser Ausführungen konnten in den Annalen nur eingeschoben werden nach Ausscheidung oder Aenderung dort gedruckter Stellen. Statt mit von Biedermann eine größere Schuld der Herausgeber, finden wir darin vielmehr einen Beweis, daß die Einordnung

mit Goethes Einwilligung geschehen, ja er die zu diesem Zwecke vorgeschlagene Aenderung gebilligt habe. Die erste der hier eingeschobenen Stellen, die Erzählung von seiner Anknüpfung mit Schiller, war schon in den Heften zur Morphologie gedruckt. Zu ihrer Einfügung unter dem Jahre 1794 mußte nicht bloß eine Stelle der Annalen ausfallen, sondern auch die Einleitung des gedruckten Aufsatzes Glückliches Ereigniß umgestaltet werden. Daß Riemer und Eckermann dies willkürlich gethan, nicht zur Zeit, wo Goethe noch darüber verfügen konnte, ihm die Sache zur Entscheidung vorgelegt, ist schwer zu glauben. Und eine so arge Versündigung, wie es von Biedermann darstellt, wäre es im Grunde gar nicht, wenn Riemer bei der von Goethe verfügten Einschiebung die durchaus nöthige Aenderung auf eigene Hand vorgenommen hätte; wissen wir ja, wie viele von Riemer vorgeschlagenen Aenderungen Goethe selbst in Dichtung und Wahrheit vorgenommen, ja beim Anfang des dritten Theiles ihm die Entscheidung ganz überlassen; bei den Annalen war dies viel weniger bedenklich, und Riemer kannte so gut Goethes Gewöhnung, daß er mit gutem Vertrauen, dieser würde mit seiner Aenderung einverstanden gewesen sein, diese aufnehmen konnte. Entschieden spricht für die Unschuld der Herausgeber die Einfügung des Abschnittes: „Herder war — mitgetheilt hatte." Diese Stellen fanden sich nicht auf einem besondern Blatte, wie sich daraus ergibt, daß sie nicht, wie alle übrigen in die Annalen eingefügten Stellen, im zwanzigsten Bande der nachgelassenen Werke abgedruckt ist; sie muß von Goethe ausdrücklich als Zusatz bestimmt gewesen sein, oder er hatte sie früher absichtlich unterdrückt. So gibt auch der Aufenthalt in Pyrmont 1801 überschriebene Aufsatz sich schon durch die

Einleitung: „Hiebei wäre nachträglich zu bemerken, daß ich daselbst eine sehr weitschichtige Arbeit konzipirte“, sich als Zusatz zu den Annalen zu erkennen, bei dessen Einschiebung natürlich diese Hinweisung wegfallen mußte. In der kurzen Erwähnung der Annalen heißt es: „Jedoch kann ein allgemeiner Entwurf unter andern kleinern Aufsätzen dem Leser zunächst mitgetheilt werden.“ Damals kann unmöglich der Aufsatz, wie er jetzt vorliegt, vollendet gewesen sein, da man sonst nicht absieht, weshalb er nicht in dieser Gestalt aufgenommen worden wäre. Goethe arbeitete die Stelle später mit Benutzung eines ältern Entwurfes um und bezeichnete sie als Zusatz zu dem Jahre 1801, ohne sich zu erinnern, daß in den Annalen dieses Planes wirklich schon kurz gedacht und auf den alten Entwurf hingewiesen sei. Ein durchaus nöthiger, sich unmittelbar an den Schluß von 1803 anschließender Zusatz ist der über Herders Tod; diesen konnten die Annalen ja unmöglich unerwähnt lassen: wahrscheinlich war der ganze Abschnitt nur durch Versehen ausgefallen. Dagegen geben sich als weitere Fassungen späterer Zeit die Auslassungen über Frau von Staël und Benjamin Constant zu erkennen, ja es kann für denjenigen, der sie mit den betreffenden Stellen der Annalen vergleicht, nicht der geringste Zweifel obwalten, daß sie bestimmt waren, diese zu erweitern, oder zu ersetzen.*) Daß die Bemerkungen über das Theater, die unter dem Jahre 1815 eingeschoben sind, für die Annalen geschrieben sind, zeigt schon

*) Statt der Stelle: „Eine Vorlesung der Phädra—herausklaubte“, stand früher: „Ich entschuldigte mich von einem Abend, wo sie Phädra vortrug und wo ihr der mäßige deutsche Beifall keineswegs genug that.“ Für den längern Bericht über Benjamin Constant hatten die Annalen nur den Satz: „Ebenso hätten wir dankbar der Gegenwart Herrn Benjamin Constant zu gedenken.“

der Eingang: „Hier wäre es wohl am Orte", wenn nicht etwa das Vorurtheil sich so weit wagen sollte, diesen für eine willkürliche Aenderung oder eine vorgesetzte Einleitung zu halten. Unter dem Jahre 1820 findet sich jetzt eine viel ausführlichere Darstellung über den in Folge des Uebertrittes von Stolberg so lange nachher von Voß angeregten Streit. Offenbar genügte dem Dichter später das darüber Gesagte nicht mehr, und so schrieb er eine eingehendere Erörterung, welche mit Weglassung jener durch die Worte „welches zu mancherlei Bemerkungen Anlaß gab" eingefügt wurde. Von ganz anderer Art ist es, wenn die „Skizze der Persönlichkeit von Lord Bristol", die „sich unter Goethes Papieren fand", bei dem Jahre 1797 als Note unter dem Texte gegeben wurde, was mit Recht in den Taschenausgaben geändert worden, welche diese unter den biographischen Einzelnheiten bringen. Aehnlich verhält es sich mit ein paar unter dem Texte gegebenen Verweisungen auf andere Stellen der Werke.*) Wenn die Reden zur Eröffnung des ilmenauer Bergbaues, auf die Herzogin Amalia und Wieland den Annalen angehängt sind, so ist dies eine redaktionelle Anordnung, von welcher die Herausgeber in den Taschenausgaben selbst abgingen.

Daß Riemer und Eckermann mit der Einfügung dieser meist spätern Ausführungen die ausgesprochene Absicht Goethes erfüllten, scheint das ähnliche Verfahren bei der italienischen Reise zu bestätigen. Hier sind zwei Briefe nach dem 2. Januar und dem 1. August 1787, so wie nach der vom 10. bis zum 12. November 1810 geschriebenen Darstellung des Philipp Neri eine allgemeine

*) Am Anfange des Jahres 1804 hat die Quartausgabe zu Schnecke die Anmerkung: „Eine steile Anhöhe vor Jena", die in der Taschenausgabe in den Text kam. Wir halten beides freilich für unbefugt.

Betrachtung eingefügt, auch statt des kürzern Schlusses mit Versen aus der Elegie Ovids (lateinisch und deutsch), wie er 1829 gedruckt wurde: „Dieses in aufgeregter Seele tief und groß empfunden u. s. w.“ (15 Zeilen), eine ganz andere Ausführung gegeben. Offenbar genügte dem Dichter der frühere Schluß nicht und er versuchte einen andern, der an dessen Stelle treten sollte; denn die Annahme, die Herausgeber hätten hier auf eigene Hand einen neuen Schluß zusammengearbeitet, wäre der Gipfel tollkühnen Verdachtes, den man, wie so manche andere Wagnisse, ruhig seine Wege gehn lassen kann. Ob die allgemeine Betrachtung ein späterer Zusatz oder zufällig beim ersten Drucke wegfiel, mag unentschieden bleiben, aber jedenfalls ist sie mit Bezug auf die Darstellung von Neri geschrieben, und nach allem bisher Beigebrachten scheint mir jetzt jeder Verdacht, daß sie nicht von Goethe herrühre, ein Unrecht gegen die Herausgeber. Es hätte doch ein nicht geringer Grad von Anmaßung dazu gehört, nicht allein jene Stelle ohne Noth anzufügen, sondern auch sie unter Goethes „biographischen Einzelnheiten“ zu geben. Die beiden Briefe müssen sich später noch zufällig vorgefunden haben (seine Briefe hatte Goethe nach der Abfassung des zweiten Aufenthaltes in Rom verbrannt) und von Goethe zur Einfügung bestimmt worden sein.

Die Herausgeber haben einzelne kleinere Ausführungen Goethes über sein Leben von den Annalen ausgeschlossen. Der Bericht über das Luisenfest würde die wenigen Andeutungen von 1776 bis 1780 erdrückt, die Mittheilung über das erste Zusammentreffen mit Iffland in starkem Mißverhältniß zu den kurzen Bemerkungen über die zweite Schweizerreise gestanden haben. Das über die letzte Kunstausstellung Bemerkte hätte

freilich am Ende des Jahres 1805 eine Stelle finden können, aber gegen die dasselbe schließende Beschreibung der Reise nach Helmstedt würde dieser auch schwer anzufügende Bericht sehr abgefallen sein; wahrscheinlich fand man dieses Blatt erst nach Goethes Tod, so daß man darüber keine Verabredung treffen konnte. Dasselbe gilt von den Bemerkungen über Jacobi, die für dasselbe Jahr 1805 geschrieben waren. Bei der vorausgesetzten Willkür der Herausgeber wäre es ganz unbegreiflich, wenn diese sich hier so zurückhaltend gezeigt haben sollten. Der Grund der Nichtaufnahme der Aeußerungen über Kotzebue läge freilich auf der Hand; denn diese fügen sich eben, obgleich er sie, „seines biographischen Rechtes sich bedienend", macht, sehr schwer unter ein besonderes Jahr; um ins Jahr 1802 gesetzt zu werden, nach welchem sie unmöglich stehn können, müßten sie große Veränderungen erleiden. Auch die abgebrochenen Bemerkungen über seinen Gegensatz zu Schiller waren ohne weitere Umgestaltung nicht zu geben. Vielleicht fanden auch sie sich erst nach Goethes Tod. Das über Lavater Gesagte war zu abgerissen, und Goethe vermied in den Annalen geflissentlich jedes Eingehen auf das spätere Mißverhältniß zu ihm. Endlich ist der Aufsatz „Epoche der forcirten Talente" gar nicht biographisch. Wenn die Annalen in ihrer losern Form an manchen Stellen Einschaltungen möglich machten, so widerstrebte diesen die künstlerische Komposition von Dichtung und Wahrheit, und so konnten in diese weder die Bemerkungen über das leipziger Theater, die auch zum Abschnitt der Annalen von 1764 bis 1769 nicht paßten, noch der Entwurf zu einer Schilderung von Lenz, der dazu des Besuches von Sesenheim im Jahre 1779 gedenkt, noch die Reihe von Selbst-

beobachtungen übergehn, welche die Herausgeber Aus meinem Leben. Fragmentarisches überschrieben.

Haben wir somit die Haltlosigkeit des gegen die Herausgeber erhobenen Vorwurfes großer Willkürlichkeit erkannt, so können wir auch unmöglich mit von Loeper annehmen, die Einführung des Titels Wahrheit und Dichtung, welchen diese bei allen spätern Ausgaben beibehielten, sei eine eigenwillige Aenderung. Freilich haben Riemer und Eckermann nirgends behauptet, Goethe habe die Umstellung angeordnet, aber dazu lag kein Grund vor, da die Leser voraussetzen mußten, die Herausgeber würden gewissenhaft ihre Pflicht gethan haben. Daß Goethe diese Umänderung erst nach 1831 angeordnet haben könnte, wird dadurch nicht bewiesen, daß im Jahre 1830 noch der dritte Band in der Oktavausgabe letzter Hand die Ueberschrift Dichtung und Wahrheit führt; denn natürlich durfte die Oktavausgabe darin gegen die im vorigen Jahre erschienene Taschenausgabe keine Aenderung eintreten lassen, und noch weniger konnte man, als nach Goethes Tod der vierte Band herauskam, bei diesem die abweichende Form wählen. Aber schon in den 1830 gedruckten Annalen findet sich nur Wahrheit und Dichtung, ja schon bei einem Gedichte in der zweiten Ausgabe der Werke (1815). Goethe konnte sehr wohl Wahrheit und Dichtung für richtiger halten, und sich dennoch scheuen, die frühere Ueberschrift zu ändern, dagegen den Herausgebern auftragen, nach seinem Tode die richtigere Form zu wählen, wie er beim vierten Theile ihnen sogar anheim stellte, ob sie ein Verzeichniß der Personen von Hanswursts Hochzeit geben oder unterdrücken wollten. Auch nicht der Schein eines Grundes spricht hiergegen, die Ehrenhaftigkeit der Herausgeber, die niemand ohne Noth

anzutasten wagen sollte, entschieden dafür. Freilich triumphirt von Loeper: „Die Sache ist ganz klar“, indem er sich auf die Aeußerung Riemers selbst in den Mittheilungen bezieht. Dieser berichtet nämlich im Jahre 1841, nachdem er bemerkt, Goethe habe das von ihm vorgeschlagene Motto des vierten Theiles angenommen: „Auf ähnliche Weise hatte er nach meinem Vorschlag für diese Biographie den Titel aus meinem Leben und Wahrheit und Dichtung beifällig aufgenommen, mit der kleinen Umstellung von Dichtung und Wahrheit, aus euphonischen Gründen, weil in jener Verbindung zwei gleiche Buchstaben sich stoßen und zusammenkleben. Diese Stellung hat aber manche veranlaßt zu glauben: die Hauptsache sei Dichtung und die Wahrheit nur adspergirt, wie die Philologen reden, da doch gerade umgekehrt Wahrheit der Stoff und die Form nur Dichtung ist.“ Wenn Riemer hier, wo es sich zunächst nur darum handelt, daß Goethe manchmal seinen Vorschlägen gefolgt sei, nicht hinzufügt, später habe er eingesehen, die von ihm gemachte Umstellung erwecke irrige Vorstellungen, und deshalb verfügt, daß das Werk später den von ihm ursprünglich vorgeschlagenen Titel Wahrheit und Dichtung führen solle, so folgt daraus keineswegs, dies sei nicht der Fall gewesen, besonders da das Gegentheil sich daraus ergibt, daß die Herausgeber wirklich diesen Titel eingeführt haben und nur unter ihm das Werk anführen. Wie hätte Riemer ahnen können, auf diese Aeußerung hin werde ein Jurist ihn und den bescheidenen Eckermann der Fälschung zeihen, obgleich bei Goethes Leben schon in dessen Werken diese Form gelegentlich gebraucht ist, auch der Dichter am 15. Februar 1830 gegen Zelter von dem „einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus seinem Leben Wahrheit und Dichtung“

spricht. Das euphonische Bedenken konnte Riemer sehr leicht durch den häufigen gleichen Gebrauch eines und zur Verbindung von zwei in gleichem Verhältniß stehenden Wörtern, von denen das zweite mit d anlautet, als ungehörig zurückweisen. So sagt man Hunger und Durst, Nacht und Dunkel, dick und dünn, durch und durch, und es wäre eine gar arge Beschränkung, wenn man nicht den bestimmten Artikel nach und brauchen dürfte, was sich natürlich Goethe unbedenklich gestattete, wie er und diente, und durch, bald diesen, Lebens- und Denkweise, Anstrengung und Dünkel u. ä. nicht mied. Und auch als Titel, der einen leichten Fluß fordert, konnte die Verbindung Wahrheit und Dichtung nicht anstößig sein, da und hier mehr die entgegengesetzten Begriffe auseinanderhält als sie verbindet. Vor allem aber darf die Rücksicht auf Wohlklang nicht den Sinn benachtheiligen; an erster Stelle muß der Hauptbegriff stehn und daß bei Goethes Leben denn doch, wie bei jeder geschichtlichen Darstellung, die Wahrheit das Wesentliche ist, die Dichtung nur zur lebendigen Ausführung und allenfalls zur Ergänzung dient, wird niemand in Abrede stellen. Freilich scheint Goethe selbst auf die andere Fassung hinzudeuten, wenn er am Ende seines Vorworts von der „halb poetischen, halb historischen Behandlung" spricht, aber auch diese Voranstellung des Dichterischen wird man im Grunde nicht billigen, höchstens mit Rücksicht auf den einmal gewählten Titel entschuldigen können. Jedenfalls hatte Goethe später erkannt, daß das von Riemer vorgeschlagene und nach dem Zeugnisse von Pauline Gotter (oben S. 27) zuerst in Aussicht genommene Wahrheit und Dichtung bezeichnender war und weniger zu irrigen Vorstellungen Anlaß gab. So gewiß es ist, daß Goethes Werk zuerst unter dem um-

gekehrten Titel erschien, so wenig darf es bezweifelt werden, daß er sich für die Aenderung später entschieden, und so muß letztere in allen neuern Ausgaben Platz finden, wenn man auch, wo es sich bei den Drucken zu Goethes Lebzeiten handelt, den andern zu wählen hat.

Gleich von Anfang an hat es der goetheschen Lebensbeschreibung nicht an kurzsichtigen und böswilligen Gegnern gefehlt, und selbst günstiger Gesinnte und Urtheilsfähige wußten sich in das Werk nicht ganz zu finden, obgleich Goethe den richtigen Gesichtspunkt klar genug bezeichnet hatte. Wenn der Herzog von Gotha das ganze Buch „unendlich platt, eigenliebig und unsittlich, ja schlecht geschrieben“ fand, „wie man vor zwanzig Jahren geschrieben“, so war es eben der Verfasser des wunderlichen Romans „Kyllenion oder Auch ich war in Arkadien“, der dieses Urtheil fällte. Dagegen hören wir einen Mann, wie Niebuhr, der, wenn auch zuweilen höchst einseitig und bitter heftig, doch immer aus voller Seele urtheilte, die Darstellung als unerreichlich schön und liebenswürdig, den erzählenden Ton als vortrefflich gelungen bewundern, mochte er auch an der gemüthlichen Darstellung der Sakramente sich ärgern und dem Dichter nie das Unglück Friederikens vergeben können. Goethes zahlreiche Gegner, zu klein, um seine Größe zu fassen, zu neidisch, um ihn rein zu würdigen, wurden durch das Jugendbild des Dichters stark vermehrt; hatte er sich ja so unbefangen seinen Freunden hingestellt, daß er den Mißwollenden manche Blöße zu bieten schien, wenn man pharisäisch den strengsten Maßstab der Sittlichkeit anlegte. Da kamen die Spane und Spaune, die auch seine Sprache kleinmeisterten, die frommen Pustkuchen, der verkappte Köchy-Vogler (Glover), der die bissige Kritik des Edinburgh-Review nicht allein mit vollstem

Beifallklatschen wiederbrachte, sondern auch in einem Prologe die giftigsten Schmähungen und albernsten Vorwürfe über Goethe ergoß, da stellte sich ein Fischer ein, der bewies, daß Goethe am allerwenigsten ein Nationaldenkmal gebühre, auch der schreibselige jüngere Schütz saß über den Altmeister zu Gericht, ja der christlich-germanische Menzel riß in dem von Cotta herausgegebenen Literaturblatte, so lang er dasselbe unter seinen Händen hatte, den Nestor der deutschen Dichtung schnöde herab. Freilich fehlte es diesem auch nicht an den wärmsten Verehrern und den begeistertsten Bewunderern, unter denen der edle Varnhagen von Ense vor allen durch tiefes Gefühl seiner einzigen Größe glänzte. An einer vollen Würdigung der Lebensbeschreibung, aus deren einseitiger Auffassung die Gegner ihre giftigsten Pfeile nahmen, fehlte es auch nach Goethes Tod noch lange Zeit. Allmählich begann man dem genauen Studium der in der Lebensbeschreibung dargestellten Jugendzeit sich zuzuwenden, wozu ich den ersten eindringenden Versuch seit 1848 in den Blättern für literarische Unterhaltung, dann in meinen Frauenbildern aus Goethes Jugendzeit und meinen Freundesbildern machte, trotz des seltsamen Vorwurfes Böhmers, ich hätte mich eher der Geschichte der kölnischen Erzbischöfe zuwenden sollen. Eine reiche Fülle von Untersuchungen hat das folgende Vierteljahrhundert gebracht. Gerade Frankfurt hat durch zahlreiche fleißige Forschungen seine Schuld gegen den großen Landsmann gesühnt. Die von Gustav von Loeper mit außerordentlichem Fleiße und reicher Kenntniß veranstaltete Ausgabe von Dichtung und Wahrheit war epochemachend, da sie mit treuer Benutzung des von andern Gebotenen einzelnes durch neue Nachweisungen und emsiges Nachspüren festsetzte, wenn sie auch manche Schwierigkeiten un-

berührt, andere wenigstens ungelöst ließ, und man nicht immer das kritische und sachliche Urtheil als begründet anerkennen kann.*) Dazu hat sie, statt sich auf Erklärung und Berichtigung des Textes zu beschränken, ihre weitschichtigen, zuweilen behaglich ausschweifenden Anmerkungen zu einem Sammelplatz alles dessen gemacht, was wir sonsther aus Goethes Jugendzeit wissen. Jedenfalls bleibt sie eine äußerst dankenswerthe Leistung. Am wenigsten ist bisher für die künstlerische Würdigung und die lebendige Einsicht in die hohe Bedeutung dieses einzigen Lebensdenkmals geschehen, das einem möglichst vollständigen Verständnisse durch allseitige, möglichst knapp gehaltene Erläuterung nahe zu bringen mir eine lohnende Aufgabe schien.

*) Auch ist die Angabe der verschiedenen Lesarten nicht in gewünschter Vollständigkeit gegeben, einzelnes übersehen. Besonders hätte meine Ausgabe in 30 Bänden von 1858, die keineswegs ein bloßer Abdruck der von 1851 ist, verglichen werden sollen. Diese hat schon manches richtig hergestellt, was von Loeper spätern Ausgaben zuschreibt oder gar nicht anführt.

II. Quellen, Darstellung, Komposition.

Da Goethe auch die Welt- und Literaturverhältnisse, die seinen Entwicklungsgang beeinflußt, darzustellen unternommen, so erforderten diese neben seinem persönlichen Leben eingehende quellenmäßige Verfolgung. Für sein eigenes Leben fand er den reichsten Schatz in seinen eigenen Erinnerungen, doch waren diese vielfach sehr abgeblaßt, versagten zuweilen ganz. Ist es ja wunderbar, wie der menschliche Geist manches längst Vergangene mit größter Zähigkeit festhält, anderes, oft viel Bedeutenderes von der Welle der Zeit weggeschwemmt oder überflutet wird, so daß nichts oder nur die unscheinbarsten Spuren zurückbleiben, um der vielfachen Verschiebungen und Verwechslungen, der leidigen Untreue nicht zu gedenken. Neben seinem eigenen höchst ungleich die Thatsachen festhaltenden Gedächtnisse kamen ihm die Erinnerungen der Mutter zu Gute, die so manches schon dem Knaben und Jüngling aus seiner ersten Kindheit berichtet, später gelegentlich einzelnes erwähnt hatte, das sein Gedächtniß mehr oder weniger behielt. Anderes theilte ihm Bettine mit, die seit dem März 1806 die wunderbar frischen gemüthlichen Erzählungen der in der Mitte der siebziger Jahre stehenden Mutter zu hören das Glück hatte. Aber Bettine schrieb diese erst mehrere Jahre später auf Goethes

Wunsch nieder. Freilich behauptet sie alles, was die Mutter ihr von Goethe erzählt, sogleich zu Papier gebracht und es der Stiftsdame von Günderode geschickt zu haben, aber dies ist nur eine ihrer vielen Erdichtungen; denn sie will diese Niederschrift von der Günderode zurückerhalten haben, sagt aber nicht, daß sie diese vernichtet oder sie ihr sonst abhanden gekommen, ja, was entscheidend ist, als Goethe sie am 25. Oktober bat, von den „Märchen und Anekdoten", die sie von der Mutter vernommen, dasjenige ihm aufzuschreiben, was sich auf ihn und die Seinigen beziehe, gedachte sie dieser Niederschrift nicht, wenn wir der von ihr mitgetheilten Erwiederung vom 4. November trauen dürfen. Leider ist von ihren Briefen an Goethe nur einer in der Urschrift erhalten, aber schon die Vergleichung zeigt, wie wenig gewissenhaft Bettine bei der Wiedergabe ihrer eigenen Briefe war; wie viel sie in denjenigen zugesetzt, die wir nur aus Goethes Briefwechsel mit einem Kinde kennen, ist nicht zu bestimmen und daher jede Benutzung derselben bedenklich. In dem angeführten Briefe hören wir, daß sie einem armen jungen Arzte, den sie in München kennen gelernt, beim Abschiede das Versprechen gegeben, ihm nach Augsburg zu schreiben. „Da wurde denn überlegt und all des Guten gedacht, was sich während dieser kurzen Bekanntschaft ereignet hatte, und da wurde überdacht, daß meine Worte über dich, mein liebendes Wissen von dir und der Mutter ein heiliger Schatz sei, der nicht verloren gehn solle, in der äußern Schale der Armuth würde eine solches Kleinod am heiligsten bewahrt sein, und so kams, daß meine Briefe mit den einzelnen Anekdoten deiner Jugend erfüllt waren, deren eine jede wie Geister zu rechter Zeit eintrat und Laune und Verdruß verscheuchten." Mit diesem jungen Arzte aber muß sie später außer Verbindung

gekommen sein, aber die ganze Geschichte ist wohl nichts als eine der vielen Luftspiegelungen ihrer stets geschäftigen Einbildungskraft. Und nicht genug damit, daß sie zweimal ihre Erinnerungen aufgezeichnet haben will, ohne daß weiter darauf Rücksicht genommen wird, hören wir an einer dritten Stelle (II, 277): „Wie ich (im Sommer 1808) im Rheingau war, schrieb ich mir aus der Erinnerung so viel, wie möglich, mit ihren (der Mutter) eigenen Worten alles auf; denn ich dachte gleich, daß dich dies gewiß einmal interessiren müsse.“ Davon wußte sie gar nichts mehr, als Goethe sie um Mittheilungen bat. Bettine war eben in ihren Erdichtungen so ganz sorglos, daß sie nicht daran dachte, man werde einmal, um die Wahrheit ihres Buches zu prüfen, ihre sich widersprechenden Berichte gegeneinander halten und daraus den Schluß ziehen, daß sie stark gefabelt habe und das Wort, das sie selbst Goethes Mutter über sich in den Mund legt, man könne ihren Erzählungen nicht wenig genug trauen, eben so wahr sei als die Aeußerung von Wilhelmine von Chézy, sie lüge nicht immer.

Wenn schon in den Erinnerungen der Mutter selbst manches sich verklärte und veränderte, wie viel mehr wußte in Bettinens phantastischem Kopfe das Vernommene sich nach ihrer Laune umgestalten! Und ob sie das, was wir in ihren Briefen über Goethes Kinder-, Knaben- und Jünglingsjahre lesen, wirklich an Goethe geschrieben, ob sie nicht vieles hinzugethan, geändert oder auch weggelassen, ob sie nicht gar einzelnes erst aus Dichtung und Wahrheit genommen und in ihrer Weise zugesetzt ist, können wir nicht bestimmen, aber leider ist der Verdacht nur zu berechtigt, da sie mit den Erwiederungen Goethes auf eine Weise umging, die man nicht damit rechtfertigen und vor dem Vorwurf eigen-

liebiger Fälschung schützen kann, daß sie dabei allein künstlerische Abrundung und das psychologische Interesse im Auge gehabt, vielmehr liegt es offen vor, daß es ihre persönliche Verherrlichung galt, sie deshalb willkürlich änderte, was ihr widerwärtig war, hinzufügte, was sie in höherm Glanze zeigt. Dadurch hat sie es selbst verschuldet, daß man auch häufig da wenigstens zweifeln muß, wo ihre Berichte größtentheils der Wahrheit entsprechen mögen, da sie eben durch ihre offenbaren Erdichtungen jedes Vertrauen an ihre Wahrhaftigkeit verscherzt hat. Hermann Grimms und von Loepers warme Vertheidigung vermögen nicht die Macht der Thatsachen zu erschüttern. Durch Varnhagen von Ense wissen wir, daß Wahrhaftigkeit ihre schwächste Seite war, ja daß sie selbst die Vorstellungen ihrer Einbildung für reine Wirklichkeit hielt, sogar ihr Handeln darauf gründete, daß sie fest behauptete, Sonette, die nicht den entferntesten persönlichen Bezug auf sie hatten, seien von Goethe an sie gedichtet, daß sie dem Bildhauer Steinhäuser vorspiegelte, der König habe die Kosten für ihr Goethedenkmal übernommen, daß sie das ihr unangenehme Wahre durch Aufstellung des geraden Gegentheils ableugnete.*) Daß sie den „Briefwechsel mit einem Kinde" als ihren wirklichen Briefwechsel mit Goethe und dessen Mutter ausgab, zeigt ein Brief Wilhelm Grimms, dem sie im Oktober 1834 aus der Handschrift desselben vorlas. Sonderbar ist es, wie von Loeper, dessen Worte: „Mehrere Briefe hat Goethe in Gedichte übersetzt, wie er selbst sagt", zum Beweise für die Echtheit der Aeußerung in dem Briefe vom 5. September 1807 anführen kann: „Mein artig Kind! schreibe bald,

*) Vgl. meinen Aufsatz Bettina und Varnhagen im Bremer Sonntagsblatt 1865 Nro. 28. Grimms Aufsatz im Goethe-Jahrbuch ist bloß rednerisch.

daß ich wieder etwas zu übersetzen habe"; denn Grimm kannte den Brief eben nur aus der Vorlesung der zum Druck bestimmten Handschrift, und die Behauptung ihres Sachwalters, die Echtheit jenes Briefes sei unbestreitbar, ist eben ganz haltlos. Freilich muß angenommen werden, daß Goethe einen ähnlichen Brief an Bettinen, nicht am 5. September 1807, sondern im Januar 1808 schrieb, aber wie viel in dem gedruckten verändert oder zugesetzt worden, wissen wir eben nicht, jedenfalls aber gehört zu den trügerischen Einschiebungen die angeführte wunderliche Stelle. Von den Briefen Bettinens lagen dem Herausgeber nur drei vor, ein unbedeutender, der freilich dadurch wichtig wird, daß wir sehen, wie die auf die tiroler Ereignisse bezügliche Stelle für den Druck eingeschoben wurde, ein ganz kurzer von wenigen Zeilen, der wörtlich aufgenommen wurde, endlich einer, den von Loeper selbst schon 1861 auf der Goetheausstellung abgeschrieben und veröffentlicht hatte, mit dem Nachweise, daß Bettine denselben völlig umgestaltet, ja das Bedeutendste willkürlich hinzugesetzt hatte. Von zwei andern, die von Loeper sah, durfte er nur den Anfang benutzen, was ganz eigene Gedanken erregt. Von elf Briefen sowie von dem Bettinens an Goethe lagen nur Abschriften vor, welche sie selbst im Mai 1858 „probeweise mittheilte" (so äußert sich von Loeper), um die auf die Glaubwürdigkeit ihres Briefwechsels gemachten Angriffe zu widerlegen; freilich weichen diese Abschriften vielfach von den entsprechenden gedruckten Briefen ab. Daß diese Abschriften von ihren Freunden ganz wortgetreu gemacht worden und demnach durchaus zuverlässig seien, wird behauptet. Aber auch bei dieser Annahme fehlt noch viel, daß die Kritik, wie von Loeper behauptet, den Prozeß ganz überblicken könnte, noch weniger durfte er als Ergebniß der Untersuchung aussprechen, daß Bettine

nur authentische Schriftstücke, freilich hie und da überarbeitet, veröffentlicht habe. Gesteht er ja doch selbst, daß der Brief vom 4. Mai 1808 offenbar eine spätere Erfindung sei, und wer bürgt uns dafür, daß es nicht bei vielen andern derselbe Fall ist? Und die Briefe, in welchen Bettine uns weis machen will, Goethe habe seine Sonette und Divanslieder aus ihnen herausgefingert, wird er selbst doch auch wohl für rein erfunden halten? Wenn in den sechzehn Briefen, die dem Herausgeber zu Gebote standen, nur ein Viertel fast ganz unverändert geblieben, die übrigen zum Theil die allerbedeutendsten Zusätze, Weglassungen und Aenderungen erlitten haben, wie kann man da von einer bloßen stellenweisen Ueberarbeitung sprechen? Nicht Ueberarbeitung, sondern Fälschung ist es, wenn ganze große, bedeutende Stellen eingeschwärzt werden, bloß weil Bettinens Eitelkeit sich in ihrer Glorie zeigen, sich der größten Vertraulichkeit Goethes und des Herzogs rühmen, jeden Schatten von Goethes ihr verhaßter Gattin tilgen will, nicht der künstlerischen Abrundung wegen, die überhaupt nicht Bettinens Sache war, wie glänzend auch dieser Phönix mit seiner mächtigen, oft zu höchster Ueberspannung sich verirrenden Einbildungskraft und seiner schillernden Phantastik sich aufschwingen mag. Die Kritik muß den literarischen Werth dieses Kunstgewebes um so rücksichtsloser festsetzen, je größere Verwirrung sein Anspruch auf urkundliche Wahrheit schon hervorgerufen hat.

Was und wie viel Goethe aus Bettinens Berichten entnommen habe, läßt sich nicht sicher bestimmen, da eben die Frage ist, ob in dieser Beziehung der Briefwechsel nicht wesentliche Veränderungen vor dem Druck erhalten; denn von Bettinens betreffenden Briefen liegt nichts in ihrer wirklichen Fassung vor und die kurzen Aeußerungen in Goethes Erwiederungen sind zu

allgemein. Von Loeper meint, der Argwohn, Bettine habe Goethes Darstellung einzelne Geschichten nachgebildet, müsse ganz abgelehnt werden. „Sichere äußere Kennzeichen", bemerkt er, „ergeben die Priorität der Bettinaschen Erzählung." Dies wird also bewiesen: „Goethe spricht anläßlich des lissaboner Erdbebens ganz allgemein von Strafpredigten der Geistlichen, Bettina dagegen bestimmter von einer außerordentlichen Bußpredigt zur Vertheidigung des Schöpfers, welche der kleine Wolfgang besucht. Diese Angaben konnte sie nicht aus Goethes Erzählung, sondern nur aus der eines ältern Zeitgenossen schöpfen." Wie kann dies aber als Beweis der Priorität angeführt werden? Könnte nicht Bettine das, was sie bei Goethe las, auf ihre Weise ausgeführt haben? Und es ist gar nicht wahr, daß Bettine von einer außerordentlichen Bußpredigt spricht, welche nach von Loeper an dem des Erdbebens wegen auf den 16. Januar ausgeschriebenen Buß- und Bettage von Fresenius gehalten worden, sondern von einer Predigt, in welcher die Weisheit des Schöpfers gleichsam gegen die betroffene Menschheit vertheidigt worden, was freilich verschieden ist von Goethes Strafpredigten, mit denen die Geistlichen den Gläubigen ins Gewissen gesprochen, aber ganz wohl eine freie Umgestaltung Bettinens sein könnte. Diese führt die Predigt wegen einer Aeußerung an, die der Knabe darüber gethan. Ein Beweis, daß ihre Erzählung Goethe vorgeschwebt, liegt gar nicht vor, eher könnte ihre Schilderung des Erdbebens selbst aus Goethes Darstellung gebildet worden sein, damit man glaube, dieser habe aus ihr geschöpft, wie sie es bei den Sonetten und den Divansliedern der Welt weis machen wollte. In der von Bettinen, nicht von Goethe erzählten Anekdote fällt es auf, daß der siebenjährige Knabe nicht mit dem Vater, sondern

mit dem Großvater aus der Kirche kommt, der ihn gefragt habe, wie er die Predigt verstanden. Das Seltsamste aber ist die der Mutter zugeschriebene Aeußerung, von da an sei er wieder obenauf gewesen, doch seien bei diesem Erdbeben seine revolutionären Aufregungen, wie später beim Prometheus, wieder zum Vorschein gekommen. Das stimmt gar nicht zu der vorher angeführten Aeußerung des Knaben, wie diese selbst nicht dazu, daß er eine Auslegung von der Sache gemacht, die alle an Weisheit übertroffen. Ohne entschieden leugnen zu wollen, daß Bettine auch des Erdbebens von Lissabon gedacht hatte, die hier gegebene Erzählung dürfte aus Dichtung und Wahrheit geschöpft, die Anekdote ein Zusatz Bettinens zu sein. Und doch ist dies von Loepers einziger Beweis für die Priorität von Bettinens Darstellungen. Wie ungescheut sie Goethes Darstellung zu Grunde legt, zeigt ihre Tagebuchbemerkung aus Offenbach (III, 126)*): „Du wirst dich der heitern Aussichten, des wimmelnden Lebens auf dem Fluß am Tag, seiner ruheflüsternden Schilfgestade in warmen Sommernächten und seiner ringsum blühenden Gärten, zwischen denen sich die reinlichen Straßen vertheilen, noch gar wohl erinnern und auch seiner Bequemheit für deine Liebesangelegenheiten.“ Diese Beschreibung hat ihre Grundzüge aus Goethes Bericht im siebzehnten Buche genommen, wo der Gärten mit flachen und sonstigen Prunkbeeten, der freien Uebersicht über den Fluß, der oft schon frühthätigen Schifffahrt von Flößen und gelenken Marktschiffen und Kähnen, einer sanft hingleitenden lebendigen Welt, mit liebevollen, zarten Empfindungen im Einklang, und des einsamen Vorüberwogens und Schilfgeflüsters

*) Schon Pirazzi (Bilder und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit S. 273) hat dies bemerkt.

eines leise bewegten Stromes gedacht wird. Die Ursprünglichkeit von Goethes Darstellung läßt sich nicht bezweifeln. Auch daß „ein heiterer Himmel der schönsten Jahreszeit das Ganze überwölbte“, hat sie zum „milden Sommerhimmel, der sich darüber wölbt“, gemacht. Was sie von den Polen in Offenbach als selbsterlebt erzählt, hat Pirazzi als bloße Phantasterei nachgewiesen. Ihre schrankenlose Aufschneiderei, die für wahr hält, was sie sich vorschwindelt, spottet aller Vorstellung.

Doch sehen wir, was Bettine nach ihrem gedruckten Briefwechsel Goethe berichtet hatte und was dieser davon benutzt haben kann. In ihrem ersten nach Goethes Bitte um Mittheilungen geschriebenen Briefe vom 4. November gibt sie die Geschichte seiner Geburt, von der wir bei Goethe nichts finden, als daß er durch die Unschicklichkeit der Hebamme für todt auf die Welt kam, wodurch sein Großvater zur Anstellung eines Geburtshelfers bestimmt worden. Dies konnte Goethe sehr wohl in der Erinnerung geblieben sein, er konnte es auch von der noch lebenden Tante Melber vernommen haben. Vgl. oben S. 22. Daß die Geburt drei Tage gedauert und das Kind deshalb ganz schwarz zur Welt gekommen, kann sie wenigstens der Hauptsache nach von Goethes Mutter vernommen haben; denn von zuverlässiger Seite erfahren wir, die Mutter habe lang in der Geburt gelitten und der junge Wolfgang sei wegen langen Anstehens schwarz im Gesicht gewesen. Ob der Ruf der Großmutter: „Räthin, er lebt!“ und was sie weiter berichtet, wahr sei, lassen wir dahingestellt, ein besonderer Grund zum Zweifel scheint uns nicht vorhanden. Lag, was nicht unmöglich ist, Bettinens Bericht Goethe ganz so vor, wie sie ihn später drucken ließ, so wäre die Art, wie er daraus nur einen einzigen Zug auswählte, sehr bezeichnend.

„Blätter mit allerlei Geschichten und Notizen“ aus seinem und der Mutter Leben sendet Bettine am 24. zugleich mit einem „Notizenbuch“, worin er „besser und mehr“ finden werde, als sie noch hinzusetzen könnte; sollte ihm aber noch mehr erforderlich sein, so müsse sie das Notizenbuch zurückhaben. Hiernach sollte man meinen, sie habe die Angaben ihres Notizenbuches frei aus der Erinnerung ausgeführt. Aber seltsam wird dieses Notizenbuches nicht weiter gedacht, und im folgenden Brief gibt sie noch weiteres, obgleich sie das Notizenbuch noch nicht zurückerhalten haben kann. Mit diesem Notizenbuch wird es sich ähnlich verhalten, wie mit den dreierlei Niederschriften, deren sie gelegentlich gedenkt. Vgl. S. 92f. Halten wir uns aber an die am 24. gesandten „Blätter“, so finden wir eine Reihe von Geschichten, von denen Goethes Darstellung keine Spur hat. Da hören wir Wunderliches von ängstlichen Träumen, die er „schon mit neun Wochen gehabt“, nach denen er immer geweint, oft arg geschrieen habe, weshalb man, wenn er im Traume sehr unruhig gewesen, mit einer Klingel „heftig gerasselt“; als der Vater ihn einmal in den Mond sehn ließ, fiel er wie leblos zurück; er spielte nur gern mit schönen Kindern, und in seinem dritten Jahre gerieth er über ein häßliches Kind so außer sich, daß er weinte und schrie, und sich nicht eher beruhigte, bis es fortgebracht war; zur kleinen Schwester Cornelia zeigte er die zärtlichste Neigung, er beherrschte sie in der Wiege und erzürnte gewaltig, wenn man sie aus der Wiege nahm, wie er denn „überhaupt vielmehr zum Zürnen wie zum Weinen zu bringen war“. Von allen diesen Geschichten, die wir wohl zum Theil Bettinens Einbildungskraft verdanken, hören wir bei Goethe nichts, dagegen erzählt diese viel ungenauer, im einzelnen abweichend, die von

ihm berichtete „Eulenspiegelei“, bei welcher die gegenüber wohnenden drei Brüder von Ochsenstein eine Rolle spielen. Jedenfalls ist Goethes viel hübschere und anschaulichere Darstellung nicht eine bloße Ausführung der von Bettinen gegebenen, ja diese könnte sie später hinzugefügt haben, damit es den Anschein gewinne, die von ihr berichtete Geschichte sei von diesem ausgeschmückt worden, während wir glauben dürfen, daß sie zu den ältesten Erinnerungen des Dichters gehörte. Nun folgt die sonderbare Geschichte von seinem Vertrauen auf die ihm günstigen Sterne, wobei wir hören, er habe bald von der Mutter herausgebracht, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein sollten, wobei der Anfang von Dichtung und Wahrheit benutzt sein dürfte.*) Was von seinem Verhalten beim Tode des jüngern Bruders Jakob berichtet wird, fehlt bei Goethe, der nur später gelegentlich dieses drei Jahre jüngern Bruders gedenkt, zu dem er kein eigentliches Verhältniß gehabt. Er wußte davon mehr als Bettine, wie er auch einer kleinen sehr schönen und angenehmen Schwester gedenkt, die gleichfalls früh gestorben. Viel weiß Bettine von den Märchen zu berichten, welche die Mutter ihm erzählte, und hier mag manches Wahre zu Grunde liegen, aber seltsam ist es, wie die Frau Rath ihrem Wolfgang schwarze Augen zuschreibt, um so auffallender, als man glauben sollte, Bettine selbst hätte wissen müssen, daß ihr Idol braune Augen hatte. Von dem etwas wunderlich angeknüpften Bericht über das lissaboner Erdbeben war schon die Rede. Die phantastische Geschichte von der Feier des Märchensessels gibt sich schon dadurch

*) Von Loeper nimmt dagegen ohne weiteres an, Bettinens Erzählung, in welcher die Nativität nur ganz nebensächlich erscheint, habe Goethe veranlaßt, mit dem Nativitätsprognostikon zu beginnen.

als eitle Erdichtung zu erkennen, daß man ein solches Gartenfest am Geburtstage der Mutter, also im Februar, gefeiert haben soll. Seltsam ist auch, daß das Fest im großväterlichen Garten vor dem bockenheimer Thore, von dem sonst ebenso wenig bekannt ist*), wie von dem zum Gedächtniß von Wolfgangs Geburt, also Ende August, gepflanzten Birnbaum, nicht in dem des Vaters gefeiert worden sein soll.

Weitere Geschichten berichtet Bettine am 28. November. Zunächst gedenkt sie des gravitätischen Einherschreitens des Knaben und seiner Aeußerung gegen die ihn deshalb berufende Mutter, damit mache er den Anfang, später werde er sich noch durch allerlei auszeichnen. Die Wahrheit dieser Geschichte möchten wir nicht anfechten. Ganz unbedeutend und an sich wenig wahrscheinlich ist die Anekdote, die der Mutter eine der liebsten gewesen sein soll, wie am Abend der Weinlese Wolfgang mit vielen Kameraden sich Lichter auf die Hüte gesteckt, damit in den entferntesten Feldern „figurirte Tänze aufgeführt" und um die halbe Stadt herumgetanzt. Bei der Weinlese war neben dem Feuerwerk Lust und Leben in allen einzelnen Gärten, woran sich die Knaben erfreuten, so daß sie kaum sich zu einem solchen gemeinsamen Tanz entfernt haben dürften. Der Bericht von den drei Toiletten, welche die Mutter täglich dem Knaben habe zurecht legen müssen, zeugt recht von Bettinens ausschweifender Phantasie; schon hier spielt ein Gretchen von Offenbach, eine Tochter des Wirthes aus der Rose, eine Rolle, das wahrscheinlich auf einer Vermischung des Gretchens aus Dichtung und Wahrheit mit einem offenbacher Mädchen beruht, dem „seltsamen Geschöpf", zu dem Goethe

*) Von Loeper verdeckt die Lage der Sache, wenn er (I, 268) Bettinen von dem Hausgarten in der großen friedberger Gasse sprechen läßt.

1775 auch die Stolberge führte, in das auch Klinger verliebt war.*) Nun folgt die Geschichte von dem Schlittschuhlaufen am Main im karmoisinrothen Pelz der Mutter, die Goethe zum vierten Theile verwandte. Bettine mag sie von der Mutter, vielleicht auch von ihrer eigenen Großmutter, die dabei war, gehört haben, aber Goethe kann sie auch von anderer Seite vernommen, und warum sollte er selbst sich ihrer nicht erinnert haben? Demnach könnte Bettine einzelne Züge daraus genommen haben. Beide stimmen darin überein, daß sie das Schlittschuhlaufen irrig auf dem Main stattfinden lassen statt auf den Wiesen an der Nidda. Nach Bettinen fuhr die Mutter mit ihren Gästen hinaus; wir wissen, daß dieselbe Nachmittags Frau von Laroche im Wagen abholte. Goethe will schon seit frühem Morgen auf der Bahn gewesen sein. Er spricht von einer braunen Pelzmütze; nach Frau von Laroche hatten alle Schlittschuhläufer runde Kappenhüte und kurze Pelzröcke. Das Laufen durch den Brückenbogen ist Bettinens Zuthat, vielleicht auch, daß die Mutter vor Lust in die Hände geklatscht.

Der dritte Anekdotenbrief, der mit der Bemerkung beginnt, sie wisse, daß er alles, was sie ihm erzählt, nicht werde brauchen können, fällt einige Tage später. Hier hören wir zunächst von der Traumgabe des Großvaters. Die beiden ersten von Goethe erzählten Geschichten stimmen mit Bettinens Bericht wesentlich überein; nur was letztere von Goethes Mutter hinzufügt: diese habe des Vaters Wort bemerkt und, weil sie fest daran geglaubt, in vollem Putze sich ans Fenster gesetzt, um den von allen Rathsherren begleiteten, eben zum Syndikus gewählten Vater zu empfangen, ist Bettinen eigenthümlich und wahrscheinlich ihre Er-

*) Vgl. Rieger „Klinger in der Sturm- und Drangperiode" S. 73 f.

findung. Daß Goethe Bettinen gefolgt, ist eben nicht wahrscheinlich, da er sich auf seine Erinnerung beruft; wenn der Knabe sich noch der zufällig gefundenen Aufzeichnungen seines Großvaters genau erinnerte, so werden ihm auch jene beiden Traumgeschichten, die in der Familie umliefen, im Gedächtnisse geblieben sein. Und wäre eine spätere Mittheilung von anderer Seite anzunehmen, so kann diese sehr wohl von der alten Tante Melber kommen. Stimmen Bettine und Goethe in jenen beiden Geschichten wesentlich überein, so widersprechen sie sich darauf geradezu. Nach Dichtung und Wahrheit ging das Ahnungsvermögen des Großvaters augenblicklich auch auf Personen seiner Umgebung insofern über, daß sie von fernen Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten, vererbte sich dagegen auf keines seiner Kinder und Enkel. Dagegen läßt Bettine die Traumgabe des Großvaters auf die Schwester von Goethes Mutter übergehn, wobei sie irrig annimmt, diese habe nur eine Schwester gehabt. Bettine meint die damals noch lebende Wittwe des Handelsmanns Melber, da deren Schwester, die Gattin des Pfarrers Starck, schon 1794 gestorben war. Als Beweis der Traumgabe der Schwester von Goethes Mutter führt sie an, daß dieser, als man nach dem Tode des Vaters dessen Testament nicht habe finden können, ein Traum gesagt, es stecke zwischen zwei durch ein geheimes Schloß verbundenen Brettchen des Schreibpultes. Bei der gut bezeugten Sorgfalt und Pünktlichkeit des Großvaters scheint es wenig wahrscheinlich, daß er sein Testament so verborgen habe. Nach dem, was Goethe von der Vorempfindung ferner Krankheits- und Todesfälle sagt, scheint Bettine die Geschichte erdichtet zu haben, wie Goethes Großmutter einst in der

Mitternacht ein ihr immer näher kommendes ängstliches Zusammenknittern von Papier in ihrem Bette gehört, es endlich tief aufgeseufzt, dann noch einmal dicht an ihrem Angesicht, worauf sie in Angst zu ihren Kindern geeilt; ein paar Tage später erfuhr sie, ein Freund habe, als er in jener Nacht das Herannahen des Todes gespürt, nach Papier gegriffen, es zerknittert, sei damit auf der Bettdecke hin- und hergefahren, endlich, nachdem er zweimal tief aufgeseufzt, verschieden. Goethes Mutter soll seit diesem Augenblick keine Vorbedeutungen noch ähnliches verschmäht haben, woran denn Bettine noch mancherlei Ergüsse derselben schließt, um mit der Geschichte ihrer stillen Neigung zu dem unglücklichen Kaiser Karl VII. zu schließen, die sie schon von München aus habe schreiben wollen. Ungern möchte man dieses schöne Zeugniß romantischer Liebe von Goethes Mutter entbehren, kann man auch freilich die Wahrheit aller einzelnen Züge unmöglich für sicher halten, trotz Bettinens Versicherung, sie schreibe dieses Beispiel ihres großen Herzens so einfach hin, wie die Mutter es ihr erzählt.

Nach dieser „ganz außerordentlichen" Geschichte, bei welcher sie „so manche Gelübde gethan", führt Bettine noch kurz „vieles Schöne" an, was die Mutter ihr von seinem Vater erzählt; es sind dies alles Dinge, die sie aus Dichtung und Wahrheit leicht nehmen konnte und ohne Zweifel genommen hat. Nachdem der Noth wegen der Einquartierung gedacht ist, welche die Mutter trefflich auszugleichen verstanden, schließt der lange Brief: „Ein paar Blätter mit Notizen schicke ich noch mit [aber Goethe mußte das Notizenbuch noch besitzen, wenn sie es ihm anders wirklich gesandt hatte!]; ich kann sie nicht besser ausmalen, dir aber können sie zur Wiederaufweckung von tausenderlei Dingen dienen, die

du dann auch wieder in ihrem Zusammenhang finden wirst. Die Liebesgeschichten aus Offenbach mit einem gewissen Gretchen, die nächtlichen Spaziergänge, und was dergleichen mehr, hat deine Mutter nie im Zusammenhang erzählt, und Gott weiß, ich hab' mich auch gescheut danach zu fragen." Bettine denkt hier an die von Goethe selbst höchst frei erzählte Geschichte von dem frankfurter Gretchen, das mit dem offenbacher Mädchen nichts zu thun hat. Natürlich scheute sie sich hier vor dem Wettstreite mit Goethes lebensfrischer Darstellung.

Ihr nächster Brief handelt fast ganz von Musik. Goethe dankt am 11. Januar 1811 zum schönsten für das evangelium juventutis, wovon sie ihm einige Perikopen (so heißen Abschnitte aus der heiligen Schrift zum Vorlesen für alle einzelnen Sonn- und Festtage) gesendet habe. „Fahre fort von Zeit zu Zeit, wie es dir der Geist eingibt", bittet er. Aber ihre Mittheilungen waren hiermit zu Ende. In einem wohl ganz erfundenen Briefe, der ihr selbst den Gedanken eingibt, sie sei mondsüchtig, heißt es: „Diese kalte Nacht hab' ich zugebracht am Schreibtisch, um das evangelium juventutis weiter zu führen und habe viel gedacht, was ich nicht sagen kann." Mit der einmal angenommenen Kühnheit fuhr Bettine später fort, Goethes Mutter in ihren nächsten Arbeiten als ihren spiritus familiaris zu gebrauchen. Dies Buch gehört dem König brachte der Erinnerung abgelauschte Gespräche und Erzählungen von 1807. An irgend eine geschichtliche Grundlage ist hier gar nicht mehr zu denken. Doch halten wir uns an den Briefwechsel mit ihrem Kinde, so dürfte sich ergeben, daß, wenn nicht in den ursprünglichen Briefen ganz anderes stand, Goethe aus ihren Mittheilungen sehr wenig und fast nur im ersten Buche benutzt hat, wobei er

wohl ausgesondert haben wird, was Bettinens schwärmerische Einbildungskraft hinzugethan.

Fast sollte man glauben, daß er viel mehr von seiner hochbetagten lebhaften Tante Melber zu seinem Zwecke erhalten. Dieser und den übrigen Mittheilenden ließ er sich für die durch Schlosser empfangenen Notizen dankbar empfehlen. Noch lebten von den ältern frankfurter Jugendfreunden Riese, Crespel, der nach Laubach verzogen, Passavant u. a., doch scheint er sich an diese gar nicht gewandt zu haben, erst später trat er mit ihnen und Willemer wieder in nähere Verbindung. Jüngere Verwandte waren außer Schlosser Dr. Textor und Dr. Melber. Noch weniger als aus Frankfurt scheinen ihm persönliche Mittheilungen von Leipzig, Straßburg, Darmstadt und Wetzlar zugegangen zu sein, obgleich, als er sein Leben zu schreiben begann, noch Bernhard Theodor Breitkopf, der seine Jugendlieder komponirt hatte, und Bürgermeister Hermann in Leipzig, der leipziger Freund Langer, der gegen ihn Partei genommen hatte, als Bibliothekar in Wolfenbüttel, Salzmann und Koch in Straßburg, sein straßburger Freund Ehrmann in Frankfurt, sein straßburger Genosse Jung Stilling und der offenbacher Pfarrer Ewald in Karlsruhe lebten. Sein Landsmann Griesbach in Jena hätte ihm höchstens von dem ältern Frankfurt etwas mittheilen können, da sie in der Jugend sich fern gestanden. Jacobi erinnerte ihn nach dem Erscheinen des zweiten Theiles am 28. Dezember 1812 an die Szenen ihrer ersten Freundschaftstage. Knebel erfüllte ohne Zweifel sein im Frühjahr 1813 geäußertes Verlangen nach „detaillirter Nachricht“. Vgl. oben S. 41. Daß Klinger auf seinen Wunsch, ihm einiges über ihr frankfurter Zusammenleben zum vierten Theile mitzutheilen, nicht eingegangen, ist bereits S. 47 f. bemerkt.

Von eigenen Tagebüchern scheint Goethe nur wenig vorgelegen zu haben. Bei der Schweizerreise wird eines solchen gedacht. „Am 16. Juli [Juni] 1775 (denn hier find' ich zuerst das Datum verzeichnet) traten wir einen beschwerlichen Weg an", schreibt er. Und darauf: „Dann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu schildern wüßte, stünde nicht im Tagebuche: ‚Lachen und Jauchzen dauerte bis zu Mitternacht'." Kurz vorher erwähnt er ein Gedenkheft, in welches er damals die Verse: „Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte u. s. w." geschrieben. Aus demselben auf der Reise durch die kleinen Kantone benutzten Heftchen müssen die im Juni 1775 gedichteten, jetzt Hoffnung überschriebenen Verse stammen. Aber auch von der von Straßburg aus im Juni 1770 unternommenen Reise nach Saarbrücken muß ihm ein Tagebuch vorgelegen haben; denn die ins einzelnste ausgeführte Reisebeschreibung ist ohne ein solches rein undenkbar. Dasselbe gilt von dem Berichte über die Fahrten in das obere Elsaß. Daß er Reisebemerkungen aus dem Elsaß mitgebracht, erwähnt Goethe selbst im Anfange des zwölften Buches. Dagegen müssen wir es von Loeper bestreiten, daß die Art, wie Goethe im achten Buche der aus Leipzig nach Hause geschriebenen Briefe gedenkt, mit Sicherheit schließen lasse, daß er diese bei Abfassung von „Dichtung und Wahrheit" vor sich gehabt. Eben so wenig Halt hat dessen Behauptung, die aus der leipziger Zeit und von der lothringischen Reise stammenden Blätter, welche Frau von Stein besaß und Schöll in den „Briefen und Aufsätzen von Goethe aus dem Jahre 1766 bis 1786" veröffentlichte, habe Goethe von ihr „zur Benutzung bei der Biographie vorübergehend zurückerhalten". Diese an sich unwahrscheinliche Behauptung wird darauf gegründet, daß die Stelle des zehnten Buches: „Denn wie vor einigen

Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten", aus dem Konzepte des Briefes aus Saarbrücken vom 27. Juni 1770 genommen sei, wo es heißt: „Wie um die dunkeln Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen." Aber von Loeper nimmt selbst an, Goethe habe Tagebücher der lothringischen Reise benutzt, und aus diesen hat er natürlich jene Stelle geschöpft. Noch weniger begreift man, wie derselbe gewiegte Goethekenner sich darauf beruft, daß von Goethes prosaischen Stilübungen, die er bei Gellert gemacht, sich einige Blätter im Besitze der Frau von Stein erhalten, da doch Goethe ausdrücklich erklärt: „Mehrere [von Gellert mit rother Dinte korrigirte] Blätter dieser Art ... sind leider endlich auch im Laufe der Jahre aus meinen Papieren verschwunden", wonach ihm also keine solchen vorlagen.

Einzelne seiner in den Werken nicht abgedruckten Gedichte wurden gelegentlich mitgetheilt, wie die Abwehr Nicolais im dreizehnten, die Verse auf das Bild der Klettenberg am Anfange des fünfzehnten Buches, ja im sechzehnten sogar eine Abfertigung des Nachdruckers Himburg, die erst 1779 gedichtet wurde. Auch von andern hatte sich dies oder jenes noch in seinen Papieren erhalten, wenn auch das meiste untergegangen war. Er selbst erwähnt einiger poetischen Episteln Mercks, die mit so verletzender Kraft geschrieben seien, daß er anstehe sie mitzutheilen und er sie entweder vertilgen oder als auffallende Dokumente des geheimen Zwiespaltes in unserer Literatur der Nachwelt aufbewahren müsse. Des ihm vorliegenden Satyros gedenkt er kurz, ausführlicher nach den erhaltenen Bruchstücken des ewigen Juden und der Posse die Hochzeit Hanswursts. Ueber Prometheus konnte er da-

mals nur aus dem Gedächtnisse berichten. Von Herders Spottgedichten führt er ein paar an, die er handschriftlich besessen haben muß, obgleich er selbst behauptet, kein Dokument jener wunderbaren, ahnungsvollen und glücklichen mit Herder in Straßburg verlebten Tage sei übrig geblieben. Daß er einen Brief von Bürger über den Götz besitze, von dem er nicht wisse, an wen er gerichtet sei, erwähnt er im dreizehnten Buche. Von Lenz dürfte ihm kaum noch etwas vorgelegen haben; ausdrücklich erwähnt er, daß ihm dessen Aufsatz über unsere Ehe verkommen war. Nur die im elften Buche angeführten possenhaften Verse auf einen Rittmeister könnten etwa von Lenz sein. Jacobis Briefe gaben ihm eine lebendige Anschauung der innigen Herzensverbindung mit diesem bedeutenden Manne; in ihnen fand er auch eine schwärmerische Erinnerung an den Abend, wo sich in Köln ihre Herzen zuerst ganz erschlossen. Von Loeper meint, bei der schönen Schilderung von Jacobis Gattin möchte ihr Brief vom 6. November 1773 ihm vorgelegen haben. Aber ob dieser und zwei andere Briefe derselben, diese köstlichen Denkmale ihres heiter gemüthlichen Wesens, damals noch in Goethes Händen waren, bleibt sehr fraglich. Auch Lavaters Briefe mußten dem Lebensbeschreiber zur Wiederbelebung seiner Erinnerung an diesen einzigen Freund, dessen herzliche Gutmüthigkeit alle, die ihm nahten, reinigend und beruhigend anwehte, höchst erwünscht sein, wenn sie ihm zur Hand waren, was nicht sicher behauptet werden kann. Von Lottens und Kestners Briefen an Goethe fand sich in dessen Nachlaß nichts vor; sie waren wohl früh verkommen oder mit andern vernichtet, wodurch es sich auch erklärt, daß er nach der Entfernung von Wetzlar Lottens und Kestners gar nicht mehr gedacht hat, wie lange es auch dauerte, ehe Goethe seine leidenschaftliche Neigung ganz

beruhigen konnte. Auch von Lili scheint Goethe keine Briefe mehr besessen zu haben. Nur von den schon gedruckten Liedern konnte er bei Darstellung dieser seiner wahrsten und tiefsten Liebe Gebrauch machen. Auf solche sah er sich auch einzig bei der so tragisch endenden sesenheimer Idylle angewiesen.

Manches konnte er aus gedruckten Werken seiner Freunde und Bekannten oder über dieselben entnehmen. So benutzte er vor allem Jung Stillings Wanderschaft und häusliches Leben, auch Geßners Lebens Lavaters (1802) und Sulzers „Tagebuch einer Reise von Berlin nach den mittäglichen Ländern von Europa in den Jahren 1775 und 1776“ (1780), und die „Druckschriften“ über Zimmermann muß er gekannt haben. Herders Preisschrift über den Ursprung der Sprache und sein Aufsatz Shakespeare, Lavaters physiognomische Fragmente und anderes, wie sein Jesus Messias und Pontius Pilatus, die Stücke von Lenz und seine Anmerkungen übers Theater, Klingers erste Dramen wurden gelesen, um das Bild des Wesens und Wirkens dieser Männer aufzufrischen.

Die Ort- und Zeitverhältnisse, wie die mannigfachen Einflüsse auf seine Entwicklung forderten eine genaue Darstellung. Zunächst mußte er den äußern und innern Zustand seiner Vaterstadt und die Wahl- und Krönungsfeierlichkeiten in derselben sich lebendig vergegenwärtigen. Wir sahen, daß er Lersners Chronika, Kirchners Geschichte seiner Vaterstadt, die „Abhandlung vom sogenannten Pfeifergericht“ von Fries, Olenschlagers „Neue Erläuterung der guldenen Bulle Kaisers Karls IV.“ (1766), von deren Entstehung er Zeuge gewesen, die „Abbildung der Reichsinsignien“ und eine „Skizze von Frankfurt am Main“ von der Bibliothek nahm, aber auch von Loens „Kleine Staatsschriften“

(1752), das „Ehrengedächtniß der römischen Krönungswahl und Krönung Josephs II.“ (1765) und seines Jugendgenossen H. S. Hüsgen „Nachrichten von frankfurter Künstlern und Kunstsachen“ (1780) benutzte er. Daß er sich die frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773 und das Notizenbuch von Hieronymus Schlosser kommen ließ, ist oben bemerkt. Zur Darstellung der leipziger Universität entlieh er Schulzes Abriß der Geschichte derselben; auch sah er die acta academica durch. Ueber Straßburg verglich er wohl J. A. Silbermanns Lokalgeschichte der Stadt Straßburg (1775), dessen „Beschreibung von Hohenburg oder dem Odilienberg mit 20 Kupfern“ (1781) ihm auch bekannt gewesen sein dürfte. Wir wissen, daß er Schöpflins Alsatia illustrata zur Hand nahm und den Band von Hirsching benutzte, der Schöpflins Leben enthält. Zur Geschichte des Reichskammergerichts zu Wetzlar benutzte er das schon bei seinem Götz ihm zu Gute gekommene Volumen rerum Germanicarum novum sive de pace imperii publica des Konsistorialrathes J. Ph. Datt (1698), auch wohl den dritten Theil von Pütters historischer Entwicklung der heutigen Staatsverfassung, vor allen aber eine Anzahl besonderer Schriften, welche zur Zeit der Visitation des Kammergerichtes und auch noch später gewechselt wurden. Wir werden bei der Erläuterung darauf näher eingehn und nachweisen, wie viel er daraus geschöpft.

Für die Geschichte der deutschen Literatur waren seine Hauptquellen die sechs Bände des Lexikons deutscher Dichter und Prosaisten von Jördens, wo er auch die meisten Beurtheilungen von Küttner, Eschenburg, Wachler, Eichhorn u. a. abgedruckt fand. Hirsching lag ihm vor, die Nachträge zu Sulzer waren ihm bekannt und Schmidts „Geschichte des deutschen Theaters“ wurde

benutzt. Daß er die Werke der meisten Schriftsteller, deren er eingehender gedenkt, zur Hand nahm, versteht sich von selbst. So lieh er von der Bibliothek Günther, Klopstocks Messias, Lavaters Jesus Messias und Pontius Pilatus, Liscovs und Rabeners Satiren; anderes besaß er selbst. Von Zeitschriften benutzte er die betreffenden Bände der seit 1765 erscheinenden „allgemeinen deutschen Bibliothek" und die drei ersten Jahrgänge des 1773 beginnenden „deutschen Merkur". Auch die hamburger Unterhaltungen und die karlsruher Beiträge sah er durch. Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" wird erwähnt. Einmal gedenkt Goethe der Briefsammlung „Klopstock und seine Freunde" (1810) und des süßlichen Briefwechsels zwischen Gleim und J. G. Jacobi (1768).

Das, was Goethe im elften Buche über die französische Literatur sagt, schöpfte er größtentheils aus seiner eigenen Kenntniß und aus der Erinnerung an das, was Herder in Straßburg ihn darüber gelehrt hatte. Schon im Schema hatte er auf Voltaires Briefe, seine Annales de l'Empire und manche bedeutende Punkte der französischen Sprache und Dichtung hingewiesen. Zur Auffrischung und Uebersicht konnte ihm Eichhorns „Literaturgeschichte" IV, 1 (1807) und die in demselben Jahre erschienenen Bände von Bouterweks „Geschichte der französischen Poesie und Beredtsamkeit" dienen. Auch mit der englischen Literatur war er längst bekannt genug, doch dürfte er auch hier allgemeine Werke, wie von Eichhorn und Bouterwek, zu Rathe gezogen haben, wenn er auch nur seine von dem Wesen und Wirken der englischen Dichtung gefaßte Vorstellung geben wollte. Nähere Angaben darüber liegen uns nicht vor.

Wenden wir uns zu des Dichters eigenem Leben zurück, so

lag diesem nichts ferner als alle einzelnen Fäden des verschlungenen Gewebes auszuspinnen, es galt ihm ein lebendiges Bild seiner dichterischen und der diese begründenden gesammten geistigen Entwicklung in einer möglichst zusammengehaltenen, künstlerisch abgerundeten Darstellung, gleichsam in einem dasselbe hebenden Rahmen zu geben. Freilich hatte er es an der eigenen Lebensbeschreibung von Johannes Müller gerühmt, daß derselbe gute, wackere, jedoch für die Welt im großen unbedeutende Personen, als Eltern, Lehrer, Verwandte und Gespielen, namentlich vorgeführt und sie, als ein vorzüglicher Mensch, ins Gefolge seines bedeutenden Daseins mit aufgenommen, aber mit Recht glaubte er selbst sich hierin beschränken zu müssen, um nicht den künstlerischen Reif zu sprengen und seine Lebensdichtung zu schrankenlos sich ergießenden Denkwürdigkeiten auszuweiten. Natürlich durften die Bilder der ihm zunächst stehenden Personen, die weitreichendsten Einfluß auf ihn gewonnen, der väterlichen Großmutter, des mütterlichen Großvaters, der Eltern, der von frühester Jugend ihm verbundenen Schwester und der beiden an den Materialienhändler Melber und den Pfarrer Starck vermählten, bloß nach ihrem Gatten, nicht mit ihrem Vornamen bezeichneten Tanten nicht fehlen, aber damit war auch der Kreis der Verwandten geschlossen, es konnte ihm nicht einfallen, auch noch den Stiefbruder des Vaters, den Zinngießermeister und Rathsherrn Hermann Jakob Goethe, der auf seine Entwicklung ohne besondern Einfluß geblieben, mit Gewalt hereinzubringen. Mißwollende haben es freilich nicht unterlassen, es dem Geheimerath von Goethe zum Vorwurf zu machen, daß er dieses Mannes nicht gedacht, dessen er sich wohl habe erinnern müssen, da er erst im Jahre 1761 gestorben, wonach freilich von Loeper Unrecht hat, wenn er den

Grund der Nichterwähnung in dessen „frühem Heimgang" sucht. Nein, dieser gewiß ehrenwerthe, charakterfeste, aber der Familie nicht nahe stehende Mann konnte deshalb keine Stelle finden, weil er auf den Knaben keinen Einfluß geübt, ja auch zu gelegentlicher Erwähnung fand sich keine Veranlassung, wie es beim väterlichen Großvater der Fall war. Ein übelwollender Spielgenosse wies auf diesen, der bloß Gastgeber gewesen, und auf die unbemittelten Seitenverwandten zu Friedberg und sonst spottend hin, als Wolfgang sich einmal auf seinen mütterlichen Großvater etwas zu Gute that. Freilich hätte dieser ihn noch mehr kränken können, wenn er hinzugefügt, daß jener ursprünglich Schneider gewesen, ja daß sein Verwandter Christof Justus Goethe mit Mühe Schuhmachermeister in Frankfurt geworden. Aber, ohne zu fragen, ob der Knabe auch dieses gewußt, ob Goethe sich dessen erinnert habe, die Erzählung würde durch diese Züge nicht gewonnen, nur überladen worden sein, da dieselbe nur auf das zum Aerger Wolfgangs vorgebrachte Märchen hinausläuft, sein Vater sei der natürliche Sohn eines vornehmen Herrn, von dem auch das Vermögen der Großmutter komme. Goethe schämte sich so wenig der Herkunft seines Vaters, daß er eine Hindeutung auf das Geschäft des Großvaters und auf die unvermögenden Seitenverwandten nicht scheute. Kaum dürfte die Lebensbeschreibung dadurch gewonnen haben, wenn er uns seinen Großvater als Schneidergesellen und dessen Halbbruder als Zinngießermeister signalisirt hätte. Ja, hätte sein Leben alle Familiennachrichten bringen sollen, so durfte freilich der Stammbaum kaum fehlen, wir hätten hören müssen, daß sein väterlicher Großvater aus Artern stamme und wie er nach manchen Wanderungen als Schneidergeselle nach Frankfurt gekommen. Die väterlichen Vor-

fahren erwähnt er ebenso wenig als die mütterlichen, auf die sich der Geheimerath etwas zu Gute thun konnte, da sein Urgroßvater ein berühmter Jurist war, der als **Syndicus primarius** nach Frankfurt berufen wurde, auch sein Ururgroßvater, von dem sich der Name Wolfgang herschrieb, ein ehrenvolles Amt bekleidet hatte. Seine Abkunft weiter zu verfolgen lag eben außerhalb des Zweckes einer allseitigen Darstellung seiner Entwicklung, für welche freilich die Stellung des mütterlichen Großvaters und die Verhältnisse des väterlichen Hauses von Bedeutung waren. Die Abkunft seines väterlichen Geschlechts von einem ehrsamen Handwerker zu gestehn würde Goethe nicht schwer gefallen sein; rühmt er es ja an Klinger, daß dieser, ein anderer Willigis, in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen Merkmale seiner frühesten Zeit verewigt habe. Wenn er jede Andeutung unterläßt, daß der Großvater die Stadt an die Franzosen verrathen, so kann man das dem Enkel um so mehr zu Gute halten, als der Knabe davon nichts erfuhr, nur des politischen Gegensatzes zwischen dem mütterlichen Großvater und dem Vater gedachte er mit Recht, da dieser von Einfluß auf den heranwachsenden Knaben gewesen.

Auch von Wolfgangs Lehrern erfahren wir nichts Genaueres, da diese für die Richtung seiner Ausbildung von keiner wesentlichen Bedeutung gewesen; wir hören nur im allgemeinen von den Lehrern, von dem Schreib- und einem englischen Sprachmeister, von dem Unterricht im Klavier, Reiten und Fechten, selbst der Name seines Lehrers im Lateinischen und Griechischen, des durch die frankfurter Lokalposse später verewigten Prorektor Scherbius, wird verschwiegen, nur das Bild des Rektors Albrecht, der ihn ins Hebräische einführte, tritt mit aller Anschaulichkeit ergetzlich hervor, da er durch ihn freilich auf eigenthümliche Weise zu seinen

erfolgreichen biblischen Studien geführt wurde. Wenn er auch den alten heitern italienischen Sprachmeister, der seinem Vater bei der Ausarbeitung seiner italienischen Reisebeschreibung zur Seite stand und mit der Mutter sang, ausdrücklich nennt, so zeigt dies, wie fest der Name, der wohl zu manchem Wortspiel Veranlassung gab (Giovinazzi deutet auf Jugendlichkeit), in seinem Gedächtnisse haftete. Und er verdiente als vertrauter Freund des Vaters, dessen sich Goethe aus seiner allerersten Jugendzeit erinnerte, eine Stelle im häuslichen Bilde. Dagegen erscheint der so anschaulich eingeführte Gevatter Dolmetsch Diene ohne seinen Namen, der dem Dichter wohl entfallen war, doch bei der geschickten Art der Erzählung auch leicht entbehrt werden konnte. In hübscher Weise läßt Goethe einmal in einer Anekdote, die er von Thorane erzählt, den mit diesen Verhandelnden mit dem Namen Spangenberg anreden, um darauf zu bemerken, daß er diesen Namen frei statt des wirklichen gewählt habe.

Auffallend dürfte es auf den ersten Blick scheinen, daß von Goethes heimischen Jugendgenossen keiner besonders hervorgehoben und mit Namen bezeichnet wird. Von einem derselben heißt es im zweiten Buche, er habe immer auf Wolfgangs Seite gestanden, weshalb er ihn Pylades nennen wolle; eines solchen Namens bedurfte er, da er denselben im fünften Buche als Vermittler der Bekanntschaft mit den lustigen Gesellen einführen wollte, die zur Verbindung mit Gretchen führte. Wir möchten aber diesen unter einem dramatischen Namen*) auftretenden jungen Freund weder

* Für einen solchen nehmen wir ihn lieber als für einen mythologischen. In den Lehrjahren heißt es von dem Schauspieler, mit dem Wilhelm sich im Fechten übt: „Wir wollen ihn einstweilen Laertes nennen" weil Laertes in

mit von Loeper als einen für viele nehmen, in welchem mehrere Knabenfreundschaften verschmolzen seien (Goethe hebt ihn ja als den einzigen Knaben hervor, der immer zu ihm gehalten), noch weniger die durch nichts begründete, ja durch das, was von den Vermögensverhältnissen seiner Eltern gesagt wird, geradezu widerlegte Vermuthung desselben eifrigen Goetheforschers billigen, Max Moors, der zwei Jahre ältere Sohn des ganz nahe bei Goethes Hause wohnenden Senators, sei „das wahre oder doch das vornehmste Substrat" jenes Pylades; vielmehr ist eben die niedrige Herkunft ein Hauptzug dieses jungen Freundes, den er mit Absicht schon hier einführte. An dem in seinen Dramen befolgten Grundsatz, daß alle später auftretenden Personen womöglich früher auf irgend eine Weise eingeleitet wurden, hat Goethe auch in seiner Lebensdarstellung gehalten, und so führte er den jungen Bekannten, der so bedeutend in der Geschichte mit Gretchen erscheint, schon frühe ein, und dürfte dieser Pylades eine zu seinem Zwecke geschickt erfundene Person sein. Anders verhält es sich mit dem französischen Schauspielerknaben, von dem Goethe sagt, er wolle ihn Derones nennen; denn schon in dem Schema, wo nicht an willkürlich gegebene Namen zu denken ist, lesen wir in einer freilich erst später von Goethe diktirten Ausführung: „Kinder der Madame Derones, Tochter, Sohn", und der Knabe wird sodann ohne weiteres Derones genannt. Freilich ist ist der Name noch nicht nachgewiesen. Von Loeper vermuthet Desronais. Die Endung ist in Derones kaum auffälliger als in Decazes, Dechamps, Delorges, (in Schillers Handschuh), nur das unbekannte rone erregt Bedenken. Die nächste Vermuthung

---

Shakespeares Hamlet mit dem Helden des Stückes ficht, und dieser Schauspieler später die Rolle des Laertes wirklich spielt.

führt auf den in der Geschichte der Chemie bekannten Namen Derosne. Den jungen Franzosen nach mehr als einem halben Jahrhundert zu nennen brauchte sich Goethe nicht zu scheuen, und er bedurfte eines Namens, da er so viel von ihm zu erzählen hatte. Dagegen traten weder die beiden Moors, noch Riese, noch Horn, noch irgend ein anderer seiner frankfurter jungen Freunde (Olenschlager und Hüsgen werden nur bei Gelegenheit ihres Vaters genannt) in der ersten Zeit so bedeutend hervor, daß er sie namentlich bezeichnen mußte; er beherrschte sie eben alle, wenn sie auch zu seiner geselligen Unterhaltung, wie seiner geistigen Kraft gleichsam zum Wetzsteine dienten, er ihnen als guten Gesellen herzlich wohl wollte. Erst in der Darstellung der leipziger Zeit tritt Horn als treuer Genosse und lustige Person hervor, und er gewinnt individuelles Leben, wogegen Riese neben Horn erst nach Goethes Rückkunft von Straßburg erscheint. Einen andern wunderlichen, fast drei Jahre ältern Bekannten, den schon in der Wiege vom Fürsten von Thurn und Taxis zum Rath ernannten Johann Bernhard Crespel läßt Goethe schon vor seiner Reise nach Leipzig, offenbar zu früh, auftreten, aber er verschweigt den Namen des noch lebenden, als lustige Figur auftretenden Mannes, der im dritten, gleichfalls zu dessen Lebzeiten geschriebenen Theile nochmals erscheint. Auch der junge Mann, den man Wolfgang nach dem Unglück mit Gretchen zur Seite gab, wird nicht namentlich bezeichnet, ohne daß das Bild seiner Persönlichkeit darunter litte; hieß er wirklich, wie man vermuthet hat, Müller, so wirkt die von Goethe gewählte Bezeichnung der Freund viel glücklicher, als es der durch vielfachen Gebrauch abgenutzte Name, der kaum ohne beigegebenen Vornamen für bezeichnend genug gelten konnte, zu thun vermöchte. Weder Müller, noch die ähnlichen gang und

gäben Namen Breuer, Fischer, Schmitz kommen in der Lebensbeschreibung vor. In voller Gestalt und mit ihrem Personennamen treten dagegen die Hausfreunde Rath Schneider, der nie ohne diesen seinen Charakter genannt wird, und die beiden Moritz auf. Eingehend werden auch drei durch ihre Gelehrsamkeit, noch mehr durch ihren besondern Charakter merkwürdige Männer mit Namen bezeichnet, die alle in Wolfgang ihr moralisches Ebenbild herstellen wollten. Dies war bereits in einem zum „Schema" diktirten Nachtrage geschehen, der gleichfalls schon über zwei andere in Frankfurt lebende Männer, von Uffenbach und von Häckel, berichtete, die „als Dilettanten, Kunstkenner, Liebhaber und Sammler, und folglich auch als reiche Leute Ansehen hatten", wie Goethe später bemerkte, nur erwähnt wurden, insofern der Ruf oder ihre Persönlichkeit einigen Einfluß auf den Knaben gehabt. In ähnlicher Weise ließ Goethe bei der Ausführung des ersten Theiles seines Lebens noch mehrere andere bedeutende Frankfurter auftreten, bei denen die namentliche Bezeichnung eben so selbstverständlich war wie bei den bekannten Malern und Künstlern, mit denen der Knabe in Verbindung kam. Auch Pfeil als Inhaber einer bedeutenden Pension wird namentlich genannt, da er früher im väterlichen Hause gedient hatte, später als Hausfreund auf die weitere musikalische Ausbildung der Schwester wirkte, ja ein junger Engländer seiner Pension deren Herz rührte.

In Leipzig begegnen wir einer bedeutenden Zahl ansehnlicher Personen, die auf den nach lebendiger Entwicklung strebenden frühreifen Jüngling von größerm oder geringerm Einfluß gewesen, in voller Persönlichkeit, dagegen bleiben die eigentlich akademischen Bekannten im Dunkel, wie das ganze studentische Leben kaum gestreift wird, da es ohne erhebliche Folgen für ihn geblieben.

Von „einigen Lievländern“ am schönkopfischen Tische, von „einigen Edelleuten“, mit denen er Privatstunden bei Oeser genommen, ist die Rede; die Namen werden verschwiegen, obgleich er mancher noch gedenken mochte, mit einzelnen auch noch später verkehrte, und unter den Edelleuten der ihm näher getretene Hardenberg sich befand, der nach Steins Rücktritt eine so großartige Thätigkeit als preußischer Staatskanzler entfaltete. Von manchen andern leipziger Bekannten Goethes wissen wir sonsther. Dieser gedenkt weder seines Landsmanns Griesbach noch des später in Wetzlar wiedergefundenen Jerusalem; auf den bunten Schwarm seiner studentischen Bekannten einzugehn lag ihm fern. Freilich würde sein Bild der leipziger Studenten, auf die er schon 1776 als „schlankliche, vieldünkliche Studentenbuben“ spottet, sehr ergetzlich gewesen sein, aber das Studentenleben als solches bildete keinen bedeutenden Punkt in seiner Entwicklung. Andere Männer, mit denen er zu Leipzig in Verbindung kam, nennt er nur ihrer literarischen Bedeutung wegen; doch ist es dabei nicht auf Vollständigkeit abgesehen. Der schon damals schriftstellerisch thätige Eschenburg wird erwähnt, aber der junge Dichter Michaelis übergangen; mit beiden traf er auch persönlich zusammen. Wenn wir von der ersten die Neigung des Knaben fesselnden weiblichen Bekanntschaft in Frankfurt nur den Namen Gretchen erfahren, die Gesellschaft selbst, in welcher ihm diese begegnete, im Halbdunkel schwebt, so tritt dagegen die leipziger Geliebte im vollen Lichte hervor, als Tochter des Gastwirths Schönkopf in dem kleinen Weinhause im Brühl, doch nennt er sie mit ihrem zweiten Namen Aennchen, während sie gewöhnlich, auch ihm selbst, Käthchen hieß. Sie und auch ihr Gatte waren gestorben, als er sein leipziger Leben beschrieb. Den Namen seiner guten alten Wirthin, der

Frau Straube, erfahren wir eben so wenig als den seines armen theologischen Stubennachbars, des noch später von ihm unterstützten Limprecht, weil sie für seine Entwicklung von keiner wesentlichen Bedeutung waren.

In der traurigen Zeit zwischen den leipziger und den straßburger Tagen tritt nur die auch für die Folge so bedeutende Klettenberg, die sogleich durch die Eröffnung, daß sie die schöne Seele der Bekenntnisse in den Lehrjahren sei, unsern nähern Antheil gewinnt, in voller Gestalt und mit Bezeichnung ihres Namens und ihrer persönlichen Verhältnisse hervor, wogegen ihr Freund, der im Gegensatz zum Chirurgen trefflich geschilderte schon vor dreißig Jahren gestorbene Arzt Dr. Metz gleich diesem ohne Namen erscheint. Die Gespielinnen der Schwester werden in dieser knapp gehaltenen Darstellung eben so wenig wie im sechsten Buche bezeichnet, der Freunde Wolfgangs ist gar nicht gedacht, nicht einmal des aus Leipzig zurückgekehrten Horn.

Den Grundsatz, keinen überflüssigen Namen zu nennen, finden wir auch in der frisch belebten Darstellung des straßburger Lebens beobachtet. Weder die Namen des Wirthes Schlag, bei dem er auf dem alten Fischmarkt wohnte, und des frommen Handelsmannes, an den er empfohlen war, noch der den Mittagstisch haltenden alten Jungfrauen Lauth in der Krämergasse*) findet sich. Von den etwa zehn Personen der Tischgesellschaft, die meist aus Studirenden bestand, wird nur einer, der höchst anziehende,

*) Die Lage seiner Wohnung gibt Goethe wie in Leipzig an, weil diese eben für ihn bedeutend waren, wogegen er mit Recht die der Jungfern Lauth, bei denen er zu Mittag speiste, übergeht. In Wetzlar wird auch seine Wohnung nicht angegeben, weil dort das Haus Lottens und die schöne Umgebung für ihn viel wichtiger als seine Wohnung wurden.

eigentlich allein neben ihm aufkommende Meyer von Lindau, außer dem Präsidenten Salzmann, namentlich genannt und ausführlich beschrieben, der pensionirte Ludwigsritter, der erst an geeigneter Stelle ins Leben geführt werden soll, vorab nur angedeutet. Auch der Name des von Salzmann ihm empfohlenen Repetenten ist übergangen. Später treten Jung Stilling und Lerse in ausführlichen Schilderungen hervor; Weyland und Engelbach lernen wir erst bei der lothringischen Reise als Tischgenossen kennen. Der im „Schema“ genannte Name des sesenheimer Pfarrers wird geschickt übergangen, nur von der zweiten Tochter, die sein Herz gewann, der Vorname Friederike, auch ihr Rufname Rieckchen erwähnt, die ältere, Maria Salomea, am Anfange eben nur als solche bezeichnet, später ihr der Name der ältern Schwester des goldsmithischen Romans, Olivie, beigelegt, da ihm in der sesenheimer Familie ein Ebenbild der wakefieldschen erschien, wonach auch der Sohn Christian als Moses begrüßt und weiter genannt, der dritten noch im Hause lebenden Schwester gar nicht gedacht wird. Vom Wirthssohn zu Drusenheim ist nur der in der Erzählung unentbehrliche Vorname George angegeben, wie wirklich der Sohn des Wirthes Klein in Drusenheim hieß. Sonst sind in der köstlichen Darstellung der sesenheimer Liebe alle bestimmten Namen gemieden, ohne daß dadurch irgend eine Ungehörigkeit veranlaßt würde. Auch der Name des Schaffners des Münsters, dem Goethe die Ansicht der Originalrisse verdankte, ist übergangen, obgleich er wußte, daß es der auch als elsässischer Geschichtsforscher bekannte, längst verschiedene Orgelbauer Silbermann war.

Gleich nach der Rückkehr von Straßburg nennt Goethe von ältern Freunden nur Horn und Riese, letztern so, daß er zu glauben scheint, diesen schon früher erwähnt zu haben; andere,

die nach und nach zu diesem Kreis getreten, will er später aufführen; als bedeutend für ihn erscheinen die Brüder Schlosser, von denen des jüngern schon früher gedacht, der ältere nur berührt war. Die Hauptpersonen des darmstädter Kreises, mit welchem er durch den lebendig geschilderten Merck in Verbindung getreten, werden bloß mit Namen genannt, ganz übergangen die Hofdamen von Roussillon und von Ziegler, die eine ausführliche Erwähnung, zu der hier kein Raum war, gefordert hätten, deren Bild auch wohl längst in seinem Gedächtniß erblaßt war. Von den Freundinnen der Schwester, die auch ihm nahe standen, ist keine Rede, nur wird im Gegensatz zu seinem Vermeiden jedes nähern Verhältnisses zu Frauenzimmern die ihm unbekannt gebliebene Neigung einer „zarten, liebenswürdigen Frau“ erwähnt, von der wir eben nichts weiter wissen.

In Wetzlar sind von den zahlreichen Mitgliedern der Rittertafel nur der ihm nahe getretene Freiherr von Kielmannsegge und der wunderliche schon literarisch bekannte, den geraden Gegensatz zu diesem bildende von Goué, der den wetzlarer Ritterbund ins Leben gerufen, näher bezeichnet, der erstere nicht so eingehend, wie man erwartet hätte. Eine ausführliche Beschreibung aller Persönlichkeiten ist absichtlich vermieden: der als Dichter mit Goethe verbündete Gotter ist ohne Beziehung auf den Bund erwähnt, dann auch Werthers Vorbild, Jerusalem; viele andere Mitglieder und Freunde werden übergangen. Lottens Verlobter tritt nur unter dem Namen der Bräutigam auf, wie er allgemein unter den Bekannten hieß; von ihr selbst, der Braut, wird ein sprechendes Bild entworfen, dann erst heißt es, mit Bezug auf das eben erwähnte „Büchlein Werther“: „Lotte — denn so wird sie denn doch wohl heißen — u. s. w.“ Den Namen ihres Vaters und

dessen Stellung erfahren wir nicht, nur hören wir, daß Lotte nach dem Tode der Mutter den Haushalt einer zahlreichen Familie und eine ausgedehnte Wirthschaft auf dem Acker, im Krautland, im Garten und auf Wiesen führte. Die noch lebende Freundin namentlich auftreten zu lassen scheute sich Goethe, da er sie und ihren Gatten schon durch die Dichtung des Werther verletzt hatte. Dagegen durfte er die Schriftstellerin Frau von Laroche und deren Gatten namentlich aufführen und ihrer Kinder gedenken, auch die älteste ihm im Alter zunächst stehende liebenswürdige Tochter besonders hervortreten lassen, wenn er sie auch nicht mit dem Vornamen bezeichnet, obgleich er ihrer besondern Anziehung gedenkt, ja das Regen einer „neuen Leidenschaft“ etwas voreilig anzudeuten wagt. Erst als sie nach Frankfurt als Gattin des Kaufmanns Brentano kam, erweckte das Gefühl ihres Unglücks eine ihn beunruhigende Neigung, der er aber im dreizehnten Buche alles Leidenschaftliche abspricht, da es ihm hier darauf ankam, aus dem leidigen Verhältnisse der jungen Frau den sich in ihm steigernden, einer Entladung bedürfenden Lebensüberdruß abzuleiten. Von dem Verhältnisse zu seinen andern frankfurter Freundinnen zeigt sich hier so wenig wie früher eine Spur, nur der mit der Brentanoschen Familie zusammenhängenden Kreise wird gedacht, namentlich des Dechanten Dumeix, einer Frau Serviere, der Allesina-Schweitzerschen Familie mit dem Zusatze „und andern (Familien)“. Die Freunde Horn, Riese und Crespel treten vorläufig ganz zurück, da von ihnen vorab nichts zu berichten ist, nur im allgemeinen wird bei Gelegenheit des durch Werther erregten Aufsehens des Triumphes „älterer Freunde“ über ihre Vorhersagung des großen Erfolgs gedacht, um den Uebergang zu den „neuen Theilnehmern“ zu machen, unter denen zuerst der alte straßburger Freund Lenz

und nach Erwähnung Wagners, der jetzt Mitglied der frankfurter, wie früher der straßburger Gesellschaft, der frankfurter Landsmann Klinger als entschiedener Gegensatz zu Lenz genannt wird. Von Bekannten, die nicht literarisch hervorgetreten, ist hier keine Rede, und so fehlen denn auch hier der Komponist Kayser, mit dem Goethe nicht weniger wie mit Klinger befreundet war, und Passavant, von dem wir später bei der Schweizerreise hören, daß er sich an der Handschrift Werthers erfreut.

Erst nachdem sonstiger Verbindungen, des Besuches des Herzogs von Weimar und mancher andern bedeutenden Männer gedacht ist, kommt Goethe auf die Gesellschaft von jungen Männern und Frauenzimmern zurück, die sich um seine Schwester gesammelt, aber auch nach ihrer Abreise fortbestanden habe. Jede nähere Bezeichnung fehlt, nur tritt hier jener „wunderliche Redner" des sechsten Buches wieder auf, dessen jetziger Vorschlag einer Ehestandskomödie den Dichter fast in den Hafen der Ehe gebracht hätte. Die Glückliche wird nur mit wenigen Zügen gezeichnet, nicht einmal ihr Vorname angegeben, der freilich (wir wissen, daß sie Anna Sibylla hieß) nicht gerade besonders wohllautend war, wenn Goethe nicht zum zweitenmal die Erkorene als Aennchen bezeichnen wollte.

Auch diejenige Geliebte, welche des Dichters ganze Seele so hinriß, daß er nur durch einen gewaltigen Bruch sich von ihr scheiden konnte, tritt nicht mit ihrem Familiennamen auf. Wir vernehmen der Wahrheit gemäß, daß sie die Tochter eines angesehenen reformirten Handelshauses gewesen, aber am Anfang des siebzehnten Buches führt er sie plötzlich als Lili ein, wie sie später immer genannt wird; wir hören von ihrer Mutter, von ihren Brüdern, von ihrem Onkel Bernard in Offenbach und dem

ihm gegenüberwohnenden jüngern D'Orville; auch der Fabrikant und Komponist André, bei dem Goethe wohnte, und der Pfarrer Ewald treten in den Kreis, wodurch das Bild sich vollständig belebt, obgleich der Name von Lilis Mutter und Brüdern gar nicht genannt ist, nur gelegentlich tritt der eine Bruder als George hervor. Die Vermittlerin zwischen beiden Eltern ist mit ihrem wirklichen Namen bezeichnet. Auch im folgenden haben wir es immer mit wirklichen, namentlich bezeichneten Personen zu thun. Von den frühern Freunden ist nur im allgemeinen die Rede, einzeln tritt etwas auffallend nur der aus der Schweiz zurückgekehrte Passavant hervor; der Freundinnen wird gar nicht gedacht: sollte ja die Trennung von Lili den Schwerpunkt bilden, alles andere dagegen zurücktreten. In Heidelberg, wo er auf der beabsichtigten Reise die Vermittlerin der Verbindung mit Lili trifft, wird ihm von dieser eine andere Partie vorgeschlagen. Hier zum erstenmal ist der wirkliche Name durch den Anfangsbuchstaben mit Punkten bezeichnet. Das ist eben eine entschiedene Abweichung von dem sonst auch im vierten Theile der Lebensbeschreibung befolgten Verfahren.

Schon gelegentlich ist bemerkt, wie Goethe manches einzelne übergeht, nichts weniger als gleichmäßige Vollständigkeit erstrebt, worauf auch die Bezeichnung a u s m e i n e m L e b e n deutet. Zu seiner Absicht, ein lebendiges Bild seiner Entwicklung und der diese bestimmenden Verhältnisse zu geben, bedurfte er nur einer anschaulichen Darstellung der Hauptzüge, die eben durch Abscheidung alles dessen, was statt zu heben, belastet, statt einen weitern und tiefern Blick zu gestatten, die Uebersicht trübt, zu jener lichten Klarheit gelangt, durch welche er zu wirken suchte. Hätte er auch durch umfangreichere Forschung, ja durch sorgsamere

Ausbeutung des ihm in Briefen und sonstigen Papieren vorliegenden urkundlichen Stoffes noch manches einzelne erkunden können, gewiß weniges, was sich in den Kreis der von ihm beabsichtigten Bilder gefügt hätte. Dagegen mußte er vielfach da, wo seine Erinnerung und sonstige Quellen ihn verließen, die Lücken durch eigene Dichtung ergänzen, die aber, wenn sie auch die thatsächliche Wahrheit nicht treu herstellen konnte, doch für die Zustände bezeichnend und ein Analogon der Wahrheit, von ähnlicher Wirkung war. Freilich manches wurde jetzt verwischt: so fehlt jede Andeutung, wie er noch in Frankfurt bis zum äußersten Augenblicke einer Verbindung mit der längst verlobten leipziger Geliebten nachhing, wie ihn das Bild Lottens noch lange verfolgte und er sich kaum zurecht fand, als er die Kunde von ihrer bevorstehenden und vollzogenen Vermählung empfing: so erhalten wir keinen Schatten des genialtollen Lebens mit den bewundernd an ihm hängenden Freunden, besonders Klinger und Kayser. Die Erinnerung hatte ihn eben hier und bei andern bedeutenden Verhältnissen fast ganz verlassen, während sie wieder Einzelheiten mit wunderbarer Treue festhielt. Aber manche Züge scheint er auch absichtlich durch bezeichnendere ersetzt zu haben, nicht um die Wahrheit zu entstellen, sondern um durch die „liebliche Lüge, glaubhafter als Wahrheit", gleichsam die Seele der Wirklichkeit reiner hervortreten zu lassen. Dieses zum Theil durch die Nothwendigkeit bedingte, aber künstlerisch weiter ausgedehnte Verfahren war es, worauf zunächst die Dichtung im Titel sich beziehen sollte. Es galt nicht zu dichten, aber er mußte die Lücken der Erinnerung ergänzen, das Abgeblaßte durch frisch aufgetragene Farben beleben und die entschwundene Wirklichkeit in einem sprechenden, wenn auch nicht in den einzelnen

Zügen, doch im Gesammteindrucke wahren Bilde schöpferisch gestalten, da einmal „die Fülle der Erinnerung" seiner Jugendzeit erloschen war, als er sein Leben zu beschreiben begann. Später schwebte ihm bei dem gewählten Titel auch die Erfahrung vor, deren Ausdruck er in dem berühmten mit Luden im Jahre 1806 gehaltenen Gespräche absichtlich auf die Spitze getrieben, daß keine Ueberlieferung einer Thatsache von subjektiver Auffassung frei sei, daß man, wie er gegen Woltmann äußerte, von historischen Monumenten immer viel Dichtung abziehen müsse, um die Wahrheit übrig zu behalten. Daß er selbst sich über den Sinn des Titels zu verschiedenen Zeiten verschieden nach der verschiedenen Stimmung und dem Charakter desjenigen, zu dem er sprach, ausgelassen, darf uns nicht irre machen. Wenn er im Jahre 1830 gegen Zelter bemerkt, in spätern Jahren wirke die Einbildungskraft bei der Rückerinnerung mit, so daß man mehr die Resultate, Vergangenes, wie man es sich jetzt denke, als die damals sich ereignenden Einzelheiten darstelle; er habe das, was dem Erzählenden und der Erzählung angehöre, mit Dichtung bezeichnet: so ist hier das aus Noth Zugedichtete und das zur künstlerischen Wirkung Umgedichtete völlig übergegangen. Und doch ist des Erdichteten oder des Poetischen, wie er sich im Vorwort ausdrückt, unzweifelhaft viel, wie er ja gegen Eckermann selbst von der sesenheimer Liebesgeschichte gesteht, es sei kein Strich darin, den er nicht erlebt, aber keiner so, wie er ihn erlebt. Gerade aus dem vor der Erinnerung nebelhaft schwebenden Bilde schuf er seine im einzelnen freie, im ganzen dessen Wesen treu wiedergebende Darstellung. Wenn Vischer der Erklärung Goethes, er habe sich hier der Dichtung nur bedient, um sich des Wahren, dessen er sich bewußt gewesen, zu seinem Zwecke bedienen zu

können, die Behauptung entgegenstellt, Poesie und Geschichte lägen hier in Zwiespalt, Goethe habe dem Reize nicht widerstanden, zu erfinden, hinzuzudichten, während der Leser von einer Lebensbeschreibung faktische Wahrheit verlange: so ist dies eben reine Willkür, aus der sich der berühmte Kritiker unserm Dichter gegenüber kein Gewissen macht, und die weit ärger die Wahrheit verleugnet, als wenn Goethe, der eben ein künstlerisches Ganzes geben wollte, die Lücken des Gedächtnisses in entsprechender Weise zu ergänzen sich genöthigt sah und die schwankenden Züge zu beleben sich getrieben fühlte. Daß er eine neue Form schuf, deutet ja der Titel an. Seine gegen Woltmann geäußerte Klage, die Deutschen hätten die eigene Art, daß sie nichts annehmen könnten, wie man es ihnen gebe, es fehle ihnen die Empfänglichkeit für neue Formen, trifft leider auch nach zwei Menschenaltern noch zu, selbst bei dem so scharf- wie eigensinnigen Aesthetiker. Sonderbar irrt auch von Loeper. Streng genommen, meint er, komme der Doppeltitel Dichtung und Wahrheit nur dem ersten Theile zu, wegen des Knabenmärchens, der „Gretchenepisode" (?) und „ähnlicher (welcher?) Erfindungen, die aus den Thatsachen hervorgehen und sich darin wieder verlieren", für die andern Theile sei der Titel „trügerisch, nur traditionell beibehalten", mit dem merkwürdigen Zusatze „immerhin als Ausdruck eines allgemeinen Gedankens, daß keine geschichtliche Darstellung ohne Mitthätigkeit der Phantasie denkbar sei, und als Bitte um Nachsicht mit Gedächtnißfehlern und sonst entschlüpften Irrthümern". Als ob die dichterische Einbildungskraft Gedächtnißfehler und Irrthümer decken dürfte und der Titel bei spätern Theilen etwas anders besagen könnte als beim ersten! Bei der Bezeichnung Dichtung konnte Goethe am wenigsten das Märchen

im Sinne haben, das sich ja von selbst als Spiel der Knabenphantasie darstellt, und auch in den folgenden Theilen bis zum letzten ist die ergänzende und erhellende, aber nie den Grund der Wahrheit, das Charakterbild des sich entwickelnden Goethe und seiner Zustände entstellende Dichtung in voller Thätigkeit. Wir sollen der Erzählung nicht jeden einzelnen Zug als thatsächliche Wahrheit glauben, Goethe gibt uns ein Abbild seiner Jugendentwicklung, wie es sich nach seinen Erinnerungen und andern Mittheilungen unter Mitwirkung der schöpferisch belebenden Einbildungskraft in seinem Geiste gestaltet. Die Dichtung will nicht täuschen, nur in ihrem Glanze die Wirklichkeit widerspiegeln.

Freilich wird die thatsächliche Wahrheit auch durch Verschiebungen und sonstige Fehler des Gedächtnisses getrübt, wie ja Goethe selbst gegen Schlosser bemerkte, daß dieses über die zeitliche Folge täusche, aber es trifft dies nur unbedeutende Einzelheiten, so daß das Bild dadurch nicht beeinträchtigt wird. Seine Anwesenheit bei der herrenhuter Synode zu Marienborn verlegt er in gutem Glauben nach der Rückkehr von Straßburg, aber die Art, wie er derselben im siebzehnten Buche gedenkt, verdeckt den Irrthum, da die Zeit ungewiß gelassen wird, wenn sie auch gelegentlich nach der Sommerreise des Jahres 1774 steht. Andere Verschiebungen sind durch künstlerische Absichten bedingt, wie wenn des geselligen Kreises, der zur schönen Jahreszeit Lustpartien anstellte, schon vor der leipziger Zeit gedacht und diese Darstellung an die Schilderung der Schwester angeknüpft wird, da sich im folgenden keine passende Gelegenheit dazu fand, er aber am Schlusse des dritten Theiles diesen Kreis und den wunderlichen Redner desselben als bekannt voraussetzen wollte.

Dies verstößt freilich gegen die Wahrheit, entspricht auch kaum dem damaligen Alter der Geschwister, aber das Ungehörige wußte der Dichter durch die lebendige Darstellung zu verdecken, so daß es dem Leser nicht auffällt, nur dem genau Nachspürenden sich verräth. Dieses Kunstmittels, das er als Dramatiker oft mit Bewußtsein in Anwendung brachte, glaubte er sich auch hier bedienen zu dürfen. Von gleicher Art mag es sein, wenn er am Ende des dritten Theiles, also im Jahre 1774, unter den Besuchen bedeutender Männer auch Zimmermanns gedenkt, den er erst im folgenden Jahre kennen lernte. Im September 1775 würde sich zu einer ausführlichen Besprechung dieses Besuches, obgleich er damals für Goethe besonders wichtig war, keine passende Stelle gefunden haben; deshalb schloß er ihn gleich hier an, wodurch die thatsächliche Wahrheit freilich verletzt wird. Möglich bleibt es freilich, daß auch hier ein Gedächtnißfehler zu Grunde liegt.

Ganz besondere Freiheit nahm er sich bei der Einfügung der sesenheimer Liebe. Auf der Rückreise von Saarbrücken erweckt der Schall von ein paar Waldhörnern bei dem in heiterer Sommernacht einsam auf einer Höhe mitten im Gebirg Weilenden das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Reisetagen in den Hintergrund getreten war, aber ihn jetzt unwiderstehlich zu sich hinzieht; erst als er sich von seinem Reisegenossen Weyland am hagenauer Walde trennt, hören wir, daß er nach dem „geliebten Sesenheim“ reitet. Jene Reise fällt wirklich, wie Goedeke und von Loeper nachgewiesen, in den Juni, vor die Bekanntschaft Herders, nach welcher sie hier erzählt wird; dagegen sah er Sesenheim zuerst im folgenden Oktober, so daß die thatsächliche Wahrheit hier offenbar verletzt ist. Aber wie ahnungs-

voll spannt diese die zufällige Wirklichkeit aufgebende Anordnung unsere Erwartung auf die so wundervoll eingeführte Geliebte in Sesenheim, die zunächst nur als ein Frauenzimmer bezeichnet wird, der er von Herzen ergeben gewesen, die so viel Achtung als Liebe verdient habe, dann aber ergreift er das eigene Kunstmittel, daß er durch geschickte Einfügung des Eindruckes, den Goldsmiths von Herder vorgelesener Landpriester von Wakefield in ihm zurückgelassen, statt seinen jetzigen Besuch zu beschreiben, auf die Schilderung seiner ersten Bekanntschaft im Hause des Pfarrers kommt, dessen zweite Tochter sein Herz gewann, um mit diesem Bilde den zweiten Theil zu schließen. Die jetzige Rückkehr von Sesenheim nach Straßburg ist durch diese herrliche Darstellung so ganz in den Hintergrund gedrängt, daß der Leser den Ausfall gar nicht merkt, sondern es sich ruhig gefallen läßt, daß der dritte Theil nicht mit dem Schlusse der saarbrücker Reise beginnt, sondern mit der Schilderung der Rückkehr von Sesenheim nach der ersten Bekanntschaft in Begleitung Weylands, der ihn dort eingeführt hatte. Ja selbst der sonderbare Umstand, daß Weyland, als Goethe seitwärts nach Sesenheim reitet, ihn nicht nach dem verwandten Pfarrhause begleitet, fällt nicht auf. Unmittelbar schließt sich die Geschichte der sesenheimer Liebe bis zu Goethes Abgang von Straßburg an, ohne daß in derselben jenes Besuches auf der Rückreise von Saarbrücken gedacht würde; nur durch die Schilderung seines straßburger Lebens wird sie auf das glücklichste unterbrochen, so daß die Erwartung immer gespannt bleibt, man sich über den eigentlichen Zeitverlauf täuscht; denn chronologisch ist das hier Erzählte kaum mit diesem in Einklang zu bringen, aber die lebendige Darstellung läßt eben kein Bedenken aufkommen. Der Geist des Dichters hat hier

alles durchaus frei gestaltet, da diese Liebeszeit nur äußerst lückenhaft in seinem Gedächtnisse lebte, bloß manche Einzelheiten und die lebhafte Erinnerung an sein Glück und seine schwere Entsagungsqual sich ihm unauslöschlich eingeprägt hatten. Das Bild spiegelt die Wahrheit im ganzen rein wieder, besonders tritt das reine Glück inniger Liebe seelenhaft hervor, weniger die verzweiflungsvolle Seelenangst, die in jener auf den ersten Kuß folgenden fieberhaften Nacht gleichsam vorgedeutet wird. Daß im einzelnen Goethes herrliche Schilderung dem thatsächlichen Verlaufe nicht entspricht, daß dieser selbst im Winter Sesenheim besuchte und im lastenden Gefühle seiner Schuld qualvolle Wochen in der Nähe der leidenden Geliebten verbrachte, daß auch manches andere zu der erst mehr als vierzig Jahre später dichterisch entworfenen Schilderung nicht stimmt, wissen wir jetzt, aber gleichsam den Kern des ganzen Verhältnisses hat er mit wundervoller Treue in anmuthiger dichterischer Schale uns überliefert, wobei er seine wirkliche Schuld eher vergrößert als vermindert.

Die ihm eigene Meisterschaft entwickelt Goethe in Schilderungen und Charakteristiken. Immer weiß er mit wenigen bezeichnenden Zügen die Gestalt hinzustellen, die dann weitere noch anschaulicher ausmalen; nirgends verräth sich aufdringliches Haschen nach Wirkung, treu gibt er die Züge wieder, die an dem seiner Einbildungskraft vorschwebendem Bilde sich ihm aufdrängen, aus denen dann die ganze Erscheinung sich von selbst ausbaut. Er selbst bemerkt einmal im vierzehnten Buche, er beginne bei der Schilderung von Personen am liebsten mit dem Aeußern, der Gestalt. Nicht selten geht er von der Tracht aus, insofern durch diese die Erscheinung ins Leben tritt. So bei Friederiken, zu

deren Schilderung die Dorotheens in seinem Epos eine anziehende Vergleichung bietet. Zunächst tritt ihre deutsche Tracht hervor, die so gewählt war, daß sie zwischen einer Bäuerin und einer Städterin in der Mitte zu stehn schien; bei dem „kurzen, weißen, runden Röckchen“ werden gelegentlich die „nettsten“ Füße erwähnt, wie bei der Schilderung von Dorotheens Anzug der „gewölbte“ Busen, das „runde“ Kinn, die „wohlgebildeten“ Knöchel. An zweiter Stelle ist nicht ihres Gesichtes, sondern der schlanken und leicht sich bewegenden Gestalt gedacht (wir sehen sie aus der Thüre ins Zimmer treten), dann im Gegensatz zu den gewaltigen blonden Zöpfen des niedlichen Köpfchens und des zarten Halses, und nun erst kommen die heitern blauen Augen, die so deutlich um sich schauen, und das artige, frei in die Luft forschende Stumpfnäschen, und um das reizende Bild des leicht und sorglos einhertretenden Mädchens zu vollenden, sehen wir den ihr am Arm hängenden Strohhut, worauf kurz der Eindruck der ganzen Erscheinung auf den Ankömmling zusammengefaßt wird. Hermann Grimm hat in seiner vielbelobten Nachweisung, mit welcher Kunst Friederike gleichsam in Szene gesetzt werde, die Schilderung nichts weniger als genau aufgefaßt, doch richtig hervorgehoben, wie glücklich das Auftreten Friederikens unmittelbar vorher vorbereitet sei, nur hat er ganz die ersten oben von uns hervorgehobenen Hindeutungen auf Sesenheim und Friederiken bei der Rückreise von Saarbrücken übersehen. Auch sonst sind solche Vorbereitungen an manchen Stellen auf das glücklichste angebracht, ein Kunstmittel, das Goethe in seinem Epos und seinen Romanen vielfach verwandt hat. Mit der Schilderung Friederikens vergleiche man die ganz anders gehaltene Lottens. Nachdem wir gehört, daß sie zu den ein allgemeines Gefallen erregenden Frauenzimmern gehört, heißt es:

„Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine, gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des thätig Nothwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben.“ Dagegen ist die leipziger Geliebte bloß als „ein gar hübsches, nettes Mädchen“ bezeichnet, und auch später vernehmen wir bloß, daß sie „jung, hübsch, munter, liebevoll und angenehm“ gewesen. Von Gretchen wird bei ihrem Eintritte nur ihre ungemeine, ja in ihrer Umgebung unglaubliche Schönheit hervorgehoben; bei ihrem Weggehen heißt es, von der Rückseite sei ihre Gestalt fast noch zierlicher gewesen, das Häubchen habe so nett auf dem kleinen Kopfe gesessen, den ein schlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verbunden, alles habe an ihr auserlesen geschienen, und man habe nun der Gestalt um so ruhiger folgen können, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen, treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt worden. Bei der Geliebten der Ehestandskomödie fehlen wieder alle besondern Züge; sie wird als ein sehr gutes Wesen bezeichnet, von der Art, die man sich gern als Frau denken möge, ihre Gestalt sei schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm gewesen, in ihrem Betragen habe eine Ruhe gewaltet, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes gezeugt. Lili finden wir zuerst am Flügel spielen, an dessen unterm Ende Goethe steht, der sogleich bemerkt, daß sie etwas Kindhaftes in ihrem Betragen hatte, ihre Bewegungen beim Spiel ungezwungen und leicht waren. Darauf wird ihrer Anmuth und ihrer Anziehungskraft gedacht, die von der sanftesten Art gewesen; später ist von ihrer „reinen, kindhaften“ Natur die Rede, dann wird sie als „schön, liebenswürdig, gebildet“ bezeichnet. So fehlen auch hier alle einzelne, bestimmte

Züge. Weit entfernt, immer eine vollständige persönliche Beschreibung von Kopf zu Fuß zu geben, wählte Goethe mit sinniger Auswahl in eingehenderer oder bloß andeutender, bald so, bald anders gewendeter Schilderung, wie bei den Mädchen, die seine Neigung gewannen, so auch bei allen Freunden und Bekannten oder bedeutenden Männern, die er vorführt, einzelne Züge aus, um nicht die Darstellung zu überbürden, vielmehr durch Beschränkung auf das Nothwendige, verbunden mit reicher Abwechslung, seiner Erzählung frischen Fluß zu geben.

Aber die Charakterschilderung beschränkt sich nicht auf ein bloßes Gemälde, sie gewinnt ihr volles Leben erst in der fortschreitenden Erzählung. Von den vielen glänzenden Beispielen dieser Art heben wir nur ein paar hervor, zunächst den im väterlichen Hause einquartierten Thorane. Er tritt als „eine lange, hagere, ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen, feurigen Augen und von einem würdigen, zusammengenommenen Betragen" bei der ersten Erwähnung auf, wo er sich gleich als leidenschaftlicher Gemäldeliebhaber zeigt. Die musterhafte Haltung des wohlwollenden, aber „sehr ernsten und genauen Militärgastes" that sich hervor; gelegentlich wird seine strenge Uneigennützigkeit ausgeführt. Daß die vielfachen, stets gerechten Entscheidungen des ernsten Königslieutenants immer mit einer witzigen, geistreichen, heitern Wendung begleitet waren, gibt dem Bilde frisches Leben; einen sehr bezeichnenden Gegensatz dazu bildet der ihn oft befallende Geist des Unmuths, von dem er die traurigsten Folgen erfahren, so daß er jetzt in solchen Stunden, ja Tagen sich in seine Zimmer zurückzog und keinem Menschen außer seinem Kammerdiener den Zutritt gestattete, dessen Schilderung das Bild weiter belebt. Den ernsten Sinn

Thoranes sehen wir darauf in der Bestrafung, die sich die Neugierde des Knaben zuzieht, wogegen seine Güte höchst bezeichnend in der Freude uns entgegentritt, mit welcher Wolfgang und seine Schwester dem am Tage der Schlacht von Bergen zu Pferde Zurückkehrenden entgegenspringen und seine Hände küssen. Dann erst vernehmen wir die ihn in Wuth versetzende Beleidigung des Vaters, von dessen Bestrafung er endlich mit einer bezeichnenden Wendung absteht. Aber auch mit dieser drastisch dargestellten Geschichte ist die Zeichnung Thoranes noch nicht vollendet. Von seiner Ablehnung alles falschen Zeremoniells und seiner geistreichen Heiterkeit in guten Stunden erhalten wir ein Beispiel in einer sich anschließenden hübschen Anekdote. Noch kurz vor seinem Auszuge zeigt sich sein eigenthümlicher Liebhabergeschmack, den er gar mit militärischer Gewalt zu befriedigen gewillt ist. So prägt sich sein anziehendes Bild lebhaft in fortschreitender Handlung aus, so daß wir mit Antheil zum Schlusse das wenige hören, was über sein weiteres Leben mitgetheilt wird. Ein ähnliches Beispiel bietet die Schilderung von Salzmann, auf deren nähere Ausführung wir aber verzichten. Dagegen müssen wir auf den mit so wenigem Aufwande geschilderten und doch so lebendig Wolfgangs Leben durchschreitenden Vater näher eingehen. Eine Beschreibung des Aeußern erhalten wir so wenig von ihm wie von der Mutter. Zuerst erscheint er im Gegensatz dieser stets heitern und frischen Frau, wie er im Sinne der ältern Pädagogik die Kinder in ihre Betten zurückschreckt, indem er in umgewandtem (und übergezogenem) Schlafrocke ihnen entgegentritt. Neben seiner großen Vorliebe für Italien und dessen Sprache, die den sonst sehr lakonischen Mann manchmal in Beschreibungen sich ergehn ließ, ja ihn zu einer italienisch abgefaßten

Reisebeschreibung bestimmte, tritt seine lehrhafte Natur hervor. Wie sehr ihm auch die winkelhafte, düstere Wohnung zuwider ist, mit dem lang geplanten Umbau wartet er bis nach dem Tode der Mutter; in der Art, wie er ihn führt, zeigt sich seine pünktlich genaue, auf seinem Willen hartnäckig bestehende Natur, nicht weniger in der Art, wie er mit den Kindern seine Bücher- und Gemäldesammlung ordnet, wobei auch seine Eigenheit bei Schätzung von Gemälden sich darstellt. Seine ruhige Fassung erscheint bei dem schrecklichen Hagelwetter, wie er beim Unterrichte der Kinder sein beharrliches Bestehen auf dem als gut und recht Erkannten bewährt. Hier erhalten wir denn eine kurze Darstellung seines Bildungsganges und hören, daß er alle Kenntnisse sich durch „unsäglichen Fleiß, Anhaltsamkeit und Wiederholung" habe erwerben müssen, weshalb er die angeborenen Gaben Wolfgangs um so höher geschätzt und sich das „Märchen seines künftigen Jugendganges" gern ausgemalt, wobei „sein sonstiger Ernst und Trockenheit sich jederzeit aufzulösen und zu beleben schien". Daneben tritt das strenge Festhalten des Vaters an seinem „Erziehungs- und Unterrichtskalender" hervor. Das zweite Buch zeigt ihn uns im Gegensatz zum Großvater als entschieden preußisch oder richtiger fritzisch mit den meisten Frankfurtern gesinnt, sodann aber vernehmen wir, wie es gekommen, daß er es verschworen, jemals irgend eine Stelle im Dienste der Stadt anzunehmen und sich auf sich, sein Haus und den Unterricht seiner Kinder zurückgezogen, obgleich „ihm keine der Eigenschaften gefehlt, die zu einem rechtlichen und angesehenen Bürger gehören". Bezeichnend für den am Alten, Gewohnten gern festhaltenden Vater ist auch sein starrer Widerwille gegen alle reimlosen Dichter. Im dritten Buche zeichnet sich sein Bild

auf das anschaulichste in seinem regen politischen Antheil und dem rücksichtslosen Widerwillen gegen Thorane. Auch die folgenden Bücher zeigen uns die entschieden auf ihrem Willen bestehende, lehrhafte, nüchtern verständige und beharrliche Natur des hoffnungsvoll auf Wolfgangs Zukunft ruhenden Vaters, ein klar umschriebenes, würdiges, auf eine freilich eigenthümlich geartete, aber edle und tüchtige Natur deutendes Bild. Viel weniger tritt die Mutter hervor, meist nur, insofern sie die Strenge des Vaters mildert. Goethe wußte es wohl, daß in dem Entwicklungsgange seiner Jugend, wie er ihn gegeben, diese zu wenig in ihrer frischen, genialen Eigenheit hervortrete, und so hatte er, wie Riemer (II, 726) mittheilt, noch zuletzt den Wunsch, daß ihm eine größere Verherrlichung, eine Aristeia derselben gelingen möge.

Auch Goethes längsterprobtes Erzählungstalent bewährt seine Lebensbeschreibung durchweg. Welche Perlen sind der Zusammenstoß mit Thorane, besonders dessen Unterhandlung mit dem Dollmetscher, die Geschichte mit Gretchen, die Beschreibung der Krönung, die Novelle von den beiden Tanzmeistertöchtern, der Spaziergang mit dem Ludwigsritter, seine Bekanntschaft mit Friederiken, ja noch im vierten Theile die Geburtstagsfeier Lilis und das lustige Leben mit den gräflichen Brüdern! Ueberall weiß der Dichter anschauliche Bilder zu entwerfen, zu spannen, zu unterhalten, mit anmuthigen Wendungen, lichten Gedanken und sinnigen Betrachtungen zu erfreuen und anzuziehen.

Und zu dieser Gabe anschaulicher Darstellung seine „Venusrede“, die wunderbare Lieblichkeit, die volle Klarheit und der reine Glanz seiner aus lebendiger Anschauung und anklingendem Gefühl schöpfenden Sprache. Von Angewöhnungen des Alters,

welche die schöne Freiheit der Bewegung stören, findet sich in den beiden ersten Theilen keine Spur, wenige im dritten, viel mehr im vierten, besonders in den vom Achtzigjährigen geschriebenen Stellen. Im Periodenbau läßt er sich, wie in allen seinen geschichtlichen Darstellungen behaglich gehn, wogegen freilich der ängstliche Grammatiker, der die logischen Verhältnisse der Sätze abwägt, Bedenken erregen kann, aber die freie Bewegung der Gedanken entschuldigt manches, was der strengen logischen Verbindung widerspricht. Von einer besonders weit gehenden Freiheit dieser Art hält die Lebensbeschreibung, nimmt man den vierten Theil aus, sich meist frei, und an einzelnen Stellen, wo dadurch etwas Schleppendes entsteht, wird geschicktes Lesen es leicht überwinden, und zu lautem Lesen in geselligen Kreisen ist Dichtung und Wahrheit ganz besonders zu empfehlen. Einzelne Eigenthümlichkeiten, besonders abstrakte Ausdrücke, sind weit entfernt, die schöne Glätte und Ruhe der anschaulichen, treffend bezeichnenden, so zu sagen wesenhaften Sprache zu stören, welche in natürlicher Einfachheit dahinfließt, die des aufgetragenen Glanzes bildlichen Schmuckes, höhern Schwunges und rednerischer Gewalt entbehren kann, ihn ja als ungehörig mit seltenen Ausnahmen von sich weist. Welche Sorgfalt Goethe auf den Ausdruck verwandte, wie er die sich leicht einstellenden Mängel und seine eigene Schwäche in einzelnen Satzbildungen kannte, ergeben die Aeußerungen an Riemer (oben S. 37. 43). Daß einzelnes seiner und Riemers Aufmerksamkeit entging, ist nicht zu leugnen; beim zweiten Theile fehlte ihm die Hülfe dieses geschickten Berathers, für den vierten Theil war es ein großer Nachtheil, daß Goethe keine Durchsicht der Druckbogen nehmen konnte, und Riemer nichts an der hinterlassenen Handschrift

ändern durfte; übersieht ja der Schriftsteller in der Handschrift manches, was ihm lebhaft entgegentritt, wenn es ihm im Drucke vor die Augen kommt. Leider haben auch die folgenden Ausgaben hier nicht nach Gebühr geändert; es darf, ja es muß die Kritik hier sich viel mehr gestatten als bei den von Goethe selbst im Drucke sorgfältig durchgesehenen Theilen.

Es galt dem Dichter hier ein Bild seines Jugendlebens nach den eigenen sehr ungleichen Erinnerungen, wenigen erhaltenen Papieren und den Berichten anderer mit jener Offenheit zu zeichnen, mit welcher er zu seinen Freunden reden durfte, die mit lebhaftem Antheil seine Persönlichkeit, sein menschliches und dichterisches Wirken anerkannten. Daß er eine äußerst bedeutende Erscheinung in der Geschichte der deutschen Literatur gewesen, daß er Dichtung, Kunst und Wissenschaft auf eine höhere Stufe gehoben, durfte er ungescheut voraussetzen, und denjenigen, die ihm dieses als Unbescheidenheit vorwerfen wollten, mit den einmal gegen Eckermann geäußerten Worten erwiedern: „Was geht es mich an? Ich habe mich nicht gemacht.“ Aber unmöglich konnte er von sich ein rein objektives Bild zu geben denken, er wollte sich eben nur so darstellen, wie er sich selbst bei lebhaftem Versetzen in seine Jugend erschaute. Dabei mußte sich der Ton den verschiedenen Epochen seiner Jugend gemäß gestalten, der Kinder- und Knabenzeit, dem ersten ahnungsvollen, ungewiß schwankenden Jünglingsleben, dem mit frischem, selbstbewußtem Muthe und heiterer Lust ins Leben greifenden, Genuß und Wirksamkeit fordernden Jugenddrange und der glühenden Sehnsucht nach einer ein glückliches Doppelleben begründenden Verbindung mit einer für ihn geschaffenen weiblichen Seele. Als Körner ihm nach Lesung des zweiten Theiles die Erwartung aussprach, im nächsten

werde sich sowohl die Darstellung als die Reflexion steigern, erwiederte er: er müsse sich in Acht nehmen, daß er nicht zu früh fortgerissen werde; habe er den ersten Theil kindlich genug verfaßt, sehe man im zweiten den Jüngling, der aus manchen Leiden heraustrete, so müsse dieser sich nun nach und nach als Schriftsteller entwickeln. Hiernach hatten denn Ton und Darstellung allmählich den wechselnden Verhältnissen gemäß sich anders zu gestalten, sie mußten ein Abbild der Zustände selbst werden, was dem Dichter auch meist gelungen, wenn auch die bedrängten Verhältnisse, unter denen besonders der dritte Theil zu Stande gekommen, nicht immer die nöthige Freiheit der Stimmung gaben und manche Stellen des vierten schon Spuren des Mangels an geistiger Frische zeigen, besonders ist die demselben vorgesetzte Vorrede, die schon an sich eine widerwärtige Unterbrechung bildet, in einer höchst steifen und gezwungenen Sprache abgefaßt, so daß zu wünschen gewesen, Riemer hätte die Unterdrückung derselben durchgesetzt, wie er es bei der früher zum dritten beabsichtigten, freilich aus andern Gründen, bewirkt hatte. Schon an einer Stelle des zwölften Buches, wo er an die Darstellung seiner wetzlarer Liebe gelangt ist, gedenkt er seiner „verdüsterten Seelenkräfte", die nicht gestatteten, jene lieblichen Verhältnisse wieder zu vergegenwärtigen, weshalb er sich glücklich schätzt, daß er jenen Zustand schon in „vermögender Jugendzeit" (im W e r t h e r) festgehalten, und doch gelingt es ihm ein sprechendes Bild seines idyllischen wetzlarer Lebens zu entfalten, nur den gewaltigen Seelenschmerz der Entsagung wagt er nicht zu schildern und er bricht die Erzählung auf eine nicht ganz der Wirklichkeit entsprechende Weise ab. Vom vierten Theile gesteht er selbst im achtzehnten Buche, daß ihm „die weitläufige Redseligkeit und

Fülle einer Jugend" fehle, „die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll", und im siebzehnten verzichtet er auf ein frisch bewegtes Bild seines Liebeslebens, schiebt aber, um seine „betrachtende Darstellung einer lebendigen Anschauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunähern", ein paar an Lili gerichtete Lieder ein, aus denen, wenn man sie aufmerksam vorlese, lieber noch mit Gefühl vorsinge, „ein Hauch jener Fülle glücklicher Stunden gewiß vorüberwehen" werde. Und doch finden sich im folgenden einige frische Schilderungen aus jener Liebeszeit, deren Abfassung aber freilich vor jener Entschuldigung dem noch mehrere Jahre jüngern Dichter gelungen war.

Der gealterte Dichter sollte hier sein Jugendleben darstellen, was einestheils eine gewisse Ironie bedingte, mit welcher er auf jene anspruchsvollen, über die Bedingtheit der so viele Träume, Ahnungen und Strebungen vernichtenden Welt sich hinwegsetzenden Tage zurückschaute, anderseits die sehnsüchtige Erinnerungslust an jene goldene Zeit erweckte. Als er im zweiten Buche einer gewissen der Eitelkeit des Knaben schmeichelnden heimlichen Betriebsamkeit gedacht, bemerkt er: „Doch, anstatt hier ernsthafte, ja reizende Betrachtungen einzumischen, wende ich lieber meinen Blick von jenen schönen Zeiten hinweg; denn wer wäre im Stande von der Fülle der Jugend würdig zu sprechen!" Daß er es nicht lassen kann, in einzelnen Einflüssen seiner Jugend den Grund späterer Eigenheiten in zuweilen etwas weitgehender Weise zu finden, ist natürlich. Noch weniger kann man es ihm verdenken, daß er die Darstellung seines Lebens mit mancherlei Betrachtungen durchschlingt, zu denen die berichteten Ereignisse ihn einladen, wie die über die katholischen Sakramente; denn dies ist ja gerade

den Erzählungen des höhern Alters eigen, von dem einzelnen sich zu allgemeinern Ausführungen und zur Anwendung zu wenden. Nur ein paarmal spricht er einen Wunsch an bestimmte Leserkreise aus, im neunten an die, welche Kraft, Vermögen und Einfluß haben, zu Gunsten Boisserées, und im elften Buche an „unsere Pädagogen", in Bezug auf Uebersetzungen.

Gerade die innere Form, die Komposition der Lebensbeschreibung hat man bisher am wenigsten beachtet. Von Loeper wurde dadurch irre geführt, daß er jedem Buche die der Zeit nach entsprechende Stelle des sogenannten Schemas vorsetzte, als ob Goethe es bei der Ausführung zu Grunde gelegt hätte, da er doch nur, und nicht einmal unmittelbar, eine nachträglich dazu diktirte Stelle benutzte, die Bücher keineswegs sich genau an diese chronologischen Zeitangaben halten, sondern der Dichter, ehe er an die Ausführung ging, sich ein ganz neues Schema entwarf, wie es Eckermann noch von den fünf letzten Büchern sah. Somit konnte dadurch nichts gefördert, nur eine ganz falsche Beziehung veranlaßt werden. Bereits oben wurde bemerkt, daß Goethe anfangs sein Jugendleben in zwei Theilen abzuschließen gedachte; vermuthlich sollte damals das sechste Buch zum ersten Theile gezogen werden, wonach Goethe alles folgende, also die Zeit von 1766 an, wo er in Verzweiflung über seine „Geschmacks- und Urtheilsungewißheit" seine Jugendarbeiten verbrannte, bis zur Flucht von Frankfurt im November 1775, im zweiten Theile, wahrscheinlich gleichfalls in sechs Büchern, zu geben gedachte. Eine Vermuthung über den im Schema für die einzelnen Bücher in Anspruch genommenen Inhalt wäre so leicht als zwecklos. Als Goethe sich bestimmte, den ersten Theil mit dem fünften Buche zu enden, mußte er sich auch zu einer weitern Ausführung

entschließen, deren Nothwendigkeit ihm sich vielleicht schon früher ergeben hatte. Der Schluß des ersten Theiles ward nun aber auch maßgebend für die übrigen. Endete dieser mit dem Unglück seiner ersten Liebe, so sollte der zweite mit dem ersten Aufblühen seiner Liebe zu Friederiken, der dritte mit der Aussicht auf die von den Eltern begünstigte Verbindung mit der durch die Gewohnheit ihm werth gewordenen Geliebten der Ehestandskomödie endigen, wogegen der letzte seinen nothwendigen Abschluß in der gewaltsamen Trennung von der ihm ans Herz gewachsenen Lili fand, und damit sein Jugendleben, dem die höchste Befriedigung eines auf das Leben geschlossenen Ehebundes fehlen sollte, zum Abschluß kam. So lag also der Schwerpunkt seiner Darstellung in seinem Liebesleben, in welchem die leipziger und wetzlarer Liebe nur als Durchgangspunkte erscheinen sollten, wogegen Gretchen, Friederike und die Geliebten der Jahre 1774 und 1775 besondere Epochen begründeten.

Die einzelnen Bücher bilden für sich selbständige Ganze, die nicht nothwendig mit dem Ende eines Jahres, nicht einmal mit einer bedeutenden Lebensepoche, schließen müssen. Sie beginnen ruhig einleitend oder fortführend, wogegen der Dichter es liebt mit einer prägnanten, die Aufmerksamkeit fesselnden Geschichte zu schließen, bei der wir gern ausruhen. So sehen wir es denn den Dichter am Schlusse des elften Buches bedauern, daß er mit dem zunächst erfolglos gebliebenen Schauen des mannheimer Antikensals ein Buch schließe, statt damit zu beginnen, weil er eben mit der ein neues Leben begründenden Rückkehr nach Frankfurt das zwölfte eröffnen wollte, wogegen er die Reise nach Leipzig und den Beginn der Studentenjahre mitten in einem Buche, dem sechsten, beginnt, da sich für das Ende des fünften die schmerzliche

Aufregung, in welche ihn das Unglück mit Gretchen versetzt hatte, als nothwendiger Abschluß ergab. So hält er an den beiden bezeichneten Grundsätzen der Komposition nicht mit starrer Strenge fest, was schon der Wunsch nach einer gewissen Abwechslung in der innern Form bedingte. Aus der Natur der Sache ergab sich, daß die erste Jugend viel kürzer dargestellt und mehrere Jahre in einem Buche zusammengefaßt wurden, welche die Zeitverhältnisse zu einem Ganzen zusammenschlossen, wogegen der weitere Verlauf immer mehr ein genaueres Eingehen und daher kürzere Zeiträume als Begrenzung der einzelnen Bücher verlangte, ja daß zuweilen zwischen zwei Büchern keine solche sich fand. Die ausgedehnteste Schilderung haben die zehn ersten Monate des Jahres 1775 in den freilich kurzen fünf letzten Büchern erhalten, deren Umfang um einige Seiten den der drei Bücher vom dreizehnten an übersteigt, welche an achtundzwanzig Monate, vom September 1772 bis Ende 1774, umfassen. An Ausdehnung zunächst stehen die sechzehn Monate des straßburger Aufenthaltes; sie verhalten sich zu den letzten fünf Büchern wie 14 zu 17, dagegen sind sie mehr als doppelt so umfangreich wie die Darstellung der drei leipziger Jahre.

Betrachten wir zunächst den ersten Theil. Das erste Buch gibt die wohlgeordnete Darstellung der frühesten Jugend während der sieben Friedensjahre, wie dies der Anfang des zweiten bestimmt hervorhebt; es schließt mit dem hübschen Geschichtchen von der eigenen Gottesverehrung des Knaben, in welcher schon die Anschauung, daß, wie Goethe später sagt, die Natur die Handschrift Gottes sei, sich bezeichnend ausspricht. Eben so bestimmt tritt als Umfang des zweiten Buches die erste Zeit des siebenjährigen Krieges vor der Besitznahme Frankfurts durch die Franzosen her-

vor; den Schluß bildet gleichfalls eine anziehende, diesmal komische Geschichte, wie die von der Schwester mit leidenschaftlicher Stimme ausgestoßene Klage des klopstockischen Adramelech den einseifenden Barbier in Schrecken setzt. Die Zeit von Thoranes Einquartierung stellt das dritte Buch dar, das nur mit dem Auszug enden konnte; einen gewissen Abschluß erhält es durch die Erwähnung der spätern Verbindung mit Thorane und der endlichen Todeskunde. Das vierte, mit dem Frühjahr 1763 schließende, aber auch manches Spätere vorwegnehmende Buch eröffnet uns einen Blick in die weitere mannigfache Ausbildung des Knaben durch Unterricht in und außer dem Hause, wie durch mancherlei Beziehungen zu Künstlern und bedeutenden Männern; es schließt, nach der Zeichnung dreier merkwürdiger Charakterbilder von Personen, die alle Wolfgangs Lebensgang und Anschauung nach ihrer Weise zu gestalten wünschten, mit seinem eigenen Verlangen, sich einst den Dichterkranz zu erwerben. Bei Gelegenheit seines prosaischen Gedichtes Joseph erhalten wir eine Ausführung des Eindrucks, welchen die Patriarchenzeit auf den Knaben geübt, die gleichsam ein Gegenstück bildet, wie Goethe selbst bei dem Uebergange zu seinem Gedichte andeutet, zu dem Knabenmärchen der neue Paris im zweiten, aber auch zur Ausführung seines Umganges mit Derones und seines dadurch veranlaßten französischen Stückes im dritten Buche. Das fünfte schließt den ersten Theil mit der Geschichte von Gretchen, in welche die Kaiserkrönung glücklich verflochten wird; wir sehen am Ende den durch den ersten tiefen Lebensschmerz in eine heftige Krankheit gestürzten Knaben nach seiner kümmerlichen Genesung sich Gretchens Unglück selbstquälerisch ausmalen. Der so muntere, frische, das Höchste versprechende Knabe, den wir am Ende des vierten Buches auf außerordentliche Erfolge in der Dichtung ge-

spannt sahen, hier erscheint er ganz gebrochen in Folge seines ersten schmerzlichen Erwachens aus einem schmeichelnden Liebestraume.

Der zweite Theil und mit diesem das sechste Buch führt den allmählich sich zum Leben wieder erhebenden Wolfgang nach einem vergnüglichen Frühling und Sommer nach Leipzig, worauf es die erste Zeit daselbst bis zu dem einen trefflichen Schluß bildenden Autodafé schildert, das der mit Verachtung auf seine bisherigen dichterischen Arbeiten Schauende über diese verhängt. Daran schließt sich im siebenten Buche die Betrachtung über die damalige deutsche Literatur als Einleitung der durch Schlossers Ankunft und eine keimende Liebe veranlaßten Rückkehr zur Dichtung; ein lebendiges Bild bietet Behrisch, nach dessen Abgang Wolfgang sich vereinsamt fühlt; prägnant schließt die Darstellung mit dem traurigen Bescheide des einen entschiedenen Gegensatz zu Behrisch bildenden Officiers ab, die Erfahrung laufe darauf hinaus, daß man erfahre, was man nicht zu erfahren wünsche, was gleichsam als Vordeutung der den frischmuthigen Jüngling bald erfassenden und lange schwächenden Krankheit gelten kann. Das achte Buch führt uns in die Kunstbestrebungen des nach einer festen Richtung seines Geschmackes sich sehnenden Jünglings ein. Das leipziger Leben endet mit der nothdürftigen Genesung von der gefährlichen Krankheit, auf die schon im siebenten Buche als Folge des Verlustes von Aennchen gelegentlich gedeutet wurde. Mit der Rückkehr nach Frankfurt schließt das Buch noch nicht, sondern erst nach seiner Genesung von einem wiederholten Rückfalle, und zwar mit der durch seine trübe Stimmung, alchemistische und theosophische Studien angeregten Spekulation über den Ursprung des Bösen im Abfalle Lucifers, die den entschiedensten Gegensatz zu der natürlichen Gottesverehrung des Knaben am Schluß des ersten Buches bildet.

Das neunte Buch läßt den noch nervenschwachen, mystisch frommen Jüngling aus dem ihm verleideten Vaterhause nach Straßburg eilen, wo er allmählich ganz gesundet; spannend schließt es mit der Geschichte der Tanzmeisterstöchter und dem Fluche Lucindens über diejenige, die nach ihr zum erstenmale seine Lippen küssen werde, wodurch gleichsam die Liebe zu Friederiken eingeleitet wird, deren erste Bekanntschaft den bedeutungsvollen Endpunkt des zehnten Buches und zugleich des zweiten Theiles bildet; sonst stellt das zehnte Buch nach einer Einleitung über Klopstocks und Gleims Einfluß Herders mächtige Einwirkung auf seine geistige Richtung dar und schildert die lothringische Reise, die eben den Uebergang zu der sesenheimer Liebe bildet.

Das elfte Buch enthält den Verlauf der sesenheimer Liebe und des straßburger Lebens; es schließt mit dem mächtigen, unruhig aufregenden Eindruck, den Goethe im mannheimer Antikensal empfing. Unmittelbar an die Erzählung des elften Buches schließt das zwölfte an, das die Wiederanknüpfung der frankfurter Verhältnisse, die Verbindung mit Darmstadt und die wetzlarer Zeit bis zur Flucht enthält, die einen bedeutsamen Abschnitt macht, weshalb schon hier, nicht erst nach dem Besuche in Thalehrenbreitstein, der Schluß des Buches eintritt. Der Schwerpunkt des uns nach Frankfurt zurückführenden dreizehnten Buches liegt in der Darstellung der Dichtung des Götz und des Werther und des durch diese erworbenen Ruhmes, wogegen am Schlusse uns der Antheil entgegentritt, den er an den auf eine ganz andere Seite, auf staatsbürgerliche Wirksamkeit, gerichteten Aufsätzen Mösers nahm. Die Schlußbemerkung, daß er und die ihm Verbundenen etwas ähnliches hervorzubringen gehofft, ist, abgesehen von ihrer höchst zweifelhaften Wahrheit, kaum bedeutend genug, daß sie

als gewichtiger Abschluß eines Buches gelten könnte. Im vierzehnten Buche wird Goethes Beziehung zu drei als Dramatiker bedeutend hervorgetretenen Freunden, Lenz, Wagner und Klinger, dargestellt, dann auf Lavater übergegangen, sein Besuch und die Reise nach Ems beschrieben, woran sich Basedows Bekanntschaft und Goethes Fahrt nach Ems, dann zu Jacobi nach Düsseldorf anschließen; den Schluß bildet die Darlegung des Plans zu Mahomet, der durch die Beobachtung Lavaters und Basedows angeregt worden sein soll. Auch hier hätte man einen lebhaftern Schluß gewünscht; jetzt geht das Buch sehr trocken mit der Bemerkung zu Ende, die Entwicklung der Intentionen einzelner Stellen des Stückes, deren er sich noch erinnere, würde ihn zu weit führen. Das fünfzehnte Buch führt nach einer glücklichen Einleitung über seine Stellung gegen das Christenthum zum Plane des ewigen Juden, dann zur Dichtung des Prometheus und in weiterer Verfolgung seiner Lebensereignisse zu dem ersten Anknüpfen mit dem weimarischen Erbprinzen; daran schließen sich andere für ihn bedeutende Besuche, um im Gegensatze zu seinem dichterischen Schaffen mit den in Frankfurt sich ihm eröffnenden Aussichten und der „zarten Neigung“ zu enden, die zur Begründung eines eigenen Hausstandes zu führen schien. Das Gespräch, welches er mit der Mutter hält, als er sie bei den alten Wiegen auf der Bodenkammer überrascht, hätte wohl den glücklichsten Schluß gebildet, während der jetzt darauf als Einleitung zum vierten Theile gedachte folgende Satz, wie dadurch, daß er sich bei allen Vorboten zu erneuernder Häuslichkeit leidend verhalten, sich ein wunderbarer Friede über das Haus verbreitet habe, etwas stumpfer abschließt.

Die fünf Bücher des vierten Theiles sind viel kürzer als die der drei frühern und nicht so glücklich komponirt, wiederholen auch

schon früher Berichtetes. Das sechzehnte beginnt mit der Wirkung Spinozas, der ihn veranlaßt, seinem dichterischen Talent sich als seiner Natur zu überlassen; darauf folgen die Andeutung seines Wunsches nach bürgerlicher Thätigkeit und ein paar heitere, seine Gutmüthigkeit und frohe Leichtfertigkeit bekundende Geschichten, von denen er zur ersten Anknüpfung seiner Liebe zu Lili übergeht; zuletzt wird über Jungs Besuch in seinem elterlichen Hause berichtet, der durch das Mißlingen seiner Hauptoperation für ihn und die Eltern höchst unerquicklich geworden. Ursprünglich lief das Buch in jene beiden artigen Anekdoten glücklicher aus. Das folgende führt zunächst das Liebesverhältniß bis zur Verlobung, nach welcher sich manche Bedenken erhoben; der zweite Theil des Buches, der über den damaligen politischen Zustand, Deutschlands innere Verhältnisse und insonderheit die seiner Vaterstadt handelt, paßt dazu nicht recht; auch läuft er unbedeutend aus; ursprünglich war er für das folgende Buch bestimmt. In diesem achtzehnten Buche handelt Goethe zunächst vom Einflusse des Hans Sachs und dem in dessen Stile unternommenen Possenspiele Hanswursts Hochzeit, woran sich ursprünglich auch Mittheilungen über die Fortsetzung des Faust anschließen sollten, dann erst kehrt er zur Schilderung seiner Lebensereignisse zurück. Wir erhalten ein anschauliches Bild von dem Besuche der Stolberge, die er, um einen Versuch zu machen, ob er Lili entbehren könne, nach der Schweiz begleitet; das Buch schließt sehr bedeutend und lebhaft spannend mit der Ankunft Goethes und seines Reisegefährten Passavant vor dem Hospiz auf der Spitze des Gotthardt, und ist, wie der Anfang des neunzehnten, sehr glücklich ausgeführt. Letzteres bringt uns nach Zürich, dann rasch nach Frankfurt zurück; die immer weitere Entfremdung von Lili wird etwas mager geschildert

und mit dem vom Vater begünstigten Egmont gerade nicht sehr bedeutsam geschlossen. Im letzten unmittelbar an die Erwähnung Egmonts anknüpfenden Buche wird Goethe zunächst durch seinen Landsmann, den Maler Kraus, mit den weimarischen Verhältnissen bekannt, darauf durch Bemerkungen über das Dämonische der Uebergang zum Egmont gemacht, als ob von diesem noch gar nicht die Rede gewesen, dann erst kehren wir zu des Dichters Lebensereignissen zurück, und zwar in die erste Zeit nach der Rückkehr, als wäre der immer weitern Trennung von Lili im vorigen Buche gar nicht gedacht worden. An den Gedanken der Flucht schließt sich die Einladung des jungen weimarischen Fürstenpaares, und was darauf bis zur Umkehr auf der schon angetretenen Reise nach dem Süden folgte. Das Gefühl, daß ihn das Schicksal nach Weimar rufe, bildet auf ergreifende Weise den würdigsten Abschluß des Ganzen.

Große Kunst, wie wir sie, abgesehen von einem großen Theile des vierten Theiles, in der Komposition des Ganzen fanden, zeigt sich auch in der Anordnung innerhalb der einzelnen Bücher. Die strenge Zeitfolge wird nicht durchaus maßgebend, zuweilen nimmt die Darstellung einiges vorweg, um das sachlich Zusammengehörige zu vereinigen, bringt auch manches erst später da nach, wo auf die weitere Folge desselben die Rede kommt. Besondere Sorgfalt ist auf die Uebergänge verwandt, bei denen reiche Abwechslung und sinnige Beziehung meist glücklich verbunden sind; freilich fehlt es auch nicht an Fällen, wo diese zu künstlich und gezwungen erscheinen. Nicht bloß durch Betrachtungen, deren wir schon gedachten, auch durch Ausführungen über die politischen Zeitereignisse und die auf ihn einwirkenden Literaturverhältnisse, auch über seine eigenen Hauptwerke erhält die Darstellung der Lebensereignisse

eine anmuthige Abwechslung; denn auf diese, von denen ja auch seine dichterische Entwicklung abhängt, kommt es vor allem an, wenn er auch selbst einmal im zwölften Buche sagt, das vorliegende Werk sei bestimmt, die Lücken eines Autorlebens auszufüllen, manches Bruchstück zu ergänzen und das Andenken verlorener und verschollener Werke zu erhalten. Denn hatte er auch ursprünglich nur die Absicht, die Folge und Entstehung seiner Werke anzugeben, so führte ihn dies doch nothwendig weiter, er mußte ein Bild seiner menschlichen und dichterischen Entwicklung entwerfen, die eben von seinem Lebensgange und den nähern und entferntern äußern Umständen bedingt war, und sein künstlerischer Sinn verlangte ein allseitiges, in sich abgeschlossenes organisches Ganzes, eine eigene Lebensbeschreibung. Er selbst bezeichnet im Vorworte als Hauptaufgabe der Biographie „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt". In dieser Aeußerung treten freilich das persönliche Leben und der Fortschritt der Entwicklung der jedem einzelnen verliehenen Anlagen und Kräfte zu wenig hervor, aber Goethe macht diese Bemerkung auch nur gelegentlich in Bezug auf die ungeheuern Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf ihn wie auf die ganze Masse der Gleichzeitigen den größten Einfluß geübt.

Jedem der vier Theile ist ein Motto vorgesetzt, von denen die des zweiten und vierten im Verlaufe der Erzählung erklärt werden; die meisten, wenn nicht alle, bot ihm Riemer. Der Sinnspruch des ersten, der Vers des Komikers Menander, heißt wört-

lich: „Der nicht gegerbte (geprügelte) Mensch wird nicht erzogen“; wir könnten etwa sagen: „Wer nicht gezüchtigt wird, wird nicht erzogen.“ Schon bei Gruter steht das deutsche Sprichwort: „Schleg machen weise.“ Unser Motto bezieht sich auf die unglückliche Geschichte mit Gretchen, die ihn „in Verlegenheit und Noth brachte“; er selbst leitet diese mit den Worten ein: „Für alle Vögel gibt es Lockspeisen, und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet.“ An die kleinen Leiden, die der Jugend von Lehrern, Altersgenossen und sonsther kommen, ist nicht zu denken. Aehnlich deutet das Motto des dritten Theiles: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen“, auf die Schule des Lebens, das uns durch Leiden erzieht. In einem Briefe an Jacobi aus dem November 1782 schreibt Goethe, in den letzten Jahren habe er unsäglich ausgestanden, aber es scheine, als wenn es eines gewaltsamen Hammers bedurft habe, um seine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und sein Herz gediegen zu machen. Man vergleiche Goethes Gedicht an Werther (Trilogie der Leidenschaft) 11—34 und Schillers Ideale Str. 2—7. Besonders ist an Liebesleiden zu denken, aber auch an den Widerstand, den er fand. Die Form des Spruches gehört wohl Goethe selbst. Bei Agricola lautet er: „Gott steuret den hohen Bäumen, daß sie nicht in den Himmel wachsen.“ Auch dem Motto des zweiten Theiles: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle“, gab er wohl diese Form; im neunten Buch, wo er dieses „brave und hoffnungsreiche altdeutsche Wort“ mit Beziehung auf die neuern, besonders Boisserées Bestrebungen zur Kenntniß und Würdigung altdeutscher Baukunst anführt, lautet er: „Was einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug“, und so finden wir ihn auch noch in seinem Briefe an Carus vom 16.

August 1827, wo nur man statt einer steht. Goethe fand im Volksmunde wohl genug statt die Fülle, wenn er nicht dieses hinzufügte; denn mit und ohne genug wird der Spruch angeführt. Dem Motto des vierten Theiles: **Nemo contra deum nisi deus ipse**, gibt er selbst im zwanzigsten Buche die Beziehung auf das Dämonische. Riemer berichtet (I, 396 f.): „Ebenso lasen wir [er mit Goethe beim Aufenthalte in Karlsbad, nach II, 699 im Mai 1807] Zinkgräfens Apophthegmata, und ich erinnere mich, daß unter hunderten von Sprüchen und Sentenzen keiner einen solchen Eindruck auf mich machte als der Spruch: **Nihil** [so] **contra Deum nisi Deus ipse**. Mit einem Male ahndete ich eine grenzenlose Anwendung, und der Spruch blieb mir so tief eingeprägt, daß ich ihn nicht nur öfters bei Gelegenheit anführte, sondern ihn auch, als Goethe wegen eines Mottos für den dritten [vierten] Theil seiner Biographie in Ungewißheit war, in Vorschlag brachte.“ Bisher aber ist er in J. W. Zincgreffs Sammlung: „Deutsche Apophthegmata, das ist der Deutschen kluge Sprüche“, die zuerst in zwei Bänden zu Straßburg 1626 bis 1631 erschien, auch in der Fortsetzung von L. Weidner, nicht aufgefunden*), eben so wenig andere Quelle nach-

*) Wirklich wurde Goethe durch Zincgreff zu den Sprüchen (Sprichwörtlich 169 ff.) veranlaßt:

Man hat ein Schimpflied auf dich gemacht;
Es hats ein böser Feind gemacht.

Laß sie's nur immer singen;
Denn es wird bald verklingen.

Dauert nicht so lang in den Landen
Als das „Christ ist erstanden“.

gewiesen worden. Das deutsche Sprichwort sagt: „Wider Gotts Gewalt kann keiner“, das französische: Contre Dieu nul ne peut. Der Zusatz im lateinischen Spruche sollte wohl ursprünglich auf die Zulassung Gottes deuten. Von Loeper vergleicht damit: „Dem Menschen thut niemand mehr Schaden und Leid als er selbst“, und ähnliche Sprüche, die nicht hierher gehören.

Das dauert schon 1800 Jahr,
Und ein paar drüber, das ist wohl wahr.

Zincgreff erzählt I, 36, 15, ein Schreiber habe Kaiser Maximilian gebeten, einige deutsche Liedlein, die ihm selbst, dem Schreiber, zum Hohn gemacht worden, zu verbieten; dieser aber habe ihn gemahnt, es zu verschmerzen. „Dergleichen Lieder (Pasquille), wie sie schwind aufkommen, also vergehen sie schwind wieder, sie währen nicht so lang als das Lied „Christ ist erstanden“, darüber einmal ein Jud klagete, doch es nun 1500 Jahr gewähret hat.“

Druck: Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.

Inhalt.

Rebind